



100 Jahre 100 Orte

der Caritas
im Erzbistum Paderborn

100 Jahre
Caritasverband für das
Erzbistum Paderborn e.V.
CARITAS HEISST LIEBE!



100
Jahre
100
Orte
der Caritas
im Erzbistum
Paderborn

Flammescat ignis caritatis – Auflodern möge die Flamme der Liebe Christi!

Bischof Karl Joseph Schulte (1915)





100 Jahre 100 Orte

der Caritas
im Erzbistum Paderborn

100 Jahre
Caritasverband für das
Erzbistum Paderborn e.V.
CARITAS HEISST LIEBE!



Inhalt

Grußwort des Erzbischofs	6
Ein Wort zuvor	7
100 Jahre – 100 Orte	8
Perspektiven: Prioritäten für die Caritas bis 2020	208
Der Caritasverband für das Erzbistum Paderborn 1915 – 2015	210
Mitglieder des Diözesan-Caritasverbandes Paderborn	236
Die Leitung des Diözesan-Caritasverbandes Paderborn seit 1915	238
Aus der Zentralstatistik des Deutschen Caritasverbandes für den Diözesan-Caritasverband Paderborn	240

Impressum

Herausgeber

Caritasverband für das Erzbistum Paderborn e. V.
Am Stadelhof 15
33098 Paderborn
Tel. +49 5251 209-0
Fax +49 5251 209-202
info@caritas-paderborn.de
www.caritas-paderborn.de

Eingetragen beim Vereinsregister des
Amtsgerichts Paderborn unter VR 680

Redaktionsverantwortlicher

Jürgen Sauer
Caritasverband für das Erzbistum Paderborn e. V.
Tel. +49 5251 209-311
j.sauer@caritas-paderborn.de

Redaktion

Theo Breul, Markus Jonas, Jürgen Sauer
(Caritasverband für das Erzbistum Paderborn e. V.)

Konzept und Gestaltung

Bernd Schrewe, Robert Pasitka
Mues+Schrewe GmbH | Werbeagentur
Kreisstraße 118 | 59581 Warstein-Suttrop
www.mues-schrewe.de

Druckherstellung

Werbedruck GmbH Horst Schreckhase
Dörnbach 22 | 34286 Spangenberg
www.schreckhase.de

Titelmotiv

„Flammenkreuz“, Tuschzeichnung von Robert Pasitka, 2015

Ortsregister

Arnsberg-Neheim	46	Hagen	30	Olpe	104
<hr/>		Halle (Saale)	168	Olsberg-Bigge	96
Bad Wildungen	90	Hamm	78, 106, 120, 182	<hr/>	
Balve	76	Heilbad Heiligenstadt	54	Paderborn	16, 20, 56, 66, 94, 102, 116, 138, 144, 184, 192, 198, 204, 208
Bielefeld	22, 58	Herford	110	Porta Westfalica	108
Bochum	80, 166	Herne	14, 186	<hr/>	
Borchen	134	Herne, Wanne-Eickel	42	Rüthen-Körtlinghausen	32
Brakel	24, 188	Hoi An, Vietnam	174	<hr/>	
Brilon	50	Hövelhof	58	Salzkotten	52
Budapest, Ungarn	88	Höxter	112	Salzkotten-Scharmede	132
Büren	126	Höxter (Kreis)	98	Schloß Holte-Stukenbrock	44
Büren-Wewelsburg	86	<hr/>		Siegen	12
<hr/>		Iserlohn	68, 172	Soest	82
Dortmund	10, 26, 38, 84, 148, 158, 170, 180, 196	Jablunitsa, Ukraine	160	Spenge	122
Drolshagen	164	<hr/>		Sundern	74
Düsseldorf	202	Kattowitz, Polen	150	<hr/>	
<hr/>		<hr/>		Unna	146
Erwitte	154	LenneStadt-Altenhudem	156, 194	<hr/>	
<hr/>		LenneStadt-Oedingen	8	Wangerooge	18
Geseke	72	LenneStadt-Meggen	34	Warburg	58, 92, 200
Gütersloh	28	Lippstadt	64, 100, 162, 206	Warburg-Hardehausen	136
<hr/>		Lippstadt-Hörste	124	Warschau, Polen	130
		Lübbecke	36	Wenden	190
		Lünen	142	Werl-Westönnen	60
		<hr/>		Wilnsdorf	40
		Magdeburg	118	Winterberg	140
		Mamonowo (Heiligenbeil), Russische Föderation	178	Witten	176
		Marienmünster	128		
		Meschede	70, 114		
		Minden	48, 62		
		Möhnesee	152		
		<hr/>			

Grußwort des Erzbischofs



„Flammescat ignis caritatis – Auflodern möge die Flamme der Liebe Jesu Christi!“ – Dieser Ausruf meines Amtsvorgängers Bischof Karl Joseph Schulte vor 100 Jahren markiert den Beginn einer bemerkenswerten Entwicklung, die bis heute andauert.

Als der Erste Weltkrieg tobte, stand die öffentliche Fürsorge vor nie gekannten Problemen: Millionen Männer, die einzigen Ernährer der Familien, waren im Krieg. Frauen und Kinder mussten versorgt werden. Viele dubiose private Wohltätigkeitsaktionen entstanden. Gleichzeitig war die katholische Caritas zersplittert in Tausende örtliche Einrichtungen und Dienste. Vor diesem Hintergrund einigten sich die deutschen Bischöfe auf die Bündelung und Koordinierung der kirchlichen Hilfsmaßnahmen in diözesanen Caritasverbänden.

Als erster Bischof in Westdeutschland ergriff Bischof Karl Joseph Schulte die Initiative. Bei der Gründungsversammlung des „Caritasverbandes für das Bistum Paderborn“ am 8. Dezember 1915 in Dortmund beschwor er vor 600 Vertretern der bestehenden caritativen Vereinigungen das Feuer der Caritas, das Feuer der Nächstenliebe, mit dem die Christen dem kriegsbedingten „Orkan von Menschenleid und Menschenelend“ entgegentreten müssten.

Diese vor 100 Jahren beschworene Nächstenliebe rührt an den Kern der christlichen Botschaft selbst. Der Satz Jesu „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ ist ein auch heute noch revolutionärer Anspruch. Das Gebot der bedingungslosen Hinwendung zum Nächsten ist von Anfang an das Leitmotiv allen christlichen Lebens und Handelns. Schon in der Apostelgeschichte wird aber auch berichtet, wie das individuelle Engagement organisiert und kanalisiert werden musste. In unserer heutigen komplexen Gesellschaft braucht es mehr denn je Struktur, Bündelung von Anstrengungen, Kanalisierung von Hilfsmaßnahmen und auch Verwaltung von finanziellen Mitteln. Der Diözesan-Caritasverband mit seinen Unterglie-

derungen, mit vielfältigen Fachdiensten und Beratungsstellen, übernimmt damit entlastend, was ein einzelner Christ oder eine Pfarrgemeinde unmöglich leisten könnte.

Doch Strukturen müssen mit Leben gefüllt sein. Was wäre die Caritas ohne die Menschen, die den direkten Kontakt zu Hilfsbedürftigen und Notleidenden haben, die ihnen die Hand reichen und sich mit ihren Sorgen befassen? Tausende

haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter der Caritas und ihrer Fachverbände füllen Jesu Gebot mit Leben. Stellvertretend erfüllen sie diesen Grundauftrag der Gemeinde. In einer Zeit, wo viele der Kirche gleichgültig gegenüberstehen, sind sie oft die einzigen Verbindungspunkte der Kirche und der Gemeinden zu den Menschen „draußen“.

Wir brauchen beides: eine gut arbeitende Caritas-Organisation und Menschen, denen der Umgang mit Armut, Schwäche, Behinderung und Hilflosigkeit vertraut ist. Für diesen unersetzlichen Dienst an den Menschen und für die Glaubwürdigkeit unserer Kirche möchte ich allen

Frauen und Männern von Herzen danken, die die Caritas lebendig erhalten haben und lebendig erhalten.

In diesem Buch werden Orte, Menschen und Aktivitäten exemplarisch vorgestellt, die das caritative Handeln in unserem Bistum in den vergangenen 100 Jahren hervorgebracht hat. Es sind Geschichten, die Geschichte lebendig werden lassen, Geschichten, die es wert sind, erzählt zu werden. Bei deren Lektüre wünsche ich Ihnen viel Freude und Inspiration.

Paderborn, im August 2015

Hans-Josef Becker
Erzbischof von Paderborn

Ein Wort zuvor

Eine Postkarte für einen Kriegsgefangenen des Ersten Weltkrieges, eine „Wanderkarte“, die Ende der 20er-Jahre umherziehenden Arbeitslosen zeigte, wo sie Unterkunft fanden; das Kreuz an der Landstraße, das an das tödliche Ende der Dienstfahrt einer Caritas-Schwester erinnert: Dieses Buch ist mehr als eine übliche Jubiläums-Chronik. „Hundert Jahre, hundert Orte“ ist der Versuch, Geschichte aus einem ganz besonderen, subjektiven Blickwinkel zu fassen – eben als *Geschichten*.

Zum 100-jährigen Bestehen des Caritasverbandes für das Erzbistum Paderborn haben wir die angeschlossenen Einrichtungen und Dienste gebeten, über „Orte“ nachzudenken, die für ihre eigene Geschichte bedeutend sind.

„Orte“ im weiten Sinn, denn auch diese sind immer verknüpft mit Personen oder Ereignissen. Ihre Relevanz erhalten diese Orte, weil sie etwas über das eigene Selbstverständnis aussagen. Sei es über die Motivation, aus der die Hilfe für den Nächsten geleistet wurde, sei es über die Entwicklung der fachlichen Arbeit oder über längst vergessene Hilfen. An Rückmeldungen mangelte es nicht. Natürlich möchte man an die Geschichte von großen Einrichtungen oder an Caritas-Persönlichkeiten erinnern. Manchmal war aber auch nur ein Gegenstand „Aufhänger“ für eine Geschichte. Aber auch diese Geschichte wartete darauf, erzählt zu werden.

Caritas als Hilfe für Alte, Kranke und Notleidende ist in der Gegenwart, im Alltag verortet. Vieles geschieht „im Stillen“, vor allem in der ehrenamtlichen Caritasarbeit. „Die Liebe prahlt nicht“, schreibt der Apostel Paulus im Hohen Lied der Liebe (1 Kor 13). Entsprechend „dünn“ sind oft die schriftlichen Zeugnisse caritativer Arbeit. Umso wichtiger sind Erinnerungen, besonders wenn diese „kollektiver“ Art sind. Dieses gemeinschaftliche Erinnern verdeutlicht eindrucksvoll, was Caritas letztlich bedeutet, weil es Caritas auf ihren Kern reduziert: Caritas heißt Liebe, ist Antwort und Reflex auf das



Dr. Thomas Witt



Josef Lüttig

Geliebtsein durch Gott. Diese Liebe hat Kraft, setzt Menschen in Bewegung, verändert sie. So erinnert sich beispielsweise eine Kirchengemeinde an eine Ordensfrau, die selbstlos über 30 Jahre hinweg Kranke pflegte. Die Ordensfrau ist längst verstorben, die Grabpflege ist Ehrensache für die Gemeinde.

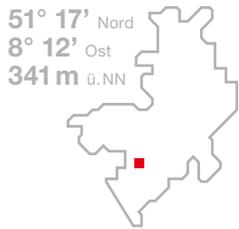
Auch Einrichtungen, die nicht mehr bestehen, sind aufgefangen durch Erinnerungen an Menschen, die dort unter dem Zeichen des Flammenkreuzes gewirkt haben: in der Pflege, in der Erziehung oder Beratung. Man erinnert sich an Menschen, die aus einer caritativen Motivation heraus Neues geschaffen haben und damit Perspektiven für Menschen boten, für die sich sonst niemand interessierte.

Zum 100-jährigen Bestehen des Caritasverbandes für das Erzbistum Paderborn blicken wir dankbar zurück auf all das, was in der Kraft dieser Liebe geleistet wurde. Unsere Publikation kann nur einen kleinen Ausschnitt davon wiedergeben. Auch dieses kleine Mosaik aus 100 Geschichten ist selbst wiederum nur ein „Farbkleck“ im großen Mosaik des Liebeswerkes unseres Erzbistums. Unser Dank gilt allen Trägern und Einrichtungen, die mit ihren Themenvorschlägen zu diesem Mosaik beigetragen haben, dem Redaktionsteam, dem Historiker Dr. Bernd Plaum für seinen einführenden Beitrag sowie der Agentur Mues und Schrewe für die gestalterische Umsetzung.

Paderborn, im März 2015

Domkapitular
Dr. Thomas Witt
Vorsitzender

Josef Lüttig
Diözesan-
Caritasdirektor



1 | Lennestadt-Oedingen

Hand ans Werk!

Der Gründer des Diözesan-Caritasverbandes: Bischof Karl Joseph Schulte (1871–1941)

■ Karl Joseph Schulte wurde am 14. September 1871 auf Haus Valbert bei Oedingen, heute ein Ortsteil von Lennestadt, geboren. Für seine Eltern, den Gutspächter Oswald Schulte und

dessen Frau Antonetta Schlünder, blieb er das einzige Kind. Hier im ländlichen Sauerland verlebte Schulte seine ersten Lebensjahre. Der Berufswechsel des Vaters in die Krupp'sche Verwaltung nach Essen verpflanzte den jungen Karl Joseph in die boomende Industrieregion. In Essen erhielt Schulte auch seine schulische Ausbildung, zunächst in der Volksschule, anschließend bis zum Abitur auf dem Burggymnasium, das er 1891 mit dem Zeugnis der Reife verließ.

Die sozialen Probleme des Ruhrgebietes nahm der junge Mann bewusst wahr – ebenso wie die spezifisch katholischen Antworten auf die „soziale Frage.“ Dazu gehörten die Gründung des Volksvereins für das katholische Deutschland oder das allgemein zunehmende Engagement für katholische Arbeitervereine und christliche Gewerkschaften.

Nach dem Abitur studierte Schulte zunächst in Bonn Theologie. Sein Wunsch, Priester zu werden, erfuhr allerdings einen Dämpfer, als er nach einem unerlaubten Wirtshausbesuch des Theologenkonviktes verwiesen wurde. Schulte setzte sein Studium in Paderborn und Münster fort. Am 22. März 1895

wurde er in Paderborn zum Priester geweiht. Seine erste Stelle als Seelsorger trat er in Witten an der Ruhr an. Hier lernte er abermals die Nöte der Arbeiter einer von Bergbau und Schwerindustrie geprägten Ruhrgebietsstadt kennen. 1901 berief ihn Bischof Schneider als Repetent (Dozent) an das Bischöfliche Theologenkonvikt in Paderborn und zwei Jahre später ans dortige Priesterseminar. Im selben Jahr promovierte Schulte in Tübingen in Theologie. Als Professor für Apologetik und Kirchenrecht wirkte er ab 1905 in Paderborn.

Die Wahl des Nachfolgers von Bischof Schneider fiel, für Schulte überraschend, im November 1909 auf ihn. Die Bischofswürde und das damit verbundene Amt nahm er innerlich nur zögerlich an. Für zehn Jahre blieb der bei der Wahl erst 38-jährige Schulte das kirchliche Oberhaupt im Bistum. Neben einer verbesserten Kommunikation im Bistum durch Diözesankonferenzen galt sein Augenmerk der Ausbildung des Theologennachwuchses durch den Ausbau der Philosophisch-Theologischen Lehranstalt. Und als Anhänger eines sozialen Katholizismus trat er mit der Einrichtung eines Lehrstuhls für die „soziale Frage“ an der Philosophisch-Theologischen Akademie 1910 hervor.

Die caritative Seite Schultes zeigte sich vor allem während des Ersten Weltkriegs. So gründete er einen international beachteten Hilfsdienst für Kriegsgefangene, die „Kirchliche Kriegshilfe der deutschen Bischöfe“ (vgl. Beitrag S. 56). Er war der erste Bischof in Westdeutschland, der einen diözesanen Dachverband der Caritas gründete, um die zersplitterten Caritas-Initiativen in seinem Bistum zusammenzufassen.

Vier Tage nach dem Waffenstillstand richtete Schulte am 15. November 1918 folgenden Aufruf an die Bewohner seines Bistums: „Die Losung dieser Stunde lautet vor allem: Hand ans Werk! Die unausbleiblichen Notstände des überstürzten Überganges vom Krieg zum Frieden gilt es nach Möglichkeit, mit allen verfügbaren Mitteln und Kräften zu mildern. Daher richtet sich mein Aufruf an alle Diözesanen in Stadt und Land und besonders an den Klerus und die kirchlichen und karitativen Vereine: Erkenntet und tut eure Pflicht, allen Hilfsbedürftigen ohne Säumen zu helfen, einer trage des andern Last, nur so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen!“

Nummehr rückten für Schulte Personengruppen in den Blick, die der besonderen kirchlichen Zuwendung bedurften: heimkehrende Soldaten, Kriegshinterbliebene, akademisch gebildete Katholiken, die Jugend und die Familien. 1920 wurde Schulte zum Erzbischof von Köln gewählt, ein Jahr später zum Kardinal ernannt. Der seit 1927 schwer herzkrankte Geistliche starb 1941 während eines Bombenangriffs auf Köln.

Dr. Bernd Plaum



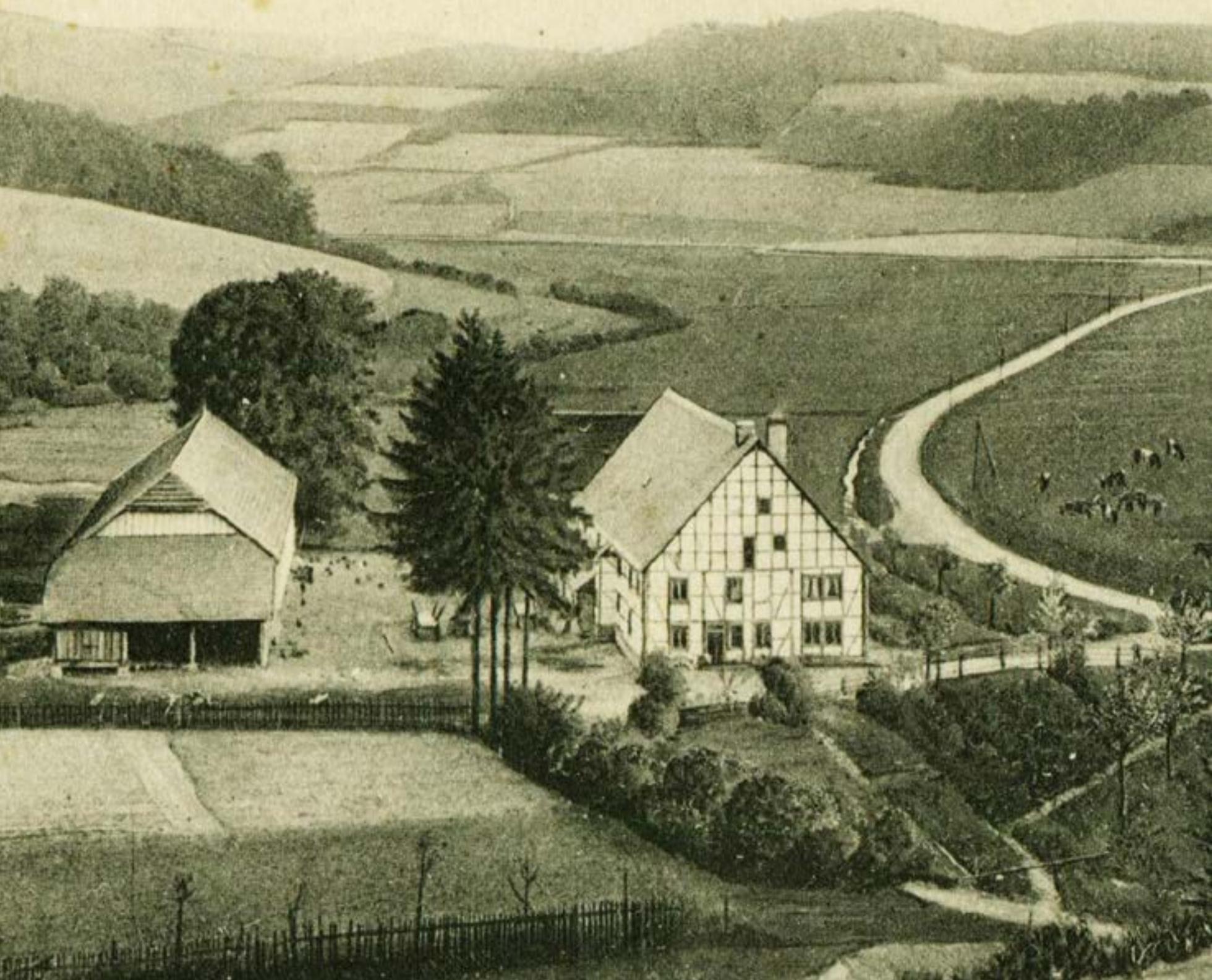
Bischof Karl Joseph Schulte (1871–1941)

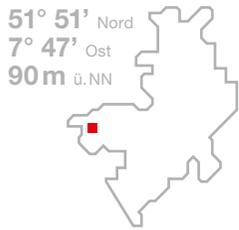
Foto: Archiv Diözesan-Caritasverband Paderborn
Rechte Seite:

Der Geburtsort des Bischofs bei Oedingen (Sauerland).
Historische Postkarte.
Quelle: Oliver Breiting, Lennestadt-Oedingen

Gut HausValbert in der Gemeinde Oedingen (Sauerland)

Geburtsort d. Hochw. Bischof Josef, Paderborn





2 | Dortmund

Soziale Arbeit an der Wiege des BVB

Das Bernhard-März-Haus am Borsigplatz in der Dortmunder Nordstadt



Aus einer ehemaligen Kokosweberei wird ein Beratungszentrum und Begegnungszentrum: 1997 nahm das Bernhard-März-Haus des Caritasverbandes Dortmund seine Arbeit in der Nordstadt auf. Die Einrichtung ist nach dem langjährigen Vorsitzenden, Dr. Bernhard März (1912–1992), benannt.

Rechte Seite:

„Das Wesentliche unserer Arbeit, das sind die Menschen in der Nordstadt.“

Fotos: Caritasverband Dortmund

■ Wer die vergleichsweise junge Geschichte des Bernhard-März-Hauses im Norden Dortmunds verstehen will, muss weit in die Vergangenheit schauen. Nur 200 Meter trennen das Bernhard-März-Haus vom Borsigplatz, der Wiege des Ballspielvereins Borussia, kurz BVB. Die 18 jungen Männer, die im Jahr 1909 den Verein aus der Taufe hoben, hatten neben der Fußballleidenschaft zwei Dinge gemeinsam: Sie waren Mitglieder der katholischen Pfarrgemeinde Hl. Dreifaltigkeit und arbeiteten überwiegend im benachbarten Hoesch-Stahlwerk.

„Der Norden Dortmunds ist seit der Industrialisierung von harter Arbeit, vom Stahl, von Zechen geprägt gewesen“, erzählt Christoph Gehrman, Leiter des Bernhard-März-Hauses der Caritas. Tausende Einwanderer, einst Gastarbeiter genannt, zogen der Arbeit wegen in den Dortmunder Norden. Und kein anderer Stadtteil wurde härter vom Niedergang der klassischen Ruhrgebietsindustrien getroffen. Die Arbeitslosigkeit war (und ist) hoch, das Durchschnittseinkommen niedrig.

In den 90er-Jahren erwarb die Stadt Dortmund mit Stadterneuerungsmitteln des Landes das Gebäude einer ehemaligen Kokosweberei in der Nähe des Borsigplatzes. Der Dortmunder Norden war damals im Rahmen des Bund-Länder-Programms Soziale Stadt zum „Stadtteil mit besonderem Erneuerungsbedarf“ ernannt worden. Dem Stadtteil stehen damit besondere finanzielle Leistungen zu. Das Ziel im Dortmunder Norden war die Einrichtung eines Beratungs- und Begegnungszentrums. Die stadteneigene „Projektgruppe Nordstadt“ erarbeitete verschiedene Konzepte und suchte nach einem geeigneten Träger. Sie entschied sich schließlich für das Beratungs- und Begegnungszentrum des Caritasverbandes Dortmund, das heutige Bernhard-März-Haus.

1997 nahm das Haus in dem als schwierig geltenden Stadtteil seine Arbeit auf. Schwerpunkte dieser Arbeit liegen in der allgemeinen Sozialberatung. Das Konzept des Hauses versteht sich ausdrücklich als „sozialraumorientiert“. Als Teil der Projektgruppe Nordstadt sieht die Einrichtung daher ihre Aufgabe darin, nicht nur Einzelfälle zu bearbeiten, sondern Strukturen zu fördern, die sich positiv auf die Entwicklung des Viertels auswirken. Unter dem Dach des Hauses ist auch der

Fachdienst für Integration und Migration beheimatet, der aus der Beratung für ausländische Arbeitnehmer und deren Familien hervorgegangen ist. Die Dortmunder Caritas betreut vom Bernhard-März-Haus aus außerdem eine Reihe von Offenen Ganztagschulen und engagiert sich darüber hinaus aktiv in der Schulsozialarbeit.

„Die große Herausforderung der Zukunft ist der Zuzug von Roma aus Bulgarien und Rumänien“, erzählt Christoph Gehrman. Gerade für die aus Bulgarien stammenden, aber Türkisch sprechenden Xoraxane-Roma ist der Norden Dortmunds mit seiner großen türkischstämmigen Gemeinde ein Anziehungspunkt. Generell wird die Armutszuwanderung im Dortmunder Norden für die Caritas auch in Zukunft einen Arbeitsschwerpunkt bilden. Auf dem Gelände der ehemaligen Kokosweberei betreibt die Caritas darüber hinaus einen Kleider- und Möbelshop, der unter anderem dazu genutzt wird, Jugendliche und junge Erwachsene – größtenteils ohne Ausbildung – für Berufe im Lager und im Handel vorzubereiten. Drei Jahre lang leitete Marlies Haarmann (gest. 2012) das Haus, Christoph Gehrman hat die Leitung im Jahr 2000 übernommen. Er macht seine Arbeit gerne, aber hätte er für die Zukunft einen Wunsch frei, wüsste er, was er sich wünschen würde: „Weniger Bürokratie. In der sozialen Arbeit muss de facto jeder Arbeitsschritt dokumentiert, jeder Projektantrag aufwendig gestellt werden. Etwas weniger Verwaltungsarbeit gäbe uns mehr Zeit für das Wesentliche unserer Arbeit. Und das sind die Menschen in der Dortmunder Nordstadt.“

Benannt wurde das Haus übrigens nach Dr. Bernhard März (1912–1992). Er war von 1972 bis 1986 Vorsitzender des Caritasverbandes Dortmund und hat sich mit besonderem Engagement dem Ausbau der sozialen Aktivitäten und der organisatorischen Entwicklung des Verbandes gewidmet.

Christian Lukas





3 | Siegen

Schuldenfreier Trümmerhaufen

Nach letzter Tilgungsrate für das Marienkrankenhaus kam das Bomben-Inferno

■ Im Sommer 1941 erreicht der Zweite Weltkrieg durch den deutschen Angriff auf die Sowjetunion seine letzte und brutalste Eskalationsstufe: Jenseits der deutschen Grenzen zeigt der Krieg jetzt sein wahres Gesicht als Vernichtungskrieg. In Deutschland selbst steht das Schlimmste noch bevor. Schon Mitte September 1940 zeigt sich, dass die Luftwaffe gegen die Royal Air Force nicht die Oberhand gewinnen kann. Als Antwort auf den deutschen Angriff auf Coventry beginnt die flächendeckende Bombardierung Deutschlands und seiner Städte.

Auch in Siegen versuchte man, sich gegen den Bombenkrieg zu schützen. Bis zum Kriegsende sollten 24 Bunker in der ganzen Stadt gebaut werden, die fast 30000 Menschen Platz boten und zum Teil heute noch im Stadtgebiet zu sehen sind. Im März 1941 kündigte das Stadtbauamt die Errichtung eines weiteren Bunkers neben dem Marienkrankenhaus an, der zweigeschossig an den leicht abschüssigen Hang zum Park gesetzt werden sollte. Das Monstrum, das daraufhin entstand und heute als Lager sowie Rechenzentrum dient, hatte eine doppelte Funktion als öffentlicher Luftschutzraum und Krankenhausbunker. Insgesamt gab es nach den Plänen 779 Plätze in diesem Doppelbunker, davon allein 274 Liegeplätze für die Kranken.

Von Bombardements blieben die Siegener lange verschont – so lange, dass einige mitunter zu hoffen begannen, am Ende doch verschont zu bleiben, zumal die Front von allen Seiten auf die Heimat zurollte. Im September 1944 traf ein erster größerer Luftangriff die Stadt Siegen und riss die Bewohner aus dem Schlaf. Danach wurde es noch einmal für drei Monate ruhig.

Am 16. Dezember, dem Tag, an dem in den Ardennen die

letzte deutsche Offensive begann, brach in Siegen die Hölle los. Um genau 14.59 Uhr warfen 92 Lancaster-Bomber insgesamt knapp 500 Tonnen Bomben ab. Nach wenigen Minuten waren sie wieder verschwunden, während die Stadt langsam Feuer fing. Am Ende des Tages waren weite Teile der Altstadt zerstört, 350 Siegener tot und etwa 500 weitere verletzt. Und während das Marienkrankenhaus mit seinem großen Luftschutzbunker kein einziges menschliches Opfer zu beklagen hatte, war der seit 1869 mit unendlichen Anstrengungen errichtete und

immer wieder erweiterte Bau von einem Tag auf den anderen Geschichte. Lediglich ein Gebädetrakt war so glimpflich davongekommen, dass er noch zu retten war. Benutzbar war auch er vorläufig nicht mehr.

Pfarrer Wilhelm Ochse hatte den Angriff im Keller des Pfarrhauses erlebt – und beinahe nicht überlebt, denn die Tür des Luftschutzraumes war durch eine Explosion so verbogen worden, dass sie sich zunächst nicht mehr

öffnen ließ. Als Ochse sich wieder ins Freie gekämpft hatte, sah er das ganze Ausmaß der Zerstörung. Melancholisch notierte er wenige Tage später nach einem weihnachtlichen Rundgang: „Von einem zerfetzten Baume schrie es in die mondhelle Nacht über das Ruinenfeld: Uhu-Uhu! Wittert der Nachtvogel die Zukunft der Stadt? Wird das Getier der Wälder in Zukunft in dieser Ruinenstadt siedeln?“

Ein besonderer Umstand gab der Zerstörung noch eine eigene Note: Diese erfolgte genau einen Tag nach der Überweisung der letzten Tilgungsrate für die offenen Kredite des Marienkrankenhauses. Ochse notierte verbittert: „Jetzt habe ich schuldenfreie Ruinen und Schutthaufen!“

Dr. Christian Stoffers

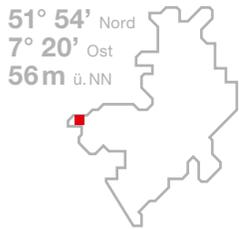


Das Marienkrankenhaus nach dem Bombenangriff vom 16. Dezember 1944

Rechte Seite: Das Marienkrankenhaus heute. Der Bunker befindet sich etwas nördlich vom H des Hubschrauberlandeplatzes und kann als solcher kaum noch identifiziert werden.

Literatur: Michael Römling, Hans-Jürgen Winkelmann, Christian Stoffers: 1861–2011 – 150 Jahre St.-Marien-Krankenhaus Siegen. Erschienen im Verlag des Krankenhauses, Siegen 2011. Fotos: Marienkrankenhaus Siegen





4 | Herne

Grillende Nachbarn erwünscht

Sterben als Teil des Lebens: Das Lukas-Hospiz begleitet Menschen auf ihrem letzten Weg

■ Lichtdurchflutet ist der Eingangsbereich des Gebäudes an der Jean-Vogel-Straße in Herne. Hohe Decken geben Raum zum Atmen. Der Stolz des Hauses ist eine kleine Orchideensammlung. Der Vorgarten ist gepflegt, der Rasen kurz geschnitten.

Ein freundliches Haus. Es ist die Heimat des Lukas-Hospizes.

Anneli Wallbaum führt das Haus seit der offiziellen Einweihung 2007. „Unser Anliegen ist es, unsere Gäste menschenwürdig, weitgehend beschwerdefrei, entscheidungs- und gestaltungsfähig auf ihrem letzten Weg zu begleiten“, erzählt die Leiterin und erinnert sich an die nicht weniger als sieben Jahre währende Planungsphase. Um das Jahr 2000 entstand die Idee im Lions Club vor Ort. Einen großen Unterstützer fand die Idee in Prof. Alexander Sturm,

seinerzeit Ärztlicher Direktor im Herner Marienhospital; mit der Gründung eines Fördervereins 2004 gehörte der damalige Dechant Heribert Zerkowski zu den wichtigen Wegbereitern.

Das Marienhospital stellte ein Grundstück zur Verfügung, das Herner Anna-Hospital unterstützte das Vorhaben. Fehlte also nur noch das Geld? „Nein, es gab natürlich auch andere Vorbehalte“, erinnert sich Anneli Wallbaum. „Ein Hospiz, so hieß es etwa in der Nachbarschaft, ist doch ein Haus, in das man zum Sterben geht. Wir klammern in unserer Gesellschaft das Sterben als Teil des Lebens aus – und ein Hospiz in der direkten Nachbarschaft, das kam vielen Menschen unheimlich vor.“ Aber nicht nur das. Manche Fragen aus der Nachbarschaft überraschten auch Anneli Wallbaum und zeugten von Berührungängsten, die es zu überwinden galt. „Ich wurde etwa gefragt, ob man etwa noch im Garten grillen dürfe, wenn hier

ein Hospiz eingerichtet würde. Das klingt erst einmal seltsam, es ist aber ein schönes Beispiel für Unsicherheit, die herrschte. Viele Nachbarn dachten, es dürfte dann mit Rücksicht auf unsere Gäste nicht mehr gefeiert werden, es würde, krass gesagt, ein Trauerflor über dem Karree hängen. Da galt es viele Gespräche zu führen.“ Und was hat Anneli Wallbaum auf die konkrete Frage geantwortet: „Ich sagte: Klar – und wenn jemand ein Würstchen rüberbringt, freuen wir uns noch mehr“, schmunzelt Anneli Wallbaum. Routine ist die Arbeit für ihre Kolleginnen und Kollegen sowie für die fast 60 ehrenamtlichen Helfer nie. Gerade das Ehrenamt ist ein Stützpfeiler des Hauses, Hospize sind nämlich keine Häuser der gesetzlichen Gesundheitsfürsorge. „Ohne bürgerschaftliches Engagement kein Hospiz!“

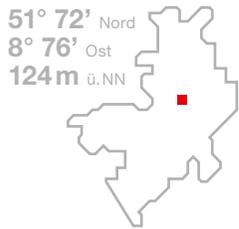
Pastor Franz Lienen, Seelsorger im Lukas-Hospiz, erzählt davon, wie sich Angehörige allein gelassen fühlen, wenn ihre Partner etwa freiwillig ganz bewusst ins Hospiz gehen möchten; andere sind froh, dass sie einen Teil der Verantwortung ans Hospiz delegieren können. Eine emotionale Herausforderung seien Feiertage wie Weihnachten und Silvester. „Zu wissen, es wird das letzte Mal sein, diese Tage zu feiern, das ist für unsere Gäste sehr, sehr schwierig, aber auch für die Pflegekräfte, weil es sich gar nicht vermeiden lässt, in diesen Tagen eine emotionale Nähe aufzubauen, wo an anderen Tagen normalerweise eine gewisse Distanz gewahrt bleibt.“ 190 Menschen kommen pro Jahr ins Hospiz, zu einem ganz großen Teil handelt es sich um Tumorpatienten, oft auch Menschen mit Lungen- und Herzerkrankungen. Laut Hospizverordnung darf ein Gast 28 Tage bleiben, bis zu einem halben Jahr sind Verlängerungen kein Problem. „Und ja, es gibt hin und wieder Fälle, in denen Menschen ihre Koffer packen und nach Hause gehen, weil eine Krankheit zum Stillstand gekommen ist. Das sind die kleinen Wunder.“

Christian Lukas



Von links: Waltraud Quabeck (Mitarbeiterin), Gabrielle Lohmann (ehrenamtliche Mitarbeiterin), Pastor Franz Lienen, Martine Schlottmann (Mitarbeiterin) und Leiterin Anneli Wallbaum sind Teil jenes Teams, das die Existenz des Hospizes in Herne mit seinem Engagement überhaupt erst möglich macht.
Rechte Seite: Kapellenfenster im Lukas-Hospiz, gestaltet von der Erfurter Künstlerin Evelyn Körber
Fotos: Christian Lukas





5 | Paderborn

Überleben in Ruinen

Erinnerungen einer ehrenamtlichen Mitarbeiterin an die Caritasarbeit 1945



Paderborn 1945

Foto: pdp/Paderborn

Rechte Seite: Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg lebten viele Menschen im zerstörten

Paderborn in selbst gebauten Behausungen.

Foto: Walter Nies /

Stadtarchiv Lippstadt NL Nies
AB 799 a 025

■ 8. Mai 1945: das lang ersehnte Kriegsende. Die Menschen atmeten auf. Unser geliebtes Paderborn lag in Trümmern, Ruinen ragten aus Bergen von Schutt. Den Verlauf der Straße erkannte man oft nur noch an den hochgerissenen Straßenbahnschienen. Die Einwohnerzahl war von mehr als 40 000 Menschen auf etwa 3 000 geschrumpft. Viele hausten eingepfercht in Kellern oder Dachkammern der Häuser am Rande der Stadt, die von den Bombenangriffen nicht total zerstört waren.

Ich selbst wohnte in der Stadtheide, die von Bombenschäden verschont geblieben war. Wer Platz im Haus hatte, nahm Ausgebombte auf – nicht nur aus Paderborn, sondern auch aus dem Ruhrgebiet. Erfreut sagte ich zu, als mich Pfarrer Köhne Ende Mai 1945 bat, bei der Stadt-Caritas als Helferin tätig zu werden. Da kam mir so recht zum Bewusstsein, dass man ja jetzt nicht mehr versteckt und heimlich im Auftrag der Kirche arbeiten musste. Ich fühlte mich von einem inneren Druck befreit. In aller Öffentlichkeit durfte ich mich nun einsetzen für eine gute Sache. Es war unfassbar.

Aus jeder Gemeinde der Stadt wurden zwei Mädchen zum Dienst bei der Caritas beauftragt. Wir Caritashelferinnen errichteten unser Reich in dem von uns so genannten „Schmottkeller“ im Haus Luisa der Vincentinerinnen. Dumpf, muffig, mit notdürftiger Beleuchtung ausgestattet war unsere erste Wirkungsstätte. Aber irgendwie entstand durch unsere innere Freude und durch unser Jungsein eine helle, freundliche Atmosphäre.

Bevor wir Pakete packten für die Ausgebombten, die in den Ruinen der Stadt oder am Stadtrand hausten, bekamen wir eine Liste mit Namen. Die Menschen, die wir aufsuchten, waren oft sehr schwierig zu finden. Häufig standen wir verhärmten und ängstlichen Gesichtern gegenüber. Viele waren froh, dass da jemand kam, dem sie ihr Herz ausschütten konnten, der Trost brachte. Im Gespräch erfuhren wir dann, was am nötigsten war an Kleidung und Schuhen.

Bald schwanden unsere ersten Vorräte. Caritasdirektor Dietrich, bekannt als guter Organisator, predigte sonntags in den Kirchen der ländlichen Umgebung. Er rührte die Herzen der Gläubigen, denen zu geben, die in großer Not waren. Ich erinnere mich noch gut, dass wir mit einem offenen Liefer-

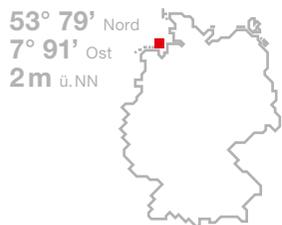
wagen, angetrieben mit einem Holzvergasermotor, in die entsprechenden Ortschaften fuhren. Dort gingen wir von Haus zu Haus. Wir selbst hockten auf der Rückfahrt froh gestimmt zwischen Kartons und Säcken, und ab ging es mit viel Gesang nach Paderborn.

Im Spätsommer 1945 schafften wir uns eine neue Bleibe. Mit Elan fingen wir an, die Heiersburg von Schutt und Dreck zu befreien. Vom Boden bis zum Keller hatten wir alle Hände voll zu tun. Stundenlang warf ich Schaufel um Schaufel voll mit zerbrochenen Dachpfannen und durchnässtem, schmierig-schlammigem Lehm durchs offene Turmfenster. Im Keller sollte so schnell wie möglich eine Volksküche eingerichtet werden. Bald blitzten die Fliesen und die großen Kochtöpfe in der Küche. Nun konnte die tüchtige und ideenreiche Annmarie Thüs-haus als Küchenchefin ihr Talent voll entwickeln. In der ersten Zeit waren die Suppen zwar dünn, aber für die damalige Zeit recht schmackhaft, obschon Gewürze kaum zu haben waren. Was wollte man mehr? Jeden Mittag standen Schlangen von Menschen vor der Heiersburg, um ihre Töpfe füllen zu lassen. Mit großen Kübeln standen wir oft mittags an den Toren der Stadt, um auch den Flüchtenden, die durch unsere Stadt kamen, Essen zu geben.

Abends spät kam oft ein Zug mit entlassenen Kriegsgefangenen auf dem Hauptbahnhof an. Wenn wir davon hörten, waren wir zur Stelle. Erstaunte, strahlende, oft auch weinende Gesichter guckten aus offenen Fenstern. Da wurde zur Begrüßung gewunken und gesungen und geholfen, so gut es ging. Einen Becher heißen Tee, ein Butterbrot gereicht, einen Händedruck ausgetauscht, und Freude und Glück strahlte aus den von Entbehrung gezeichneten Gesichtern. So ging das erste Jahr Caritasarbeit in der Stadt Paderborn dahin.

Kläre Disse, geb. Merschmann †





6 | Wangerooge

Caritas ist (auch) eine Insel

Gästehaus Germania: Wo Stress und Hektik Fremdwörter sind



Ruhe, Komfort, behindertengerechte Ausstattung und die zentrale Lage direkt an der Strandpromenade von Wangerooge machen das Gästehaus Germania des Caritasverbandes Dortmund besonders attraktiv. Vor allem Senioren schätzen das Haus Germania für einen Kurzurlaub. Das Haus ist aber auch ein Geheimtipp für Seminargruppen.

Rechte Seite: Wo Stress und Hektik Fremdwörter sind. Nicht umsonst veranstaltet der Diözesan-Caritasverband im Haus Germania seit vielen Jahren unter dem Titel „Atempause“ eine besondere Auszeit für Caritas-Mitarbeiter. Fotos: Caritasverband Dortmund

■ Ein klein wenig ist es tatsächlich ein Stück Dortmund an der Nordsee, das Gästehaus Germania auf der Insel Wangerooge. „Schon seit Anfang der 1970er-Jahren bietet der Caritasverband Dortmund die Möglichkeit, sich auf der Nordseeinsel Wangerooge vom Alltag zu erholen“, erzählt Thomas Beckmann, Abteilungsleiter von Caritas Reisen. Zu Beginn, 1971, bot das Caritas-Familien-Erholungsheim St. Ansgar die Möglichkeit zur Entspannung. Das Heim jedoch platzte bald aus allen Nähten; 1979 kaufte der Caritasverband Dortmund ein Hotel mit dem schönen Namen Fresena. „Das erfüllte aber auch schon bald nicht mehr die Anforderungen, und dann, 1990, ergab sich die Möglichkeit, das unmittelbar an der Strandpromenade gelegene Strandhotel Germania zu kaufen und das Hotel Fresena zu veräußern.“

Germania ist ein Gästehaus mit Geschichte. Im Jahre 1912 von einer Familie Jürgens eröffnet, verfügte es anfangs über 120 Gästebetten, einen separaten Angestelltenflügel und eine Veranda, die zusammen mit der Galerie 500 Sitzplätze bot. Auf der Düne jenseits der Promenade befand sich eine runde Tanzfläche, an der eine Tanzkapelle aufspielte, die direkt vom Bremer Stadttheater angeworben worden war. Heute würde man sagen: Das Haus galt als Top-Adresse trotz Pensionspreisen zwischen sieben und neun Reichsmark, womit Germania zu den teuersten Häusern der Insel gehörte! Dafür aber gab es Top-Service und Top-Unterhaltung auf der Höhe der Zeit.

Das Glück hielt nur zwei Jahre. Im Ersten Weltkrieg wurde Militär ins Haus einquartiert; an einen Kurbetrieb war nicht zu denken. „Um über die Runden zu kommen, musste die Eigentümerfamilie schließlich ihr gesamtes Mobiliar verkaufen“, erzählt Thomas Beckmann aus der Geschichte, die für die Inhaberfamilie unglücklich endete. Ab Mitte der 1920er lief der Betrieb wieder, ja, es wurden glanzvolle Zeiten – bis am 25. April 1945 das Strandhotel von drei Bomben getroffen und fast vollständig zerstört wurde. Dabei kamen die meisten Mitglieder der Inhaberfamilie ums Leben. Wilhelm Jürgens, der Sohn des Besitzers, kehrte 1946 aus dem Krieg heim – und baute das Haus wieder auf. Mit 30 Betten im nicht vollständig zerstörten Westflügel des Hauses legte er

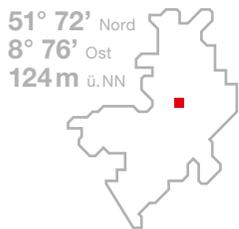
los, 1950/51 errichtete er auf den Trümmern des alten Hotels das neue Strandhotel Germania.

Als der Dortmunder Caritasverband das Haus erwarb, galt das besondere Augenmerk der Neueigentümer der Seniorenerholung. „Ruhe, Komfort, behindertengerechte Ausstattung und die zentrale Lage machen das Gästehaus Germania für Senioren besonders attraktiv“, sagt Thomas Beckmann. 1997 wurde das Gästehaus Germania einer grundlegenden Neugestaltung unterzogen, was neue Nutzungsmöglichkeiten eröffnete. Neben den normalen Zimmern (insgesamt 100 Betten) bietet das Gästehaus acht Ferienwohnungen. Auch für Tagungen ist das Gästehaus ein idealer Standort. „Viele Seminargruppen nutzen das Hotel. Sie finden dort genau die richtige Mischung aus Ruhe zur Arbeit und Unterhaltung“, schwärmt Thomas Beckmann.

Auf einer der schönsten Nordseeinseln mitten im „Weltnaturerbe Wattenmeer“ ist man übrigens zu Fuß, mit dem Fahrrad oder auf dem Pferd unterwegs. Besonders ungewohnt für Besucher aus der Großstadt ist der fehlende Autolärm. Obwohl sich die See nicht immer von ihrer Sonnenseite zeigt, der späte Herbst etwa ist für seine häufige Miesepetrigkeit bekannt, echte Inselfreunde hält das von einer Reise nicht ab. „Wir haben keine Leerzeiten“, lächelt Thomas Beckmann. Eine große Attraktion ist jedes Jahr die Weihnachts- und Silvesterfahrt. Tatsächlich, auch über die Festtage sind die Pforten des Gästehauses geöffnet. Bis zum 5. Januar. Dann herrscht für ein paar Tage Ruhe auf der Gästeseite – und für ein paar Tage wird das Haus geschlossen. Für eine Grundreinigung und Reparaturarbeiten. Wenn die Türen dann wieder geöffnet werden, blitzt und blinkt es. Wie die ganze Insel, auf der Stress und Hektik Fremdwörter sind.

Christian Lukas





7 | Paderborn

Die erste Gemeindeschwester war ein Mann

1971: Die Caritas-Zentralstation nimmt in Paderborn ihre Arbeit auf



■ Sie war 1971 eine der ersten Sozialstationen in Deutschland, die „Zentralstation“ des örtlichen Caritasverbandes Paderborn. Die Anfänge waren bescheiden. Die Paderborner Station startete mit vier weltlichen Krankenschwestern, einem Krankenpfleger, vier Alten- und Familienpflegerinnen sowie rund 40 ehrenamtlichen Hauspflege-Helferinnen. Der Krankenpfleger war ein ehemaliger Sanitäts-Hauptfeldwebel der Bundeswehr, so dass die Zeitschrift „Caritas im Blick“ titelte: „Die Gemeindeschwester ist ein MANN!“

Auf Vorbilder konnte der Caritasverband Paderborn als Träger nicht zurückgreifen, allerdings auf jeder Menge Idealismus und Unterstützung der Bevölkerung. So stifteten Paderborner Geschäftsleute die Einrichtung der Sozialstation. Neben der eigentlichen Pflege sah das Konzept eine Fülle von Angeboten vor: Beratung und Schulung zu allen Fragen der häuslichen Pflege, die hauswirtschaftliche Versorgung („Essen auf Rädern“) sowie die Vermittlung flankierender sozialer Hilfen, etwa Besuchsdienste von Ehrenamtlichen aus den Kirchengemeinden. Die Caritas-Sozialstation war also von Anfang an mehr als ein ambulanter Pflegedienst. So wollte es übrigens auch ihr „Erfinder“, der damalige rheinland-pfälzische Sozialminister Heiner Geißler. Im Oktober 1970 war in Worms die erste Sozialstation in Deutschland eröffnet worden.

Auch wenn sich über vierzig Jahre später Alltag und Praxis der häuslichen Pflege in vielem verändert haben, ist sie auch heute noch von optimalen Rahmenbedingungen weit entfernt.

Zu den Dauerärgernissen gehört die Bürokratie. Weil Gesetzgeber und Pflegekassen die Qualität der Pflege überprüfbar machen wollten, installierten sie immer mehr Kontrollmechanismen. So wurde die Pflege mit einem bürokratischen „Overhead“ belastet, der den Pflegekräften die Zeit für den Umgang mit den Menschen nimmt. Manchmal scheint es, als sei die Dokumentation wichtiger als die Patienten.

Einen tiefen Einschnitt erlebte die Pflege, als 1995 zum ersten Mal per Gesetz die Pflegeversicherung eingeführt und damit das Risiko der Pflegebedürftigkeit abgesichert wurde.

Ein „Pflegemarkt“ entstand: Die Patienten können sich seitdem unter mehreren Anbietern entscheiden. Häufig entscheiden sie vor allem nach dem Preis. Schon damals, als dieser „Pflegemarkt“ entstand, war vielen Fachleuten nicht wohl zumute. „Wenn die Pflege kranker Menschen als Ware angeboten wird, dann sind möglicherweise die im Nachteil, die nicht über genügend Geld verfügen“, schrieb Peter Leppin vom Caritasverband Paderborn 1996 zum 25. Jahrestag der Gründung. Tatsächlich: Die Finanzierung der Pflege war schon immer das größte Problem. Die Pflegeversicherung bietet nur eine „Teilkasko-Versicherung“. Sie sichert nicht die gesamten Pflegekosten ab.

In den vergangenen vierzig Jahren sind aus Sozialstationen gut funktionierende „Pflegeunternehmen“ geworden. Vielen Mitarbeiter(inne)n gefällt dieser Begriff nicht. Er verträgt sich nicht oder nur schlecht mit ihrer Motivation für ihren Beruf – die sich in der Bedeutung des Wortes „Caritas“ widerspiegelt: tätige Nächstenliebe. Das war schon das Motiv der ersten Frauen, die Mitte der 19. Jahrhunderts die häusliche Pflege übernahmen, in der Regel waren dies Ordensfrauen. In der Stadt Paderborn pflegten z. B. die Vinzentinerinnen die Kranken zu Hause. Bis vor wenigen Jahren war die Vinzentinerin Schwester Julitta in der Zentrale der Sozialstation tätig. Die ambulante Pflege ist bis heute überwiegend weiblich. Bis heute stellen Frauen die große Mehrzahl der Mitarbeiter in den Sozialstationen. Sie haben noch mehr historische Vorbilder, beispielsweise die Alten- und Hauspflegehelferinnen, die lange vor der Gründung der „Zentralstation“ die häusliche Pflege in Paderborn unterstützten und 1971 in die neue Einrichtung integriert wurden. Eine von ihnen war Elfriede Sievers – auch sie arbeitete noch im hohen Alter für die Caritas-Sozialstationen.

Karl-Martin-Flüter | Jürgen Sauer

Die Caritas-Sozialstationen im Erzbistum Paderborn bieten heute ein nahezu flächendeckendes Netz der häuslichen Pflege und Versorgung. Eingebunden sind weitere ehren- und hauptamtliche Dienste und Angebote der Caritas.

Foto: Christoph Meinschäfer

Rechte Seite: Im Januar 1971 eröffnete in Paderborn unter dem Namen „Zentralstation“ eine der ersten Sozialstationen der Caritas in Deutschland.

Foto: Zeitschrift „Caritas im Blick“

Caritas-Verband für Stadt u. Kreis
PADERBORN e.V.
ZENTRALSTATION
für Kranken- u. Altenpflege



TEL. 5300



3





8 | Bielefeld

Schwieriger Beginn, wechselvolle Zeiten

1933 gegründet, große Herausforderungen bestanden: Caritasverband Bielefeld

■ Es waren sorgenvolle Zeiten, als Pfarrer Johannes Schmidt am 1. September 1933 den Caritasverband für Bielefeld e. V. in das Vereinsregister des Amtsgerichts Bielefeld eintragen ließ. Einige Wochen zuvor, am 20. Juli, hatten die neuen nationalsozialistischen Machthaber in Deutschland das Reichskonkordat mit der katholischen Kirche geschlossen. Die Vereinbarung zwischen Kirche und Staat verschaffte den katholischen Verbänden eine Atempause, die sie zur Gründung nutzten. Als Anlaufstelle bezog der Caritasverband ein Büro am Klosterplatz. Viel Geld war nicht vorhanden: Die Ausstattung bestand aus Möbeln, die eine verstorbene Lehrerin der Klosterschule hinterlassen hatte.

Man konnte zu diesem Zeitpunkt den Eindruck gewinnen, dass die Caritas in diesem „neuen“ Deutschland eine sichere Position im sozialen Bereich haben könnte. In Bielefeld wurden Caritas und die evangelische Innere Mission als „Delegationsstellen“ des städtischen Jugendamtes ernannt. Die Behörde führte keine eigenen fürsorgerischen Maßnahmen mehr durch und gab alle Fälle und die dazugehörigen Akten an die Wohlfahrtsverbände weiter. Einmal im Monat trafen sich Mitarbeiter der Verbände mit der Leitung des

Jugendamtes, um die laufenden Vorgänge abzusprechen.

Die Hoffnung auf eine Nischenexistenz in der Diktatur sollte sich bald als Illusion herausstellen. Staat und Partei nahmen den Kampf gegen die Kirche erneut auf. Schon 1936 erhob die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) Anspruch auf die Durchführung aller jugendfürsorglichen Aufgaben. Den kirchlichen Verbänden blieb „die Betreuung der Fälle, in denen erbminderwertige oder asoziale Personen zu betreuen sind, und auch sämtliche Hilfsschulfälle und solche, bei denen Erwachsene wegen Trunksucht, Geistesschwäche etc. entmündigt oder unter Pflegschaft gestellt sind“, so die Reichs-Verordnung vom August 1935, die in ihrer Wortwahl die menschenverachtende

Tendenz der nationalsozialistischen Politik verriet. Obwohl sie nicht mehr zuständig war, wendeten sich weiterhin viele Hilfesuchende direkt an die Caritas. „Hier konnte ohne NSV und Jugendamt immer wieder geholfen werden“, heißt es in der Chronik dieser Jahre. Caritas-Mitarbeiter besuchten inhaftierte Gestapo-Häftlinge in der Turnerstraße. Auch den jüdischen Familien habe der Caritasverband „mit Rat und Tat“ zur Seite gestanden. In den letzten Kriegsjahren war der Caritasverband in die „Kinderlandverschickung“ eingebunden. Der Verband suchte Plätze für Kinder, die aus bedrohten Großstädten aufs Land evakuiert wurden.

Nach 1945 warteten neue Aufgaben. Die Heimatvertriebenen brauchten Unterkünfte. Als die ersten Notjahre überstanden waren, weitete sich das Arbeitsfeld aus. Neue Fachreferate wie die Suchtberatungsstelle bildeten sich, neue Mitarbeiter wurden eingestellt. Arbeitsschwerpunkte waren die Betreuung alter Menschen und die Kur- und Erholungsfürsorge für Mütter und Kinder. Die „Gastarbeiter“ fanden Hilfe und Unterstützung in einem eigenen Beratungszentrum an der Viktoriastraße. 1976 übernahm der Caritasverband den Familienpflegedienst, 1980 wurde die Caritas-Pflegestation eröffnet.

Zu diesem Zeitpunkt hatte der Caritasverband bereits einen neuen, zentralen Standort im Winfriedhaus am Kesselbrink gefunden. Das Haus hatte eine wechselvolle Vorgeschichte. 1889 war es vom Kolpingverein gemietet worden, später wurde es zum Vereinshaus für die Bielefelder Katholiken. Auf den Trümmern des im Zweiten Weltkrieg vollkommen zerstörten Gebäudes errichtete die Gemeinde St. Jodokus ein Hospiz mit 100 Betten für berufstätige Männer – eine Idee, die nach dem Krieg sinnvoll war, aber an Attraktivität verlor, als die Wohnungsnot endete. So zog der Caritasverband 1977 ein.

Bis heute ist das zentral gelegene Gebäude die Heimat der Caritas in Bielefeld. Mehr als 70 Mitarbeiter sind in den insgesamt neun Caritas-Arbeitsbereichen beschäftigt. Was unter dem politischen Druck eines diktatorischen Regimes begann, hat sich in Krieg und Nachkriegszeit bewährt und seinen Standort im modernen Sozialstaat gefunden.

Karl-Martin Flüter



Der Text auf dem Meilenstein erinnert an die Gründung des Caritasverbandes Bielefeld als Verein im Jahr 1933.

Rechte Seite: Unübersehbar in der Bielefelder Innenstadt: Vorstand Elisabeth Mösenmeier (seit 1990 an der Spitze des Caritasverbandes Bielefeld) und Wilhelma Meyermann (Geschäftsführerin von 1972 bis 1990) vor dem Winfriedhaus mit dem „Meilenstein“
Fotos: Karl-Martin Flüter

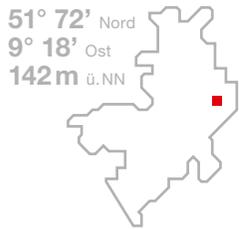
Caritas



1933

Wahlprüfung durch die NSDAP
Der heilige Stuhl und Papst Pius
schlossen das Amt ab
Die politische Freiheit wurde auf
Grundung des Katholischen Bistums
in Wien
Gründung des Caritasverbandes in Wien

Wien, im Bistum
Caritasverband für Wien e.V.
alle Angelegenheiten werden
in Wien in der Caritas



9 | Brakel

Schnelle Wege, offene Grenzen

Im Caritas-Beratungszentrum Brakel arbeiten fünf Dienste unter einem Dach

■ Ob der Verlust eines geliebten Menschen, Suchterkrankungen, Mobbing am Arbeitsplatz, Überforderung bei der Kindererziehung oder traumatische Erlebnisse – das Leben hält Krisen und Notlagen bereit, die einen allein oft scheitern lassen. Im Kreis Höxter gibt es seit mehr als vier Jahrzehnten „Hilfe aus einer Hand“ – im Beratungszentrum Brakel.

Unter dem Dach einer ehemaligen Knabenschule sind seit 1973 fünf Beratungsdienste zu finden: der Sozialpsychiatrische Dienst, die Sucht- und Drogenberatung, Ehe-, Familien-, Lebensberatung, die Frühförderung und Beratung sowie die Beratung für Eltern, Kinder und Jugendliche.

Was einst als mutige und notwendige Initiative von Dr. Hanns Philipzen, dem ehemaligen Chefarzt der psychiatrischen Abteilung des St.-Josef-Hospitals in Bad Driburg, begann und einen „weißen Fleck“ im Kreis Höxter ausfüllte, hatte nicht nur landesweiten Modellcharakter. Das Zentrum bildet heute in der Region eine einmalige Konstellation von Beratungsdiensten, die mit Behörden, Verbänden, Familienzentren, ehrenamtlichen Hilfsangeboten, Arztpraxen und Kliniken sowie mit Selbsthilfegruppen ein engmaschiges interdisziplinäres Netzwerk aufgebaut hat.

„Das Konzept ist glücklicherweise eines der schnellen Wege und der offenen Grenzen zwischen den Diensten“, betont Hedwig Mellwig, Geschäftsführerin des Kreis-Caritasverbandes. „Denn die Klienten müssen nicht von A nach B laufen, sondern können oft im Fall eines Falles im Haus zu anderen Beratungen gehen.“ Natürlich seien im ländlichen Bereich die Verkehrs-

wege nie sonderlich günstig, aber Krisen-Sprechstunden und Anlaufstellen gebe es ebenfalls in anderen Städten des Kreises wie in Beverungen, Höxter, Steinheim und Warburg. Auch Online-Beratung ist möglich. Im Jahr 2012 haben sich 1985 Klienten vom Beratungszentrum Hilfe geholt. Um die Ratsuchenden kümmern sich insgesamt 28 Mitarbeiter(innen).

Mit den vielschichtigen Problemen aus einer komplexer werdenden Gesellschaft ist die Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche konfrontiert. Das Team betreut rund 500 Klienten, 400 Neuanmeldungen kommen jedes Jahr dazu. Scheidung, Schwierigkeiten in der neuen Patchworkfamilie oder mit dem alleinerziehenden Elternteil belasten Kinder und Jugendliche massiv. Typisch ist das Beispiel eines fünfjährigen Jungen, der mit seiner alleinerziehenden Mutter fünf Tage die Woche um fünf Uhr aufstehen muss. Die Frau arbeitet als Verkäuferin, muss flexibel einsetzbar bleiben.

Der Junge kommt dann zu einer Tagesmutter, die ihn um 8.30 Uhr zum Kindergarten bringt. Dort bleibt er bis zum späten Nachmittag, anschließend geht es wieder zur Tagesmutter. Gegen Abend holt die Mutter den Jungen dann nach Hause. Auch samstags ist der Fünfjährige bis zum frühen Nachmittag bei der Tagesmutter. Bei dem Jungen wurde eine Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS) diagnostiziert. „Der Kleine war unruhig und wirkte getrieben“, erzählt Beraterin Sandra Pflug. Hier sei es wichtig, ein Klima von Sicherheit, Verlässlichkeit, Haltgeben und Ruhe zu schaffen.

Martina Schäfer



Wollen immer das Vertrauen ihrer jungen Klienten gewinnen (von links): Werner Franke, Leiter der Erziehungsberatung, und seine Mitarbeiterinnen Sandra Pflug, Christa Brüning und Gabriele Roß-Gandt

Rechte Seite: Das Beratungszentrum des Kreis-Caritasverbandes, untergebracht in der ehemaligen Knabenschule, ist in unmittelbarer Nachbarschaft zur Kirche St. Michael im Herzen von Brakel zu finden. Fotos: Martina Schäfer



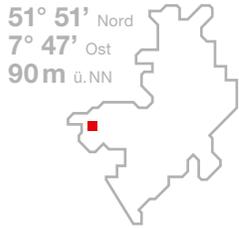
Burgstraße

P



P

HXT QU 346



10 | Dortmund

Wir brauchen uns nicht zu verstecken

In der Nordstadt leben heute Menschen aus 126 Nationen



Doris Lohmann, engagiertes Mitglied der St.-Josephs-Gemeinde, wohnt seit ihrem zehnten Lebensjahr in der Dortmunder Nordstadt.

Foto: privat

Rechte Seite: Die Kirche St. Joseph im Herzen der Nordstadt wurde im Zweiten Weltkrieg fast vollständig zerstört. Der Ausschnitt der historischen Postkarte auf der linken Hälfte zeigt das Aussehen des Gotteshauses zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Foto (r.): Jürgen Sauer

■ Nicht in der Bischofsstadt Paderborn, sondern in Dortmund stand die Wiege des Diözesan-Caritasverbandes. In der größten Stadt des Bistums gab es damals auch die größten sozialen Herausforderungen, aber eben auch eine lebendige Caritas. Die Gründungsväter (und -mütter) versammelten sich im Pfarrsaal der Nordstadt-Gemeinde St. Joseph, damals Mittelpunkt eines Arbeiterviertels. Heute ist dieses Quartier wie kein zweites in Dortmund geprägt von einer multikulturellen Bevölkerung, von sozialen Randgruppen und Armutszuwanderung. Wie lebt es sich – auch als Christ – in diesem Stadtviertel, in dem es mehr Moscheen als Kirchen gibt? Doris Lohmann, langjährige Vorsitzende des Pfarrgemeinderates von St. Joseph, wohnt hier seit ihrem zehnten Lebensjahr. Ihre Erfahrung:

Die Nordstadt, das ungeliebte Kind der Stadt Dortmund, erhitzt immer wieder die Gemüter der Dortmunder. Teils, weil sie hier ihren Wohnsitz haben und bewusst hier leben, teils, weil sie in den sogenannten besseren Stadtteilen zu Hause sind und nicht begreifen, wie „ordentliche deutsche Bürger“ mit Ausländern, Wohnungslosen und Randgruppen zusammenleben können.

Dieser Spagat zwischen gutbürgerlich und multinational ist in der Tat nicht leicht zu verstehen. Ich habe über 30 Jahre als Schulsekretärin in einer Schule der Nordstadt gearbeitet und die Entwicklung der Zuwanderung täglich miterlebt. Als ich 1973 meinen Dienst antrat, waren in einer Klasse etwa drei bis vier ausländische Kinder mit christlichen Wurzeln. Ihre Familien unterschieden sich in ihrer Lebensführung kaum von den deutschen Familien. Heute ist es so, dass in den einzelnen Klassen kaum noch deutsche Kinder zu finden sind oder auch gar keine mehr. Da kann man die deutschen Familien schon verstehen, die sagen, dass hier die Bildungschancen für ihre Kinder gering sind, weil ja das Klassenniveau auch den schwächsten Kindern Rechnung tragen muss.

Als Einkaufsziel ist die Nordstadt dagegen auch bei den „ordentlichen deutschen Bürgern“ aus anderen Stadtteilen beliebt, gibt es doch hier bei den ausländischen Händlern begehrte Produkte aus deren Heimat. Wer etwa nach einem Mittelmeer-Urlaub Zutaten für ein Nachkochen der Gerichte benötigt, wird

hier bestimmt fündig. „Die Nordstadt verdient das Prädikat ‚mediterran‘. Es leben hier Menschen aus 126 Nationen. Sie können problemlos eine Weltreise an nur einem Tag unternehmen“, so Helmut Manz, zweiter stellvertretender Bezirksbürgermeister, der sich sehr für den Stadtteil ins Zeug legt. Auch die vielen ausländischen Lokale werden gerne für einen Abend besucht. Aber hier wohnen? Inakzeptabel! So schlägt es einem oft entgegen.

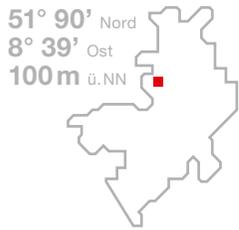
In diesem Stadtteil ist es als Christ nicht ganz einfach, seinen Glauben zu bekennen. Der Islam ist leider nicht so tolerant gegenüber dem Christentum, wie er das von den Christen für sich fordert. Es gibt hier mehr Moscheen als christliche Kirchen. Das ist für viele deutsche Bewohner nicht so leicht nachzuvollziehen. Auf der anderen Seite setzen unsere christlichen Gemeinden hier deutliche Akzente. Wir brauchen uns nicht zu verstecken und machen unseren Glauben in der Öffentlichkeit präsent. So zogen unsere sechs Nordstadtgemeinden zum Fronleichnamsfest 2013 gemeinsam mit den ausländischen Missionen in eindrucksvoller Prozession durch die Straßen der Nordstadt.

Die Christen der einzelnen Gemeinden sind näher zusammengerückt. Durch den neu geschaffenen pastoralen Raum gibt es mehr Zusammenhalt. Wir sind nicht mehr die einzelne kleine, geschrumpfte Gemeinde, sondern können in Gottesdiensten und Veranstaltungen unsere Gemeinschaft deutlich zeigen. Gemeinsam sind wir stark und tragen in besonderer Weise dazu bei, Lösungen für die bestehenden Probleme der Nordstadt anzubieten. Dazu gehören z. B. ein regelmäßiges Sonntagsfrühstück für Bedürftige in den katholischen und evangelischen Gemeinden, Mittagessen und Hausaufgabenhilfe für bedürftige Kinder und vieles mehr.

Und das Zusammenleben mit den ausländischen Mitbürgern? Das ist oft viel unkomplizierter als allgemein angenommen. Die meisten Bewohner haben z. B. keine Angst, am Abend durch die Straßen zu gehen. Ich gehe zu allen Tages- und Abendzeiten durch unsere Straßen: Mir ist noch nie etwas Unangenehmes passiert. Diese Erfahrung machen die meisten Bewohner.

Doris Lohmann





11 | Gütersloh

Ein Hoch auf Fräulein Böckmann!

Erinnerung an den unermüdlichen Einsatz einer bemerkenswerten Frau



Einen bleibenden Eindruck hat Anna Böckmann in Gütersloh hinterlassen. Nach der Gründerin des katholischen Fürsorgevereins wurde eine Straße benannt. Foto: Sozialdienst katholischer Frauen Gütersloh

Rechte Seite: Zahlreiche ehemalige Wegbegleiterinnen waren zur Einweihung der Anna-Böckmann-Straße am 19. April 2012 gekommen. Foto: Andreas Wiedenhaus / Sozialdienst katholischer Frauen

■ Ein Straßenschild in Gütersloh: Anna-Böckmann-Straße. Darunter der Zusatz: „Vorsitzende des Katholischen Fürsorgevereins 1907–1993“. Wenige Worte nur, aber „Eckdaten“, die neugierig machen. Wer sich genauer mit der Person befasst, nach der die Stadt Gütersloh die Straße in einem Neubaugebiet nahe den Westfälischen Kliniken benannt hat, entdeckt eine Frau, die das soziale Leben ihrer Heimatstadt über Jahrzehnte mitgeprägt hat.

Anna oder „Änne“, wie sie von denen, die sie näher kannten, genannt wurde, kam 1907 in einer großen Familie zur Welt. Sie lernte früh, anzupacken und Verantwortung zu übernehmen – auch über die eigene Verwandtschaft hinaus: Im „Katholischen Fürsorgeverein“, der 1924 gegründet worden war, fand sie ein weites Betätigungsfeld. Besonders hatte sie dabei die Situation von Familien, und da speziell die Lage der Frauen und Mädchen, im Blick. Der Fürsorgeverein übernahm in Zusammenarbeit mit dem Jugendamt Vormundschaften, Pfllegschaften, Schutzaufsichten und Familienhilfen. 1947 wurde Änne Böckmann Vorsitzende des Vereins.

Offen für Neuerungen, verschloss sie bei ihrem Engagement nie die Augen vor den Zeichen der Zeit: Professionalisierung und Institutionalisierung sind zwei Stichworte, die ihren Niederschlag in einer Vereinssatzung fanden, eingetragen wurde diese beim Amtsgericht Gütersloh für den „Katholischen Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder“.

Auch hier übernahm Änne Böckmann den Vorsitz. Dabei war die als „Fräulein Böckmann“ in Gütersloh bekannte Frau immer ansprechbar – und hilfsbereit. Eine Frau der Tat, in der Theorie ebenso wie in der Praxis. Ihre legendäre Handtasche, eine Art „mobiles Büro“, enthielt alles für den Notfall: neben Bleistift und Schreibblock Pflaster, Flaschenöffner, Bindfäden und verschiedene andere Utensilien sowie ein Fläschchen „Underberg“. So gerüstet, hatte sie sich schon als junges Mädchen täglich von ihrem Elternhaus an der „Neuen Mühle“ außerhalb Güterslohs mit dem Fahrrad aufgemacht in die Innenstadt. Doch nicht nur das: So machte sich die engagierte Frau in späteren Jahren mit ihrem Fahrrad auch auf den Weg zum Erzbischof nach Paderborn, um ihm „den Kopf zurechtzurücken“.

1969 wurde aus dem Katholischen Fürsorgeverein der „Sozialdienst katholischer Frauen e. V.“ – mit Änne Böckmann an der Spitze. 1984 legte sie die Verantwortung in die Hände ihrer bisherigen Stellvertreterin Margarete Potthoff. Der Ausbau des Angebotes, der schon das Wirken Änne Böckmanns geprägt hatte, wurde unter ihrer Nachfolgerin kontinuierlich fortgesetzt: Heute engagiert sich der SkF Gütersloh unter anderem in der Schwangerschaftsberatung, dem Betreuungsbereich und der Allgemeinen Sozialberatung. Seit 2011 ist Dr. Ursula Pantenberg die Vorsitzende – ehrenamtlich wie schon zu Zeiten der Vereinsgründung.

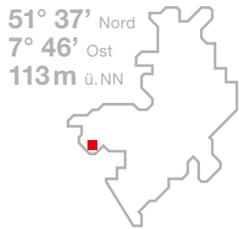
Neben ihrem Wirken im sozialen Bereich engagierte sich Änne Böckmann auch politisch und kulturell, etwa als Mitglied im Jugendwohlfahrtsausschuss der Stadt. Aus dem von ihr 1965 gegründeten Friedensdienst der Jugend entwickelte sich ein Jugendaustausch mit den Gemeinden St. Martin und St. Symphorien in Frankreich.

Hochgehrt starb Änne Böckmann nach einem erfüllten Leben 1993. Anlässlich ihres 70. Geburtstages war ihr die päpstliche Auszeichnung „Pro ecclesia et pontifice“ verliehen worden. Ihr unermüdlicher Einsatz wurde mit der Goldenen Caritasnadel, der Agnes-Neuhaus-Medaille und 1984 mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande gewürdigt. Ihr Grabstein trägt die Worte „Wir danken für dein Wirken – Amen“. Ein Satz, der vielen Menschen in Gütersloh aus dem Herzen gesprochen ist.

Die letzte Ehrung erhielt die langjährige Vorsitzende von Fürsorgeverein und SkF posthum: Die Straßenbenennung am 19. April 2012 hält auch in Zukunft die Erinnerung an eine bemerkenswerte Frau wach.

Andreas Wiedenhaus | Roswitha Kramer | Margarete Potthoff





12 | Hagen

Metamorphose in Beton

Aus einem Schwimmbad wird eine moderne Caritas-Geschäftsstelle

■ Es ist eine Metamorphose in Beton. Hinter der die Idee steckt, Werte zu bewahren und gleichzeitig in die Zukunft zu investieren. Es war die Vision, aus einem abgetakelten Schwimmbad eine moderne Geschäftsstelle für den Caritasverband Hagen zu schaffen.

Eine Vision, die Wirklichkeit geworden ist. Seit Dezember 2012 arbeiten knapp 70 Mitarbeiter in den neuen Büroräumen in der Hagener Innenstadt. Wobei „neu“ eben nicht stimmt: Gearbeitet wird in den ehemaligen Mauern des Hagener Willi-Weyer-Bades. Das wurde in den 60er-Jahren des vergangenen

reich hängt das Piktogramm eines Schwimmers, Treppen, die einst in den Umkleidebereich führten, wurden erhalten, rund um den Aufzugschacht zeugen aufgemalte Wellen von der ehemaligen Nutzung, Fliesen der damaligen Umkleidekabine lugen aus den Wänden des Konferenzraumes.

Vorstand Wolfgang Röspel, Ideengeber und Begleiter vom ersten Spatenstich an, erfüllt Stolz, wenn er die Entwicklung der neuen Geschäftsstelle überdenkt. Er spricht von einer lohnenden 3,3-Millionen-Investition. „Wir können die Kosten im Vergleich zum vorherigen Standort sogar senken – bei deutlich mehr Raumangebot. Der Caritasverband in Hagen ist mit seinen Einrichtungen und Diensten im gesamten Stadtgebiet ein nicht wegzudenkender Ankerpunkt – mit dem Bezug des umgebauten Willi-Weyer-Bades bekennen wir uns zu unserer Stadt“, sieht der Vorstand die Organisation fest verwurzelt in der Stadt an der Volme.

Im Haus wurden aktuelle Bürokonzepte umgesetzt. Mehr Miteinander ist gewünscht, das Arbeiten in einer wandlosen Schreibtischlandschaft – „Open Space“ genannt – bringt neue Möglichkeiten. „Es war uns wichtig, die Kommunikation untereinander zu fördern“, sagt Röspel. Die ist schon allein dadurch gegeben, dass nun Personalwesen, Zentralverwaltung, Sozialberatung, Integrationsfachdienst für Behinderte, Fachbereichsleitungen, der OGS-Bereich für 20 Schulen sowie der Betreuungsverein unter einem Dach arbeiten.

So betrachteten die Hagener zunächst staunend, wie sich ihr behäbiges, altes Schwimmbad entpuppte. Verstummt sind die Kritiker, die sich den Erhalt der Einrichtung gewünscht hätten als Treffpunkt für alle, mitten in der Stadt. Denn als solche versteht sich auch die neue Geschäftsstelle. Bademeister helfen zwar niemandem mehr, jetzt bekommen rat- und hilfeschuchende Bürger hier Unterstützung. Und auch alle anderen sind angesprochen: Die vom Caritas-Integrationsunternehmen Ageritas betriebene Cafeteria „Ma(h)lzeit?!“ ist sowohl für Mitarbeiter und Mieter des angrenzenden Senioren-Service-Wohnens als auch für die Hagener gedacht. Jene Hagener, die vor nicht allzu langer Zeit hier baden gingen.

Christine Lanwehr

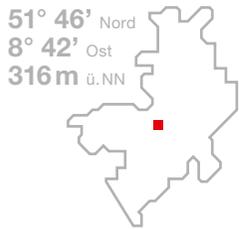
Die moderne
Geschäftsstelle des
Caritasverbandes
Hagen war ursprünglich
ein Schwimmbad.
Fotos: Caritasverband
Hagen



Jahrhunderts für 6,6 Millionen D-Mark errichtet, 1970 eröffnet. Im Jahr 2010 ließ man das Wasser für immer ab – ein neues Bäderkonzept machte den schlichten Zweckbau überflüssig.

Bis zum Frühjahr 2011. Da begann der Caritasverband mit den Bauarbeiten: Die große Schwimmhalle und die Sauna wurden abgerissen, Empfangsbereich und Umkleiden entkernt. Wo einst Menschen schwitzten, Kinder das Schwimmen lernten, wo Sportvereine trainierten, entstand ein Bürokomplex, der nun auf 1200 Quadratmetern moderner Anforderung Genüge tut. Ohne die Vergangenheit zu verleugnen: Zwar ist der Chlorgeruch ebenso verschwunden wie das Rauschen der Duschen, Reminiszenzen sind aber liebevoll bewahrt. Im Eingangsbe-





13 | Rüthen-Körtlinghausen

Ein Kinderheim in einem Schloss

Von 1946 bis 1954 mietete die Caritas im Erzbistum das Schloss Körtlinghausen



■ Ein Schloss hatte die Caritas im Erzbistum Paderborn in den Jahren von 1946 bis 1954 angemietet. Das Schloss Körtlinghausen im heutigen Rühener Ortsteil Kallenhardt diente nach dem Zweiten Weltkrieg als Kinderheim. Aus Schlesien vertriebene Hedwigschwwestern fanden dort mit den ihnen anvertrauten Kindern Anfang 1947 vorübergehend eine Bleibe.

An die Vertreibung erinnert sich der Ende 2014 verstorbene Manfred Gröger aus Liesborn bei einem Gespräch 2013 noch genau. Als Neunjähriger lebte er in einem Kinderheim der Hedwigschwwestern im schlesischen Liebau. Eines Abends im Januar 1947 gaben die Schwestern bekannt, dass alle in den „Goldenen Westen“ fahren durften. Nur Kinder mit polnischem Namen mussten dableiben. „Da habe ich mir nachts die Decke über den Kopf gezogen und mich ängstlich gefragt: Gröger – ist das ein polnischer Name?“

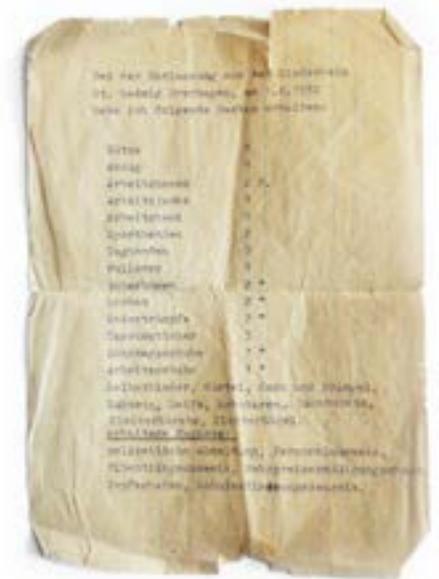
In Breslau kamen Schwestern und Kinder mehrerer Heime zusammen. Koffer durften sie nicht mitnehmen. „Wir waren dick wie die Teddybären. Jeder hatte vier oder fünf Hosen und Jacken an.“ Kinder und Schwestern bestiegen einen Güterzug Richtung Westen. „Wir waren mehrere Tage unterwegs. Die Bahnhöfe waren zum Teil kaputt, die Züge mussten lange rangieren“, erinnert sich Manfred Gröger. Die Fahrt endete in Lippstadt, wo Kinder und Schwestern einige Tage im Kolpinghaus untergebracht waren. „Dann kam der Verwalter von Schloss Körtlinghausen mit Trecker und Wagen und brachte pro Tour zehn bis zwölf Kinder zum Schloss.“ Während die Mädchen und die kleineren Jungen ins Schloss durften, mussten sich alle älteren Jungen zunächst tagsüber auf einer Treppe über den Pferdeställen aufhalten. Im Schlafsaal waren 33 Jungen mit einer Schwester untergebracht. Insgesamt sollen es etwa 120 Kinder gewesen sein, die in Schloss Körtlinghausen Unterschlupf fanden. Das Leben war hart. „Wir haben keine vernünftigen Schuhe gehabt – auch im Winter nicht“, erzählt Manfred Gröger. Die Kinder des Kinderheims mussten rund zwei Kilometer zur Schule in Kallenhardt laufen – anfangs mit aus Decken gebastelten Schuhen. „Da stellten wir unsere Füße drauf, die Decke wurde rundum abgeschnitten und dann oben zugebunden.“ Später erhielten die Kinder Holzschuhe, Socken gab es nicht.

Der Erziehungsstil sei hart gewesen, erinnert sich Gröger. Schläge waren an der Tagesordnung. „Und ich war auch nicht der Allerartigste.“ Besonders ein Erlebnis geht ihm heute noch nahe. Bei einem Fußballspiel stand Manfred Gröger im Tor und rief mit Blick auf den Ball, der auf ihn zukam: „Drohne, Drohne, komm her, Drohne.“ „An dem Tag hatten wir Bienen im Unterricht durchgenommen“, erklärt er. Eine vorbeikommende Helferin, Fräulein Maria, dachte jedoch, er habe sie beleidigen wollen. „Dabei hatte ich sie gar nicht gesehen.“ Schläge brachten ihn schließlich dazu, sich zu entschuldigen, obwohl es eigentlich nichts zu entschuldigen gab.

1949 verließen die Hedwigschwwestern mit ihren Schützlingen das Schloss, siedelten mit dem Kinderheim um nach Overhagen bei Lippstadt. Das Schloss beherbergte noch bis 1954 Vertriebene. Dann endete das Mietverhältnis mit der Caritas.

Manfred Gröger wurde als 15-Jähriger am 1. April 1952 aus dem Kinderheim entlassen. Den Zettel, auf dem sein ganzer Besitzstand aufgelistet ist, hat er zeitlebens aufbewahrt. Zehn Jahre lang arbeitete er auf einem Bauernhof in der Nähe. wechselte dann zu einer Holzfirma in Liesborn, wo er bis zu seiner Rente arbeitete. Zwischenzeitlich heiratete er, bekam fünf Kinder und hat neun Enkel. Die Erinnerung an seine Zeit im Kinderheim fällt ihm schwer. „Das möchte ich nicht noch einmal erleben.“ Dennoch hielt er den Kontakt zu den Hedwigschwwestern, blieb sein Leben lang nur wenige Kilometer entfernt wohnen. „Ich bin wie ein Hund, der zurückkommt, auch wenn man ihn schlägt“, sagt er. Und: „Ein Stück weit war es auch Heimat.“

Markus Jonas

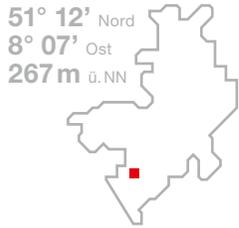


1948: Kinder aus Schlesien im Schloss Körtlinghausen
Foto: Walter Nies / Stadtarchiv Lippstadt NL Nies AB 574 i 026

Mitte: Die Liste der Habseligkeiten, mit denen Manfred Gröger 1952 aus dem Kinderheim Overhagen der Hedwigschwwestern entlassen wurde
Foto: Markus Jonas

Rechte Seite: Manfred Gröger zeigt ein historisches Foto aus dem Alltag aus Schloss Körtlinghausen. Nach dem Krieg fanden die aus Schlesien vertriebenen Hedwigschwwestern mit den ihnen anvertrauten Kindern in dem von der Caritas angemieteten Schloss zwischenzeitlich eine Bleibe.
Foto: Markus Jonas





14 | Lennestadt-Meggen

Ein Haus für alle Zeiten

Die Caritas-Konferenz in Meggen und ihr Caritashaus



Margret Friedrichs und ihre Stellvertreterin Cornelia Behrens zusammen mit Jochen Kramer, einem der männlichen Ehrenamtlichen der Caritas-Konferenz, vor dem Caritashaus in Meggen
Rechte Seite:
Blick in die Kleiderkammer. Sie ist auch nach fast vierzig Jahren noch gut besucht.
Fotos: Karl-Martin Flüter

■ Meggen ist auf den ersten Blick eines der idyllischen Dörfer im Sauerland, von bewaldeten Anhöhen umgeben und in ein enges Tal gezwängt, durch das die Lenne strömt. Und doch ist Meggen anders als die meisten Nachbardörfer. Das liegt an der Bergbaugeschichte des Ortes. Anderthalb Jahrhunderte wurde in Meggen nach Schwefelkies und Schwerspat gegraben. Bis zu 4 000 Kumpel waren hier beschäftigt. Mitten im bäuerlichen Sauerland entwickelte sich eine industrielle Arbeiterschaft, die neue soziale Fragen aufwarf.

Die ehren- und hauptamtliche katholische Sozialarbeit in der Pfarrgemeinde St. Bartholomäus kümmerte sich früh um die sozialen Auswirkungen, die der Bergbau in ihrem Dorf hatte. Das „Caritashaus“ in Meggen ist der auffälligste Hinweis auf diesen Zusammenhang. Ende der 1920er-Jahre finanzierte das Bergbauunternehmen Sachtleben AG den Umbau eines in der Ortsmitte gelegenen Transformatorenhauses zu einem Kindergarten und übernahm später auch die Betriebskosten. Dieses Gebäude wurde 1976 das Caritashaus. Bis heute ist es das Zentrum der caritativen Arbeit in Meggen geblieben.

Angefangen hatte alles mit den Franziskanerinnen, die seit den 1920er-Jahren in Meggen in der Pflege und Familienfürsorge tätig waren. Sie betrieben eine Kinderbewahrstube, eine Säuglingsstation sowie eine Nähstube und übernahmen die Gemeindepflege in Meggen. 1946 entstand die Elisabeth-Konferenz. Dechant Josef Clute versammelte Frauen um sich, die Waisen, Kranken, Hungernden und Flüchtlingen halfen und Kriegsgefangene versorgten. 1948 wurde die Caritas-Konferenz gegründet.

Der Bergbau in Meggen entwickelte sich in diesen Jahren weiter. Das Dorf zählte bald 4 000 Einwohner. Kumpel waren gesucht, und so kamen in den 1960er-Jahren die ersten „Gastarbeiter“ nach Meggen. In den 1970er-Jahren hatte fast jeder zehnte Meggener eine Zuwanderungsgeschichte, die meisten neuen Mitbürger kamen aus der Türkei.

Für das Gemeinwesen des Bergbaudorfes war das eine große Herausforderung. „Es wird überlegt, welcher Weg gegangen werden könne, um die Randgruppe der Ausländer mit in die Gemeinde einzubeziehen“, heißt es 1975 in einem Protokoll der

CKD. Schon bald trafen sich türkische Frauen, Männer und Jugendliche in der CKD-Kleiderkammer. „Die Frauen in den Caritas-Konferenzen sind eigentlich die wenigen Deutschen in der Gemeinde, zu denen die türkischen Frauen Kontakt haben“, fiel der CKD-Vorsitzenden Marlis Plugge auf.

Die Kleiderkammer zog in das Caritashaus ein, das 1976 in dem ehemaligen Kindergarten entstanden war. Auch die alljährlichen Festivals für deutsche und ausländische Familien spielten sich seit 1980 rund um das Gebäude ab. Das Caritashaus entwickelte sich immer mehr zum sozialen und integrativen Zentrum Meggens.

Das blieb so, auch wenn sich sonst vieles veränderte. Anfang der 1990er-Jahre endete die Bergbaugeschichte Meggens. Damit gab der größte Arbeitgeber in Meggen auf. In dieser Übergangszeit waren die Caritas-Konferenzen besonders gefragt. Ihr Anlaufpunkt und ihre Zentrale blieb das Caritashaus.

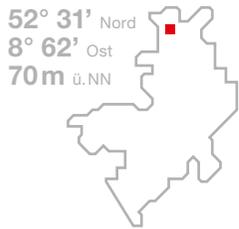
Marlis Plugge war bis 2004 Vorsitzende und Ideengeberin der CKD. Seitdem koordinieren die Vorsitzende Margret Friedrichs und ihre Stellvertreterin Cornelia Behrens die vielen Aktivitäten im Caritashaus. Das Gebäude wurde nach und nach saniert und ist mehr denn je für die Caritasarbeit geeignet: ein Haus für alle Zeiten.

Heute finden hier zahlreiche Kurse und Veranstaltungen statt. Die katholische öffentliche Bücherei ist ins Caritashaus eingezogen. Donnerstags öffnet wie seit fast vierzig Jahren die Kleiderkammer ihre Türen. Die 15 Helferinnen und Helfer haben jede Menge zu tun. „In den letzten Jahren sind kontinuierlich mehr Menschen zu uns gekommen“, sagt die Leiterin Edeltraud Hufnagel.

62 ehrenamtliche Mitarbeiter zählt die Meggener Caritas-Konferenz. Das solidarische Engagement so vieler Frauen und Männer ist ein Erbe der Zeit, als die Bergarbeiterfamilien solidarisch zusammenhielten und Kirche und Caritas dem sozialen Engagement eine Form gaben. Die Caritas-Konferenz in Meggen ist so solide wie das historische Caritashaus, das auch nach fast hundert Jahren und vielen Veränderungen Treffpunkt für alle Meggener bleibt.

Karl-Martin Flüter





15 | Lübbecke

Utopie findet ihren Ort

Christliche Antwort auf Karl Marx: gemeinsames Leben und Arbeiten in der Paulus-Innung



Pfarrer Josef Blöink war von der Idee genossenschaftlich organisierter Unternehmen überzeugt: 1880 gründete er in Lübbecke die St.-Paulus-Innung.
Rechte Seite: Station der Fronleichnamspzession an der St.-Paulus-Innung
Fotos: privat

■ Zur Lösung der „sozialen Frage“ des 19. Jahrhunderts schlug der Mainzer Bischof von Ketteler 1864 die Errichtung von „Produktiv-Associationen“ vor, genossenschaftlich organisierten Unternehmen, in denen die Arbeitnehmer zugleich die Funktion der Arbeitgeber innehaben. Sie sollten nicht nur ihren eigenen Lohn, sondern auch die Geschäftsgewinne abschöpfen. Der Bischof selbst hielt diese Idee für zu utopisch, um je realisierbar zu sein. Dass dies dennoch zu machen war, bewies wenige Jahre später Pfarrer Josef Blöink. Er war 1873 in die Diaspora nach Lübbecke versetzt worden. Dort fand er soziale und pastorale Voraussetzungen vor, wie er sie bis dahin kaum für möglich gehalten hatte: eine ständig wachsende Zahl ins Proletariat abgesunkener Arbeiter und Handwerker, desolate Wohnverhältnisse, Krankheit, Alkoholismus, Bildungsarmut und moralischer Verfall. Hinzu kam ein riesiges Pfarrgebiet, auf dem die wenigen Katholiken weit verstreut lebten und in Gefahr standen, den Kontakt zur Kirche zu verlieren.

Pfarrer Blöink erkannte schnell, dass dieser Abwärtsspirale nicht mit schönen Worten beizukommen war. 1880 gründete er eine Genossenschaft, die von Kettelers Ideale der Produktiv-Association verwirklichen sollte: die Paulus-Innung, benannt nach dem Völkerapostel, der bekanntlich Zeltmacher von Beruf war. In Josef Berndes, einem jungen Wollweber, fand Blöink einen fachkundigen Mitstreiter. Gemeinsam eröffneten sie in Lübbecke eine Fabrikation für Unterwäsche und Kleidungsstoffe. Die Weberei war geplant als Unternehmen, das einer möglichst großen Zahl von Textilhandwerkern Auskommen und in gewissem Umfang auch gemeinsames Wohnen sichern sollte. Darüber hinaus diente der Gewinn dem Unterhalt einer Kommunikanten-Anstalt, eines Hauses für die Sakramentenkatechese.

Schon zwei Jahre nach ihrer Gründung waren acht Männer als Meister, Gesellen und Lehrlinge in der Weberei und acht junge Frauen in der Näherei tätig. Zur gleichen Zeit wurden elf Kinder in einem angeschlossenen „Hospiz“ versorgt. Dabei handelte es sich um eine Wohneinrichtung, in der die für die Zeit der Sakramentenkatechese aufgenommenen Kinder sowie die unverheirateten Genossenschaftsmitglieder aus We-

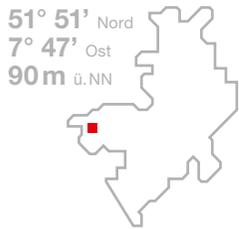
berei und Näherei wohnten. Für die verheirateten Genossen und deren Familien gab es besondere Wohnungen. Eine eigene Sparkasse sollte die Genossenschafts-Mitglieder über attraktive Sparzinsen auch dazu anhalten, für die eigene Zukunft Vorsorge zu treffen. Die Versorgung mit Lebensmitteln ermöglichte ein eigener landwirtschaftlicher Betrieb.

Bis in die 50er-Jahre erfuhr die Paulus-Innung ein deutliches Wachstum: Die Fabrikation lief damals auf 25 Webstühlen; ein eigener Wagenpark lieferte die Produkte bis in die Schweiz und in die Niederlande. Von dem Gewinn wurde bis 1960 auch ein Waisenhaus finanziert. Blöink, der die Paulus-Innung bis zu seinem Todesjahr 1902 umsichtig führte, verfolgte neben wirtschaftlichen Zielen auch eine pastorale Idee: Die Genossenschaft sollte ein Vorzeigeprojekt für die katholische Kirche in der Diaspora werden. Sie bot gemeinsames Leben in der Synthese von Arbeit und Glauben – eine Art modernes Kloster, das aus eigener Kraft die Bedarfe des Alltags erwirtschaften kann und ein attraktives Beispiel katholischen Glaubenslebens gibt.

Trotz regen Interesses im katholischen Deutschland blieb die Paulus-Innung ein Einzelfall. 1960 kam das Ende. Nachdem schon in der Nazi-Zeit Repressionen hingenommen werden mussten, fand auch in der jungen Bundesrepublik die christlich-sozialistische Idee keine Zustimmung mehr. Hinzu kamen betriebswirtschaftliche Defizite: Falsche Sparsamkeit ermöglichte weder den im Haus lebenden Kindern eine gesicherte Existenz noch dem Webereibetrieb die dringend nötigen Modernisierungen. Am Ende waren nicht nur die liquiden Betriebsmittel weg, sondern – bis auf einen sehr kleinen Rest – auch die einst umfangreichen Ländereien.

Theo Breul





16 | Dortmund

Auch ein Neffe von Che Guevara lebte hier

Das Caritas-Wohnhaus St. Bonifatius bietet ein Zuhause für junge Menschen

„Ich glaube, es gibt kaum ein Haus der Caritas, das einen solchen Wandel durchlaufen hat wie unser Wohnhaus St. Bonifatius“, erzählt Bertram Fellermann und lächelt. „Würden wir alle Veränderungen aufschreiben wollen, könnten wir mit unserer Geschichte ein eigenes Buch füllen.“ Bertram Fellermann ist Leiter der Jugend- und Familienhilfe St. Bonifatius. Die Einrichtung bietet in erster Linie Erziehungshilfen für junge Menschen an, deren Verbleib im Elternhaus nicht möglich

„Dortmunder Sanatorium am Kaiserhain“ von der St.-Bonifatius-Gemeinde errichtet. Gedacht war das Sanatorium insbesondere (aber nicht nur) für staublungenerkrankte Bergleute. 1937 wurde das Haus in eine Geburtsklinik umgewidmet. Bei zwei verheerenden Bombenangriffen auf die Innenstadt Dortmunds im Mai 1944 und im März 1945 wurden die St.-Bonifatius-Kirche, das Pfarrhaus, das Gemeindehaus, der Kindergarten und das Krankenhaus zerstört. Wurden nach dem Krieg die Kirche, der Kindergarten und auch das Gemeindehaus wieder aufgebaut, folgte die Wiedererrichtung des ehemaligen Sanatoriums erst 1956. „Es bekam nun den Namen ‚Heimstatt St. Bonifatius‘ und sollte jungen Männern, die aus den deutschen Ostgebieten in den Westen geflüchtet waren, ein erstes Zuhause bieten.“ In das „Jungmännerwohnheim“ zog es aber auch Jungen, gerade einmal 14 oder 15 Jahre alt, etwa aus dem Sauer- und Siegerland, vom Niederrhein oder aus Ostwestfalen. „Sie hatten einen Schulabschluss und suchten eine Ausbildungsstätte.“ Die fanden sie in ihrer Heimat oft nicht. Auch junge Männer aus Portugal, Spanien, Italien, aus der Generation der ersten „Gastarbeiter“, sowie Studenten fanden hier eine Unterkunft. Prominentester Gast war ein südamerikanischer Student der Ingenieurwissenschaften: Es war Edison Guevara, ein Neffe des berühmt-berüchtigten marxistischen Guerillaführers Ernesto Guevara de la Serna, genannt Che Guevara.

1975 übernahm der Caritasverband Dortmund die Trägerschaft von der Gemeinde St. Bonifatius und richtete im Wohnhaus zusätzlich eine Pflegevorschule ein. Zu den Schülern gehörte auch der heutige Abt der Abtei Königsmünster in Meschede, Aloysius Althaus. Die Pflegevorschule wurde 1990 geschlossen. Da aber hatte das Haus längst neue Aufgaben übernommen. Seit 1988 organisierte es Intensiv-Sprachkurse für jugendliche Spätaussiedler. Inzwischen ist auch die ambulante Jugend- und Familienhilfe im Wohnhaus St. Bonifatius personell und organisatorisch daheim. Diese will Familien in besonderen Belastungssituationen ermutigen, Konflikte und Krisen durch Beratung und Hilfe „von außen“ eigenständig zu bewältigen.

Christian Lukas



Das ursprüngliche Bonifatiushaus wurde 1910 als Sanatorium u. a. für lungenkranke Bergleute errichtet; später wurde es in eine Geburtsklinik umgewidmet. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Haus eine Heimstatt für junge Menschen in unterschiedlichsten Lebenssituationen.
Foto (r.): Caritasverband Dortmund

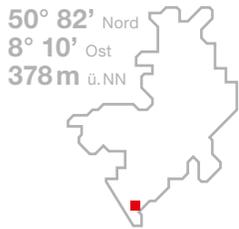
Rechte Seite:
Das Bonifatiushaus bietet u. a. jungen Flüchtlingen eine Bleibe, die minderjährig und ohne erwachsene Begleitung in Nordrhein-Westfalen Asyl suchen.
Foto: Achim Pohl

ist. Seit über 20 Jahren hat sich das Haus auch auf eine besondere Zielgruppe eingestellt: Es bietet jungen Flüchtlingen eine Bleibe, die minderjährig und ohne erwachsene Begleitung in Nordrhein-Westfalen um Asyl suchen.

„Wir übernahmen zunächst die Betreuung einiger Jugendlicher aus Vietnam und Laos, von Bootsflüchtlingen, die ohne erwachsene Begleitung nach Deutschland gekommen waren.“ Die Initialzündung, diese Hilfen zu professionalisieren, erfolgte dann 1990. „Die Stadt Dortmund suchte einen Platz für einen Jugendlichen aus Afghanistan und kam auf uns zu.“ Und dann war da der Fall eines 14-jährigen Mädchens. „Das Mädchen war im Iran verheiratet worden, und dann wurde ihr Ehemann aus politischen Gründen ermordet.“ Die unterschiedlichen, sich häufenden Fälle machten eines klar: Eine „Nebenbetreuung“ war nicht mehr möglich, ein neuer Arbeitsschwerpunkt, die Betreuung unbegleiteter minderjähriger Flüchtlinge, wurde geschaffen.

Eine derartige Nutzung hätte man sich im Jahr 1910 nicht vorstellen können. Damals wurde ein Vorläufer-Gebäude als





17 | Wilnsdorf

Tagespflege an einem spirituellen Ort

Die Eremitage vereint Menschen in unterschiedlichen Lebensphasen



In der Tagespflege des Caritasverbandes für den Kreis Siegen-Wittgenstein finden ältere, pflegebedürftige und insbesondere demenziell erkrankte Menschen eine liebevolle Betreuung.

Foto: Siemon

Rechte Seite:
Die Gnadenkapelle (mit Pieta) und das Tagespflegehaus bilden eine Einheit.
Fotos: Caritasverband Siegen-Wittgenstein

■ Seit Jahrhunderten pilgern Gläubige aus dem Siegerland zur Eremitage, einer Wallfahrtsanlage in der Nähe des Wilnsdorfer Ortsteils Niederdielfen. Die Erinnerung an einen dort lebenden Eremiten, den Jesuiten Konrad Manz, gab der Anlage ihren Namen. 1684 ließ der Jesuitenkonvent in Siegen die markante Gnadenkapelle errichten. Unter der Kuppel fand 1703 der im Alter von 14 Jahren verstorbene letzte katholische Erbprinz von Nassau-Siegen, Franz-Josef, seine letzte Ruhestätte. Der Jesuitenbruder Konrad Manz betreute als Einsiedler die Wallfahrtsstätte bis zum seinem Tod 1733.

Wilhelm Ochse, von 1930 bis 1955 Pfarrer an St. Marien in Siegen, setzte sich für den Ausbau der Eremitage als geistliches Zentrum der Siegerländer Katholiken ein. Neben regelmäßigen Wallfahrten und Gottesdiensten diente die Anlage unter anderem auch als Ziel von Stadtranderholungen. Auf Pfarrer Ochses Initiative zogen 1953 Klarissen in die Eremitage ein. Der Konvent war zunächst im alten Anbau der Kapelle untergebracht. Seit 1966 gibt es in unmittelbarer Nähe ein modernes Klostergebäude. Der Kapellenanbau beherbergt nach umfangreicher Renovierung seit 1993 das Tagespflegehaus Eremitage des Caritasverbandes für den Kreis Siegen-Wittgenstein, die erste Einrichtung dieser Art in Südwestfalen. Hier finden ältere, pflegebedürftige und insbesondere demenziell erkrankte Men-

schen eine liebevolle Betreuung. Die Eremitage vereint damit Menschen, die auf unterschiedlichen Etappen ihrer irdischen Pilgerschaft sind: Starke und Schwache, Junge und Alte, Kranke und Gesunde. An diesem spirituellen Ort wird ihnen die mitleidende und mittrauernde Gottesmutter Maria vor Augen gestellt. Die „sieben Schmerzen Mariens“ stehen denn auch seit Jahrhunderten im Mittelpunkt von Wallfahrten zur Eremitage. Im Bild der Pieta bekommt diese Einladung zur Identifikation mit Maria ihren künstlerischen Ausdruck. Die Antwort auf die Frage nach dem Sinn menschlichen Leidens und Sterbens ist für den Christen letztlich mit dem Tod und der Auferstehung Christi verbunden.

Die Kunst als Ausdruck und Annäherung an die menschliche Existenz spielt bis heute eine große Rolle in der Eremitage. Im Rahmen der Kunstausstellung „Kunstsommer“ wird durch den Kunstverein Siegen der geschichtsträchtige Ort als „Freilichtgalerie“ genutzt. Mit dem Umbau des Tagespflegehauses „Eremitage“ konnte zudem eine Architektur geschaffen werden, die sich für Kunstausstellungen geradezu anbietet. Lichtdurchflutete große Räume schaffen ideale Bedingungen. So organisiert denn auch der Förderverein des Tagespflegehauses regelmäßig Ausstellungen einheimischer Künstler.

Jürgen Sauer







18 | Herne, Wanne-Eickel

Alles für die Menschen gegeben

Über 70 Jahre gab es in Wanne-Eickel einen eigenen Caritasverband

■ „Die Caritas war mein Leben“, lacht Elisabeth Engelke. „Wir waren finanziell zwar nie auf Rosen gebettet. Aber ich will keinen Tag missen.“ Elisabeth Engelke hat 25 Jahre die Geschichte der Caritas in Wanne-Eickel gelenkt. 1974 begann sie als Einsatzleiterin der Sozialstation, 1978 wurde sie Geschäftsführerin. Wenn sie auf diese Jahre zurückschaut, klingt Wehmut in ihrer Stimme mit.

„Wir hatten 1974 vier Pflegefachkräfte, vier Mitarbeiter in der Verwaltung, dazu eine Sozialarbeiterin. Das war nicht viel, aber es hat uns nie davon abgehalten, alles für die Menschen zu geben.“ Ob in der Arbeit mit Schwerstbehinderten oder in der Pflege älterer Menschen: Geld war auch in den 70-ern schon ein Thema, und Elisabeth Engelke erinnert sich, wie sie oft Klinken putzen musste. „Wir hatten sehr gute Beziehungen zum Lions Club, der uns immer großzügig unterstützt hat; eine laute Stimme hatten wir durch Studiendirektor Engelbert Brachthäuser von der Berufsschule Herne, der

sich stark für unsere Belange auch politisch einsetzte; und dann war da die Arbeit aller der Ehrenamtlichen, die große Leistungen für die Caritas erbrachten.“

Lange bevor Begrifflichkeiten wie Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen in den allgemeinen Wortschatz Einzug hielten, arbeitete man in Wanne-Eickel eng mit dem Arbeitsamt zusammen, um schwer vermittelbare Menschen in feste Arbeitsverhältnisse zu führen. Und bereits in den 1970er-Jahren traf man sich regelmäßig mit Vertretern der AWO und der Diakonie zum Austausch.

Wanne-Eickel. Kaum eine Stadt verkörperte das Klischeebild des Ruhrgebietes so sehr wie die 1926 aus den Ämtern Wanne und Eickel vereinigte Doppelstadt. Über Jahrzehnte hinweg galt sie als die am dichtesten besiedelte Stadt in Europa. Kaum Grünflächen, Haus an Haus, Industriebetriebe und Zechen allenthalben. Im Jahr mit der höchsten Einwohnerzahl, 1965, lebten durchschnittlich 5 000 Menschen auf jedem der gerade einmal 21 Quadratkilometer Stadtfläche. Irgendwann

wurde hier der Caritasverband Wanne-Eickel gegründet. Irgendwann? „Seine offizielle Geschichte beginnt 1926“, erklärt Elisabeth Engelke. In einem Adressverzeichnis des Deutschen Caritasverbandes wird allerdings bereits 1922 Pfarrer Joseph Luft von der Pfarrgemeinde St. Josef als Vorsitzender und Geschäftsführer eines Caritas-Verbandes vor Ort aufgeführt. Luft wurde 1908 Pfarrer der besagten Gemeinde in Wanne-Süd. Die Anfänge der Caritas in Wanne-Eickel sind auch mit einer Nähschule an der Annastraße verbunden, die erste Leiterin war eine Schwester Cornelia. 1945, direkt nach dem Krieg, richtete die Caritas am großen Bahnhof Wanne-Eickels eine Bahnhofsmission ein; 1954 wurden zwei sogenannte Familienpflegerinnen eingestellt. „Wir waren während unseres Bestehens darüber hinaus stets eng mit den Kirchengemeinden verbunden, die unsere Arbeit tatkräftig unterstützt haben“, erklärt Elisabeth Engelke.

Als 1975 die Stadt Herne die Stadt Wanne-Eickel eingemeindete, blieb der Caritasverband Wanne-Eickel weiter bestehen. Im gleichen Jahr stand ein Umzug in ein Mietshaus an der Hauptstraße an, eine Lösung, die irgendwann nicht mehr tragbar war. „Es kamen immer mehr Menschen mit ihren Problemen zu uns!“ Vor allem ab 1985, als die Caritas die Betreuung vietnamesischer Flüchtlinge übernahm, und 1986, als sie in das Projekt „Arbeit statt Sozialhilfe“ einstieg. 1990 zog die Zentrale ein paar Meter weiter in die sogenannte Alte Apotheke und hatte ein eigenes Haus. Bei der Finanzierung zeigte sich die Apotheker-Bank mit einer größeren Spende sehr entgegenkommend, neue Aufgaben ließen sich angehen. Längst arbeitete man in Wanne-Eickel voller Elan in der Zuwanderer- und Ausiedlerberatung, eine Gruppe für Mütter mit behinderten Kindern konnte eingerichtet werden, die Mitarbeiterzahl wuchs. Gerne erinnert sich Elisabeth Engelke an die Zusammenarbeit mit den Zivis. „Die waren alle toll motiviert.“

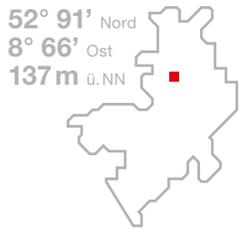
Die Geschichte des Caritasverbandes Wanne-Eickel endete am 31. März 1997, am 1. April wurde offiziell die Fusion mit dem Caritas-Verband Herne vollzogen. Elisabeth Engelke ging 1999 in den Ruhestand.

Christian Lukas



Die langjährige
Geschäftsstelle an der
Hauptstraße 311
Rechte Seite:
Elisabeth Engelke,
Geschäftsführerin
von 1978 bis 1999
Fotos: Caritasverband
Herne





19 | Schloß Holte-Stukenbrock

Vom Kriegsgefangenenlager zum Sozialwerk

In Stukenbrock half die Caritas bei der Eingliederung von Vertriebenen und Aussiedlern

■ Ein Lager mit Geschichte: Nachdem die letzten russischen Kriegsgefangenen am 28. Juli 1945 das berüchtigte „Mannschaftsstocklager“ (Stalag) 326 in der Senne bei Stukenbrock verlassen hatten, diente es zunächst als Internierungslager für deutsche Kriegsgefangene, Kriegsverbrecher und Vertreter des Nazi-Regimes. Doch zum 1. Januar 1948 bekam das Lager eine ganz andere Zweckbestimmung: Als „Sozialwerk Stukenbrock“ wurde es vom NRW-Sozialministerium für die Unterbringung der vielen Flüchtlinge übernommen.

Die katholische Lagerkapelle St. Bruno konnte etwa 250 Gläubige aufnehmen. Eingeweiht wurde sie am 15. Juni 1952. Das kleine Gotteshaus entstand aus den Holzelementen einer Kriegsgefangenenbaracke, die auf einen Steinsockel gesetzt wurden, um dem Raum eine angemessene Höhe zu geben.

In den 60er-Jahren war der Ansturm der Aussiedler besonders groß, so dass von 1961 bis 1968 rund 14 400 Menschen aufgenommen wurden. Da fast alle Aussiedler in dieser Zeit aus katholischen Gegenden kamen, genügte die Lagerkapelle St. Bruno nicht für die sonntäglichen Gottesdienste. Deshalb fanden mehrere Gottesdienste nacheinander im Theatersaal des Lagers statt – für jeweils über 650 Besucher.

In den primitiven Baracken richteten die Wohlfahrtsverbände auch Altenheime ein, ebenso die „Förderschule für Aussiedlerkinder und -jugendliche“. Bis zu 360 Kinder besuchten die Schule gleichzeitig – davon 250 Schüler, die im Caritas-Förderschulinternat wohnten. Sie erhielten dort für mehrere Monate die Möglichkeit, Deutschkenntnisse zu erwerben oder aufzufrischen. Initiiert wurden diese schulische Förderung und Eingliederung der Aussiedler vom Caritasverband für das Erzbistum Paderborn gemeinsam mit anderen Diözesan-Caritasverbänden sowie der Evangelischen Landeskirche, ehe der Staat diese Klassen übernahm und sie den örtlichen Schulen anschloss. Sie blieben aber auch dann selbstständig arbeitende Einrichtungen.

Aus Kostengründen schloss das Sozialministerium das Sozialwerk Stukenbrock zum Jahresende 1969 und übertrug dessen Aufgaben dem Landesdurchgangwohnheim Unna-Massen. Auch die Altenheime zogen aus. Anstelle der Altenheim-Baracken der Caritas wurde „Am Pastorat“ in Stukenbrock ein neues Altenheim gebaut, dessen Grundstein am 23. Oktober 1973 gelegt wurde. Die Förderschule war übrigens die größte Einrichtung ihrer Art in Nordrhein-Westfalen. Sie wechselte 1974 nach Schloß Neuhaus. Das einstige Stalag 326 und spätere Sozialwerk Stukenbrock beherbergt seitdem eine Polizeischule des Landes Nordrhein-Westfalen, das „Bildungszentrum Erich Klausener“.

Bringfried Schubert, Leiter der Förderschule im Sozialwerk Stukenbrock (1963–1966 sowie 1971–1974)



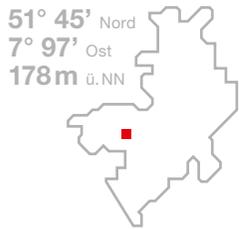
Baracken und Nissenhütten – so sah es nach 1945 zunächst im Sozialwerk Stukenbrock aus. Auch die katholische Lagerkapelle war in einer Nissenhütte untergebracht.

Rechte Seite: Entspanntes Gespräch unter Frauen im Sozialwerk Stukenbrock
Fotos: Walter Nies / Stadtarchiv Lippstadt
NL Nies AB 685 c 002; 686 b 003; 687 h 003

Im Laufe der folgenden Jahre wechselten sich im Lager Heimatvertriebene, DDR-Flüchtlinge und seit 1958 vorwiegend Spätaussiedler aus den deutschen Ostgebieten ab. Die Unterbringung und Betreuung der Flüchtlinge im Lager übertrug das Ministerium Trägern der Freien Wohlfahrtspflege, insbesondere der Caritas und dem Evangelischen Hilfswerk (später Evangelisches Johanneswerk), denen dafür separate Lagerbereiche zugeordnet wurden, zur selbstständigen und eigenverantwortlichen Wahrnehmung. Die Zuweisung der Flüchtlinge erfolgte nach ihrer Konfession.

„Soziale, menschliche und karitative Betreuung war die wichtigste Aufgabe des Sozialwerks“, beschreibt die Publikation „Der Wegweiser“ des NRW-Sozialministeriums 1968 rückblickend. „Darüber hinaus aber war es von Anfang an das Bestreben, auch das seelische Leben in Stukenbrock zu entwickeln.“ Sehr früh waren sowohl eine katholische als auch eine evangelische Kirche gebaut worden – beide zunächst sehr primitiv in einer sogenannten Nissenhütte, einer Wellblechhütte, sowie einer Baracke untergebracht und dann „zu einer wirklichen Seelsorgestätte“ ausgebaut, wie „Der Wegweiser“ bemerkt.





20 | Arnshausen-Neheim

Engel der Stadt

Die Vinzentinerin Schwester Aicharda in Neheim



Fast 50 Jahre lang versorgte Schwester Aicharda in Neheim Kranke.

Foto: privat

Rechte Seite: Schwester Beatis und Schwester Odoris sind die Letzten ihres Ordens in Neheim. An Schwester Aicharda, deren Foto sie halten, erinnern sich auch mehr als vierzig Jahre nach ihrem Tod noch viele Neheimer. Foto: Karl-Martin Flüter

■ Es war ein denkwürdiger Sommertag im Juli 1955. Die Stadt Neheim hatte zur Verleihung der Ehrenbürgerschaft eingeladen. Vor den Honoratioren stand neben zwei eindrucksvollen Neheimer Unternehmern eine kleine, einfache Frau in der Ordenskleidung und mit der großen weißen Haube der Vinzentinerinnen: Schwester Aicharda.

Die Feierlichkeiten waren ihr sichtlich unangenehm, am Empfang danach nahm sie nicht teil. Sie wollte lieber zurück ins Johannes-Hospital, dort, wo die Vinzentinerinnen wohnten. Der Fahrer ließ es sich nicht nehmen, auf dem Weg eine Ehrenrunde durch Neheim zu drehen. „Verschüchtert und leicht verschämt“ habe die Vinzentinerin im Fond eines „Adenauer-Mercedes“ gewinkt, berichtete ein Zeitzeuge. Obwohl sie auf zwei Kissen saß, konnte sie kaum aus dem Fenster schauen.

Die zierliche Statur der Ordensschwester durfte nicht über ihre erstaunliche Tatkraft hinwegtäuschen. 1922 war sie nach Neheim gekommen. Die Aufgabe der als Krankenschwester ausgebildeten Ordensfrau war die häusliche Pflege. Fast fünfzig Jahre, bis 1971, versorgte sie Pflegebedürftige zu Hause – Tag und Nacht, immer mit einem Maß an Zuwendung, die in der heutigen Pflege nicht mehr vorstellbar ist.

Als sie sich zurückzog, stand sie kurz vor dem 90. Geburtstag. Drei Jahre später starb sie im Altenheim der Vinzentinerinnen in Borchen. Die Neheimer holten sie heim. Ihre letzte Ruhestätte fand Schwester Aicharda auf dem Möhnfriedhof in Neheim. 25 Jahre später gedachten die Bürger der Stadt, unter ihnen Bürgermeister Hans-Josef Vogel, dem „Engel der Stadt“.

Diesen Titel hätte die bescheidene Aicharda nicht gemocht. Doch die Neheimer ließen sich ihre Begeisterung für die Vinzentinerin nicht nehmen. Zahlreiche Geschichten über Schwester Aicharda kursieren bis heute im Ort, Firmgruppen beschäftigten sich mit ihrem Leben.

Schwester Aicharda begriff sich dagegen als normale Gemeindegeweschwester wie alle Vinzentinerinnen, die seit 1880 in Neheim die Pflege zu Hause übernahmen. Gemeindepflege stand für wesentlich mehr als nur die Betreuung von Kranken. Sie umfasste die Versorgung von Familien und die soziale Hilfe für Bedürftige.

Die 1882 in Hövelhof als Maria Kesselmeier geborene Aicharda wuchs mit zehn Geschwistern auf. Man darf vermuten, dass sie wusste, was es bedeutet, in ärmlichen Verhältnissen zu leben. Als Gemeindegeweschwester lebte sie die soziale Umverteilung vor. Unter ihren weiten Umhängen hatte sie immer einige Taschen dabei, die mit Spenden gefüllt wurden. Was dort landete, reichte sie umgehend an die weiter, die es gebrauchen konnten.

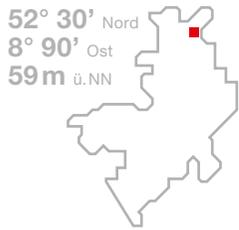
Als Aicharda starb, stand eine Umstrukturierung der Gemeindepflege bevor. Die Sozialstationen übernahmen nach und nach diese Aufgabe. Dennoch waren die Vinzentinerinnen bis Ende der 1980er-Jahre in der Neheimer Gemeindepflege aktiv. Im Krankenhaus St. Johannes sind sie bis heute präsent. Die beiden letzten Vertreterinnen des Ordens, Schwester Odoris und Schwester Beatis, fühlen sich auch im Ruhestand noch dem Haus verpflichtet.

Bis vor wenigen Jahren war Odoris in der Pflegedienstleitung und Beatis in der Krankenhauseelsorge tätig. Heute sorgen sie für die Blumen im Haus und schauen auch sonst nach dem Rechten. „Ich habe noch den Hauptschlüssel“, sagt Schwester Odoris. Die St.-Johannes-Stiftung – Träger des Krankenhauses St. Johannes – hat den beiden Schwestern eine schöne Wohnung gegenüber dem Krankenhaus zur Verfügung gestellt und ihnen Reisen nach Rom und Israel geschenkt.

Odoris und Beatis fühlen sich wohl in Neheim. Doch sie wissen, dass sie die Letzten ihres Ordens in Neheim sind. „Unsere Aufgaben werden heute von den Pflegediensten wahrgenommen, man braucht uns nicht mehr“, sagt Schwester Odoris gefasst. Das stimmt nicht ganz. Die umfassende Pflege und Fürsorge der Vinzentinerinnen, wie sie von Aicharda so beispielhaft vorgelebt wurde, können die heutigen Sozialstationen nicht mehr leisten. Das ist mit den Vinzentinerinnen verloren gegangen.

Karl-Martin Flüter





21 | Minden

Hilfe für Reisende und Menschen in Not

Die Bahnhofsmision in Minden schloss 1998 ihre Pforten

■ 53 Jahre lang stand sie Reisenden und Menschen in Not mit Rat und Tat zur Seite: die Mindener Bahnhofsmision. 1945 wurde sie als ökumenische Einrichtung gegründet, die zu zwei Dritteln vom Diakonischen Werk Minden und zu einem Drittel vom Caritasverband für das Dekanat Minden getragen wurde.

„In den vielen Jahren ihres Bestehens haben katholische und evangelische Christen miteinander hilfesuchenden Menschen ihren Dienst angeboten“, erzählt Adelheid Gieseking, langjährige Mitarbeiterin bei der Mindener Bahnhofsmision. „Unsere Aufgaben waren vielfältig. Wir halfen körperlich und geistig behinderten Menschen beim Ein- und Umsteigen in die Züge, genauso wie allein reisenden Kindern und Menschen, die nicht an ihrem Ziel, sondern zufällig in Minden ankamen.“

Eine große Gruppe der Hilfesuchenden bildeten bis zur Wende 1989 die Besucher aus der damaligen DDR. „Es waren zum Teil sehr alte Menschen, denn ab dem Rentenalter durften sie ihre Verwandten in Westdeutschland besuchen und mit dem Besuchsgeld kleine Besorgungen erledigen.“ Die Bahnhofsmision bot ihnen einen geschützten Raum, um kurz zu verweilen.

„Zu unseren Aufgaben gehörte aber auch die Beratung in akuten Problemsituationen“, erzählt Adelheid Gieseking. In der Anonymität eines Bahnhofs trauten sich Hilfesuchende eher, ihr Problem zu schildern. „Wenn unsere spontanen Ratschläge als Antwort nicht genügten, vermittelten wir weiter an zuständige Behörden, Organisationen und Fachdienste.“ Auch die Bereitschaft zu wecken, sich helfen zu lassen, insbesondere bei Drogenabhängigen, Alkoholkranken und Obdachlosen, habe zu den Aufgaben der Helfer bei der Bahnhofsmision gehört. Die Betreuung Nichtsesshafter war eine umfangreiche Aufgabe. „Sie bekamen bei uns fast immer eine warme Mahlzeit und ein Getränk.“ Viele seien regelmäßig zu Gast gewesen und hätten sich auch eine Übernachtung vermitteln lassen.

Nach dem Fall der Mauer 1989 wurde die Bahnhofsmision Anlaufstelle für kleinere und größere Reisegruppen aus Schlesien. „Es waren deutschstämmige Kriegswitwen und Kriegshinterbliebene, die Anspruch auf einen vierwöchigen Kuraufenthalt im nahen Bad Seebruch hatten“, erinnert sich Gieseking. Die Fahrten fanden meist nachts statt. „Die überwiegend sehr alten Frauen brauchten unsere Hilfe sehr.“

Obwohl die Bahnhofsmision erst 1945 gegründet wurde, reicht ihre Geschichte eigentlich noch weiter zurück. Mit dem Fortschreiten der Industrialisierung strebten viele junge Frauen in der Hoffnung auf ein besseres Leben in die Städte. Doch ihre Hoffnung auf Arbeit erfüllte sich oft nicht sofort. Unterstützung fanden sie dann bei den evangelischen und katholischen Frauenbewegungen, deren Anlaufstellen meist am Bahnhof angesiedelt waren. Diese nahmen sich der jungen Ankömmlinge an, vermittelten und begleiteten sie. Aus unterschiedlichen Mädchenschutzvereinen beider Konfessionen entstand so die Bahnhofsmision.

Heute erinnert nichts mehr an die Mindener Bahnhofsmision. Sie schloss 1998 ihre Türen, da die Räumlichkeiten der Deutschen Bahn nicht weiter zur Verfügung standen. Betreuung finden Mindener Obdachlose und Nichtsesshafte heute in der Wärmestube der Caritas und beim Diakonischen Werk im City-Center.

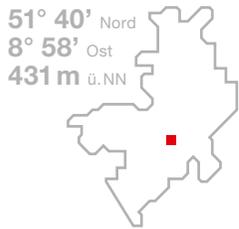
Elisabeth Plamper

Adelheid Gieseking, langjährige Mitarbeiterin bei der Mindener Bahnhofsmision, mit zwei Zivildienstleistenden
Foto: Caritasverband Minden

Rechte Seite: Bahnhofsmision in den 1920er-Jahren, wie sie in einer Fotoserie des Deutschen Mädchenschutzvereins dargestellt wurde
Foto: IN VIA Katholischer Verband für Mädchen- und Frauensozialarbeit – Deutschland







22 | Brilon

Von der Werkstufe zur Werkstatt

Die St.-Martin-Werkstätten in Brilon entwickelten sich aus kleinen Anfängen

■ Die Eröffnung der Tagesstätte für Kinder und Jugendliche mit einer Behinderung im Februar 1968 war der erste Grundstein für die Geschichte der St.-Martin-Werkstätten des Caritasverbandes Brilon. Diese umfassen heute sechs „Werkstätten für behinderte Menschen“ (WfbM) mit mehr als 650 Beschäftigten.

Zwölf Kinder wurden damals in der Tagesstätte in der ehemaligen Zwergschule in Eshoff aufgenommen, die aber schon bald zu klein war. Bereits im September 1968 stand mit 17 Kindern der Umzug in die größere Schule nach Rixen an. Dort wurde im August 1970 eine Werkstufe eingerichtet, in der Jugendliche bis zum 25. Lebensjahr in handwerklicher Arbeit unterrichtet wurden. Zwei Jahre nach der Eröffnung der Tagesstätte zählte die Warteliste bereits 49 Menschen mit Behinderung, so dass wieder neue Räume gefragt waren. Die wurden 1972 erst im „Haus Schafmeister“ in Rösenbeck und anschließend in der dortigen Schützenhalle gefunden, die für den Werkstattbetrieb saniert wurde. Ihre ursprüngliche Funktion behielt sie aber: „Zu großen Festen wie Schützenfest oder Karneval musste die Halle, also der Werksbetrieb, komplett geräumt werden“, erinnert sich Ulrich Keuthen, ehemaliger Geschäftsführer der Briloner Caritas. Maschinenpark nebst Bestuhlung mussten in der

Nachbarschaft untergestellt werden. „Letztendlich musste der Standort der Werkstatt in Rösenbeck aufgegeben werden, weil es keine Entwässerungsanlage gab“, erzählt Josef Hesse, ehemaliger ehrenamtlicher Vorstandsvorsitzender. Am 24. November 1977 wurde der Grundstein für die Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) am Briloner Mühlenweg gelegt. Kurz vor Weihnachten 1978 verabschiedeten sich die 73 Beschäftigten aus Rösenbeck und zogen in die neue Werkstatt in Brilon. Ab 1986 nimmt die Werkstatt-Geschichte Fahrt auf: Standorte am Gallbergweg und „Hinterm Gallberg“ folgten, darüber hinaus übernahmen die Caritas-Werkstätten

1986 auch die Friedhofsgärtnerei des städtischen Friedhofs in Brilon. 1990 wurde eine Zweigwerkstatt in Marsberg gebaut. Im gleichen Jahr folgten Neubauten an den Außenstellen „Hinterm Gallberg“ für 120 Beschäftigte und am Gallbergweg mit 70 Plätzen für Menschen mit einer psychischen Erkrankung. 1993 wurde der Marsberger Standort von 60 auf 120 Plätze erweitert, und 2009 baute die Caritas Brilon in Eigenregie eine gänzlich neue St.-Martin-Werkstatt am Leimenbuch 7.

Seit 1996 haben auch Menschen mit schwerstmehrfacher Behinderung Teilhabe am Arbeitsleben. Durch einen Erweiterungsbau am Standort Mühlenweg wurden damals 24 Plätze für tagesstrukturierende Angebote eingerichtet. 2005 wurde das Angebot für Menschen mit psychischen Erkrankungen durch die Anmietung des Betriebsgebäudes am Sintfeldweg in Brilon um 40 Plätze erweitert. Darüber hinaus werden Beschäftigte auch an ausgelagerten Arbeitsplätzen am ersten Arbeitsmarkt begleitet. Auch der Übergang vom Arbeitsleben in den Ruhestand wird durch die Mitarbeiter der Werkstätten begleitet. Dafür wurde 2007 die Senioren- und Fördergruppe eröffnet.

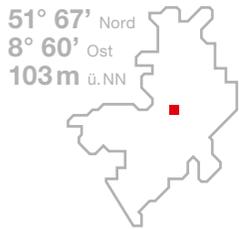
Im Oktober 2011 wurde das neue Durchführungskonzept für die Zentralisierung des Berufsbildungsbereichs (BBB) von der Regionaldirektion der Bundesagentur für Arbeit genehmigt. Fortan werden alle Maßnahmen der zweijährigen Eingangsstufe, während der die Beschäftigten ihre Begabungen und Fertigkeiten finden können, in der Hauptwerkstatt am Mühlenweg durchgeführt. Für diese Zentralisierung wurden Umbauarbeiten nötig, die im Oktober 2012 abgeschlossen wurden. Eingerichtet sind jeweils zwei Gruppen für Menschen mit psychischen und geistigen Behinderungen, die ihre Fertigkeiten in den Modulen Metall, Montage, Verpackung sowie in Holzbearbeitung und Hauswirtschaft erproben können. Die Hilfebedarfsgruppen werden gemischt – ein Konzept, das sich als so gut erwiesen hat, dass es in der neuen Zweigwerkstatt Winterberg für den Arbeitsalltag übernommen wurde. Diese neueste WfbM bietet 90 Plätze. Der Winterberger Standort wurde am 1. Juli 2013 eröffnet – 45 Jahre nach den ersten Anfängen in Eshoff.

Sandra Wamers



Die St.-Martin-Hauptwerkstatt am Mühlenweg in Brilon
Rechte Seite: Schon 1986 übernahmen die Caritas-Werkstätten die Gärtnerei des Briloner Friedhofs.
Fotos: Sandra Wamers





23 | Salzkotten

Die Ärmsten waren die Dankbarsten

Straßen in Salzkotten erinnern an zwei ungewöhnliche Ordensfrauen



Schwester M. Edelharda Dierken erhielt für ihre Dienste 1976 das Bundesverdienstkreuz.

Rechte Seite: Mutter M. Clara Pfänder (1827–1882), Gründerin der Franziskanerinnen Salzkotten. Sie gründete die Kongregation der Franziskanerinnen, Töchter der hl. Herzen Jesu und Mariä, im Jahr 1860.

Fotos: Franziskanerinnen Salzkotten

■ Wenn man durch die Stadt Salzkotten bei Paderborn spaziert, kann es passieren, dass man sich in Straßen wiederfindet, die den Namen „Clara-Pfänder-Straße“ oder bald auch „Schwester-Edelharda-Straße“ tragen. Doch wer waren diese Frauen, die ihre Namen über die Sälzerstadt hinaus bekannt gemacht haben?

In geschichtlichen Aufzeichnungen finden sich die Worte eines Augenzeugen: „O Wanderer, wenn du von Paderborn der breiten Straße entlang nach Salzkotten kommst und erblickst ein großes Kloster mit herrlicher Kirche, dann bleibe stehen und frage dich: Wer hat dies alles gegründet? – ‚Es ist die große Dulderin Mutter M. Clara Pfänder, die in Rom, von der Caritas bestattet, in fremder Erde ruht!‘, so antwortet eine Mitschwester.“

Mutter M. Clara Pfänder (1827–1882) gründete die Kongregation der Franziskanerinnen, Töchter der hl. Herzen Jesu und Mariä, im Jahr 1860 in Olpe. Drei Jahre später wurde das Mutterhaus nach Salzkotten verlegt. Die Gründerin stellte die Eucharistie ins Zentrum ihrer Spiritualität. Als Zeugen der Liebe Christi sollten die Schwestern offen sein für jegliche Not gemäß dem Leitwort von Mutter M. Clara Pfänder: „Die Liebe sei die Königin, die Regel, die Seele und das Leben der Kongrega-

tion!“ Dabei ging es zunächst vor allem um die Waisenkinder, die Erziehung der Kinder und Jugendlichen sowie die Sorge für die Kranken. Die Armen sollten immer den Vorzug haben. Von Salzkotten aus entwickelte sich schnell eine internationale Kongregation, deren Schwestern aktuell auf vier Kontinenten tätig sind. Neben den karitativen Diensten der Schwestern wird bis heute zugleich die kontemplative Caritas in der Form der Anbetung Tag und Nacht im Mutterhaus der Franziskanerinnen Salzkotten weitergeführt. „Das Werk besteht“: Es ist die Erfüllung des prophetischen Wortes von Mutter M. Clara, die während des Kulturkampfes selbst in Schwierigkeiten geriet, 1880 Salzkotten verlassen und zwei Jahre später einsam in Rom sterben musste.

Unruhige Zeiten waren es auch, als Schwester M. Edelharda Dierken während des Krieges 1942 nach Salzkotten kam. Zuvor hatte sie bereits an anderen Orten für Kranke und Behinderte gesorgt und half nun sofort dort aus, wo die Not am größten war. „Auch durch die Unruhen nach Kriegsende gab es viel Leid. Mit den Besatzungsmächten hatte ich, obwohl ich keine Sperrstunde einhielt, keine Schwierigkeiten. Ich erinnere mich an viele Nachtwachen und dass die Arbeitstage oft rund um die Uhr gingen. In der Regel waren die Ärmsten auch die Dankbarsten ...“, heißt es in einer Überlieferung.

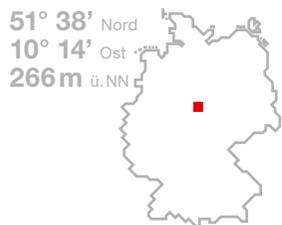
Aufgrund ihrer lautlosen, stillen, aber aufopfernden Arbeit an den Kranken war Schwester M. Edelharda bei allen Bürgern der Stadt und Umgebung von Salzkotten sehr geschätzt und beliebt. Über die Jahre hinweg machte sie ihre Fahrten zunächst mit dem Fahrrad, dann mit dem Moped und schließlich mit dem Auto, das ihr die Stadt Salzkotten zur Verfügung gestellt hatte. Dass ihre Fahrerlaubnis nur für die Stadt und ihre Umgebung galt und kleine Beulen am Auto durchaus nicht selten waren, wurde gnädig übersehen.

1976 erhielt Schwester M. Edelharda das Bundesverdienstkreuz. Sie habe beispielhaft vorgelebt, was unter dem Begriff „Nächstenliebe – Caritas“ zu verstehen sei, sagte der damalige Bürgermeister Cramer. Über 32 Jahre lang hatte sie in der Stadt Salzkotten und Umgebung Kranke gepflegt.

Sr. M. Carola Thomann | Michael Bodin







24 | Heilbad Heiligenstadt

Von der Auschwitz-Hölle zurück ins Eichsfeld

Das Schicksal des Sinto Rudolf B.



Rudolf B. um 1941 im Alter von 13 Jahren

Rechte Seite: Erdkundeunterricht um 1935 in der Schule des Raphaelsheimes in Heiligenstadt im Eichsfeld. Im Unterschied zu anderen katholischen Einrichtungen spielte dort die gemeinsame Erziehung von Mädchen und Jungen von Anfang an eine besondere Rolle.

Fotos: Archiv der Raphaelsheim gGmbH Heilbad Heiligenstadt

■ „Zur Verhütung weiterer Verwahrlosung und um B. zu einem brauchbaren Menschen zu erziehen, ist daher die Anordnung der Fürsorgeerziehung erforderlich.“ Aufgrund dieses Gerichtsurteils seiner Heimatstadt Quedlinburg kam der zwölfjährige Sinto Rudolf B. 1940 nach Heiligenstadt ins Obereichsfeld, das bis 1930 zum Bistum Paderborn gehörte. Hier gab es für katholische schwer erziehbare und verwahrloste Kinder seit 1914 das „St. Raphaelshaus, katholische Erziehungsanstalt“. Unter der Leitung eines katholischen Geistlichen und der Haushaltsführung von Ordensschwestern erhielten hier zahlreiche „Fürsorgezöglinge“ eine Schulbildung, eine Erziehung und wurden schließlich an potenzielle Arbeitsstellen weitervermittelt.

Rudolf B. kam aus einer Familie, über die es im damaligen Duktus hieß, sie sei „als Zigeuner im Lande umhergezogen“. Erst 1934 war sie in Quedlinburg sesshaft geworden. In der Stadt an der Bode war Rudolf wegen zahlreicher Diebstähle, Davonlaufens und Schulschwänzens aufgefallen. Im Raphaelsheim in Heiligenstadt wurde er schließlich schulisch besser und konstanter gefördert, so dass sein Abschlusszeugnis das Prädikat „im Ganzen befriedigend“ aufwies. Zudem war er laut Urteil des Heimleiters „auch ordentlicher und verträglicher geworden“. Nach seiner Schulentlassung 1943 verblieb Rudolf weiter unter der Obhut des Heimes, das ihn bei Bauern in Wingerode und Flinsberg unterbrachte, da der Sinto den Wunsch geäußert hatte, in einem landwirtschaftlichen Beruf tätig sein zu wollen.

Die Ausrottung der „Zigeuner“ gehörte zu den rassepolitischen Zielen des NS-Regimes. Dementsprechend wurde auch die Familie des Rudolf B. in „Schutzhaft“ genommen, d. h. in ein Konzentrationslager eingewiesen. 1942 ordnete SS-Chef Heinrich Himmler die Deportation aller „Zigeuner“ nach Auschwitz an, um sie dort systematisch zu vernichten. Die Mutter, die Geschwister und der Stiefvater Rudolfs wurden in den Gaskammern ermordet. Nur der Jugendliche Rudolf arbeitete unbehelligt unter der Aufsicht des Raphaelsheimes in dem 160-Seelen-Dorf Flinsberg im Eichsfeld als Landwirtschaftsgehilfe.

Im Frühjahr 1944 wurde Rudolf B. dort von Mitarbeitern der „Rassenhygienischen Forschungsstelle“ aufgespürt und „rassebiologisch“ begutachtet. Der „Zigeunerforscher“ Dr. Roman Ritter stufte ihn in einem „Rassegutachten“ als „Zigeuner, Mischling II. Grades“ ein. Der 15-Jährige wurde daraufhin am 31. Mai 1944 in Flinsberg von der Kriminalpolizei verhaftet und in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert, wo für „Zigeuner“ ein abgegrenztes Areal bestand, wo diese unter entsetzlichen Umständen lebten. Hier erhielt Rudolf B. die Häftlingsnummer Z-10058 eintätowiert.

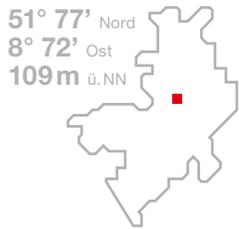
In einer Nacht Anfang August 1944 wurde das ganze „Zigeunerlager“ Auschwitz liquidiert. Nur sehr wenige Sinti und Roma überlebten, unter ihnen Rudolf B. Am 3. August 1944 wurde er in das KZ Buchenwald überstellt. Von dort schickte man ihn gemeinsam mit 199 weiteren Jugendlichen, die als nicht arbeits- bzw. einsatzfähig selektiert worden waren, mit einem sogenannten „Todestransport“ am 25. September 1944 wieder zurück nach Auschwitz-Birkenau. Die meisten der Jugendlichen wurden dort getötet. Rudolf B. überlebte die Grauen des Konzentrationslagers.

Nach einer Inhaftierung im KZ Flossenbürg und der Befreiung durch die Amerikaner 1945 kam Rudolf B. zurück in das Eichsfeld. Im Raphaelsheim in Heiligenstadt und bei seinem ehemaligen Arbeitgeber in Flinsberg stellte er sich vor und berichtete über sein Schicksal und seine Zukunftspläne. Von hier ging er nach Bremerhaven, vermutlich weil dort Verwandte wohnten. In Bremerhaven lebte er an verschiedenen Wohnorten bis 1958.

Anders als die Juden hatten „die Zigeuner“ noch lange Zeit nach ihrer Verfolgung kaum mit Hilfe und Verständnis zu rechnen. An Entschädigung und Wiedergutmachung dachte lange Zeit niemand. Auch Rudolf B. musste um eine finanzielle Entschädigung mit Hilfe eines Rechtsanwaltes kämpfen. Er verstarb im Alter von 40 Jahren 1968 in Braunschweig.

Dr. Torsten W. Müller





25 | Paderborn-Sennelager

66 000 erlösende Nachrichten

Die Caritas klärte im Ersten Weltkrieg Soldaten-Schicksale

Das Kreisarchiv Paderborn verfügt über eine umfangreiche Sammlung von Postkarten aus dem Kriegsgefangenenlager für alliierte Soldaten des Ersten Weltkriegs in Paderborn-Sennelager. Die Szenen auf den zum Teil kolorierten Karten muten im Kontrast zu den Lagern des Zweiten Weltkriegs geradezu idyllisch an; zumindest in den ersten Kriegsjahren zeugen sie von dem Respekt, den man den Gegnern entgegenbrachte. Mit zunehmender Dauer und Härte des Kriegs ändert sich das: Der Ton wird schärfer bzw. ironisierend. In Wirklichkeit grassierten zum Ende des Kriegs Hunger und Typhus. Fotos: Kreisarchiv Paderborn

Das Erzbistum Paderborn verdankt dem französischen Bistum Le Mans seinen Diözesanpatron, den heiligen Liborius. Die enge Verbindung nach Frankreich ist in der Geschichte nie abgerissen, man half sich gegenseitig in höchster Not, etwa nach dem Dreißigjährigen Krieg, als die politische Existenz des Fürstbistums im Westfälischen Frieden am seidenen Faden hing und nur durch Intervention Frankreichs gerettet wurde. Das Bistum Paderborn revanchierte sich 150 Jahre später mit der Aufnahme von Revolutionsflüchtlingen. Und wieder über 100 Jahre später, zu Beginn des Ersten Weltkriegs, ergriff der Paderborner Bischof Karl Joseph Schulte die Initiative, als immer mehr kriegsgefangene Soldaten vor allem aus Frankreich in den Lagern vor den Toren seiner Bischofsstadt eintrafen.

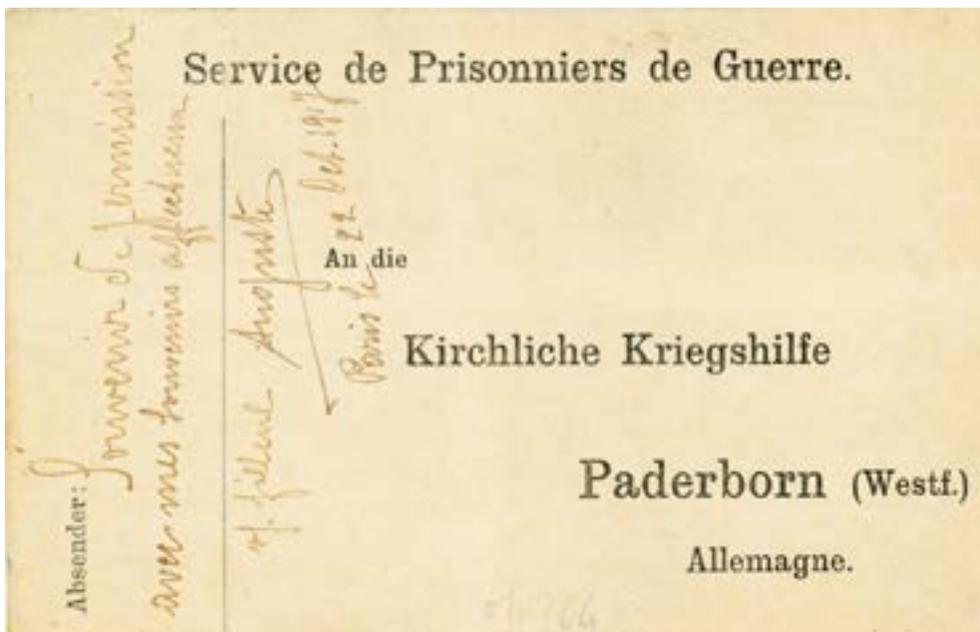
Trotz aller vaterländischen Begeisterung für diesen Krieg, die auch vor der Kirche nicht halt machte, siegte jetzt die Sorge um die Glaubensbrüder, die an Leib und Seele bedroht waren. Schulte traf sich mit den kriegsgefangenen französischen

Militärseelsorgern im Sennelager bei Paderborn, organisierte dort und in anderen Lagern die Seelsorge (vgl. Peter Möhring, Die Kirchliche Kriegshilfe Paderborn 1915–1921, in: Die Warte Nr. 144/2009). Die Initiative des Bischofs sprach sich herum. Bald schon ging es nicht mehr nur um Seelsorge. Schulte erhielt Suchanfragen aus dem Ausland, die ihn über den Vatikan erreichten.

Vielleicht durch das unmittelbare positive Erleben der Hilfe bestärkt, weitete Schulte sein Engagement im Januar 1915 deutlich aus, er gründete ein eigenes bischöfliches Hilfswerk. Hauptaufgabe war die Aufklärung von Schicksalen vermisster ausländischer und deutscher Soldaten. Zuvor hatte Schulte alle deutschen Bischöfe gebeten, ihm die Anschriften aller Gefangenenlager und der dort eingesetzten Geistlichen mitzuteilen. Das neue Hilfswerk, die „Kirchliche Kriegshilfe der deutschen Bischöfe für Vermisste und Kriegsgefangene“, hatte seinen Sitz in einem Seitenflügel des Bischöflichen Theologenkonviktes Collegium Leoninum. Bei der Recherche der Vermissten-schicksale spielten die Kriegsgefangenenlager eine wichtige Rolle. Sie erhielten mit Genehmigung des Kriegsministeriums Listen mit den Namen solcher Personen, für die Suchanfragen vorlagen. Die ersten 31 Listen mit Namen von 6 181 vermissten Belgiern und Franzosen wurden von Februar bis April 1915 versandt, es kamen 447 Antworten zurück. 157 Personen wurden als lebend ermittelt. Die Recherche der Vermissten in Frankreich war nicht direkt möglich, sie erfolgte über ein kath. Hilfswerk in der Schweiz.

Bis zum Kriegsende sollte die Kirchliche Kriegshilfe nach 765 444 Vermissten suchen. In über 66 000 Fällen konnte den Familien die erlösende Nachricht übermittelt werden, dass ihr Angehöriger noch lebt. Bis zu 120 Mitarbeiter waren in Spitzenzeiten im Einsatz. Sie sortierten nicht nur eingehende Suchanfragen, erstellten und verschickten Listen, sondern leiteten Geldspenden weiter und sorgten für die Versorgung der Gefangenen mit religiöser Literatur. Bis 1921 sollte das Hilfswerk bestehen. Sein Gründer, Bischof Schulte, war da schon Erzbischof in Köln.

Jürgen Sauer



Kriegsgefangene Schottländer beim Umladen von Korn.





26 | Bielefeld, Warburg, Hövelhof

Pionier der modernen Heimerziehung

Christian Bartels, der „westfälische Don Bosco“, Pädagoge und Organisator



Prälat Christian Bartels (1856–1939) aus Altenbeken, von 1915 bis 1924 erster Vorsitzender des Diözesan-Caritasverbandes. Studierte zunächst Jura, später Theologie in Innsbruck und Eichstätt. 1882 in Eichstätt zum Priester geweiht (wegen des Kulturkampfes für die US-amerikanische Diözese Detroit). Erste Seelsorge-Erfahrungen in Meschede-Freienohl, in Dortmund und in Althaldensleben bei Magdeburg. Seit 1889 Pfarrer der St.-Jodokus-Gemeinde, Bielefeld. 1894 Mitbegründer des Kath. Erziehungsvereins für das Bistum, 1909 Domkapitular, 1912 Gründer des Kath. Männerfürsorgevereins (heute SKM) im Bistum Paderborn.

Foto: Marc Köppelmann

Rechte Seite: Das Kinderheim St. Josefshaus Bielefeld auf einer Illustration von 1912

Foto: Postkarte, 1921

„Bei all meinen seelsorglichen Arbeiten (habe ich) auch nicht annähernd solche Erfolge wie bei der Sorge für verwahrloste Kinder.“ Diese ungewöhnliche Aussage wird vom Deutschen Katholikentag in Würzburg aus dem Jahr 1907 überliefert. Sie stammt von Prälat Christian Bartels, dem damaligen Vorsitzenden des Katholischen Erziehungsvereins für das Bistum Paderborn. Am 18. Mai 1894 hatte der Paderborner Bischof Simar diesen Verein gegründet. Ziel war es, katholische Kinder aus desolaten Familienverhältnissen bis zur Schulentlassung in ausgesuchten Pflegefamilien unterzubringen und diese Familien durch eine Art ambulanten Beratungsdienst zu unterstützen.

Der Verein machte eine steile Entwicklung: in Heiligenstadt, Magdeburg, Halle (Saale), Bochum, Minden, Arnsberg, Paderborn, Dortmund und Hamm entstanden Ortsgruppen, die durch eigenes Handeln, durch Gebet und Spenden die Aufgaben des Vereins unterstützten. Gut zehn Jahre später waren es mehr als 1 200 junge Menschen, die der Verein vermittelte und betreute. Allerdings hatte sich in dieser Zeit die ursprüngliche Konzeption nicht halten lassen. Schon bald fiel auf, dass längst nicht jedes Kind und ebenso auch nicht jeder Jugendliche auf direktem Wege in eine Pflegefamilie zu vermitteln war. Es kam zu offenbar schmerzhaften Abbrüchen.

In dieser Situation konnte Christian Bartels sein pädagogisches und organisatorisches Talent einbringen. Im November 1899 hatte er den Vorsitz des Erziehungsvereins übernommen. Zu dieser Zeit war er Pfarrer der St.-Jodokus-Gemeinde in Bielefeld. Mit seinen exzellenten Beziehungen gelang es ihm 1901, in der heutigen Josefstraße das erste Heim des Vereins zu eröffnen. Es diente dazu, in drei oder vier Monaten männliche Kinder und Jugendliche auf ihre künftigen Pflegefamilien vorzubereiten. Offenbar war diese Vorbereitung recht erfolgreich. Bartels berichtet, dass es seitdem äußerst selten zu echten Schwierigkeiten und so gut wie nie zu Abbrüchen gekommen sei. Weil zunehmend auch Mädchen unterzubringen waren, wurde zwei Jahre später in Warburg ein zweites Heim gebaut, das Damianeum. Dort wurden dann ausschließlich Jungen, in Bielefeld nur noch Mädchen aufgenommen.

Das Preußische Fürsorgeerziehungsgesetz vom 2. Juli 1900, das die Kommunen zu sorgfältiger Prüfung evtl. gefährdeter Familien verpflichtete, sorgte für eine ständig volle Belegung. Schwierigkeiten gab es weder in der Zusammenarbeit mit der Provinzialverwaltung noch mit den Kommunen. Dafür jedoch mit der Wohnbevölkerung in Warburg. Die war alles andere als davon angetan, dass ihre Söhne zusammen mit „denen aus dem Damianeum“ beschult werden sollten. So war der Verein schon bald gezwungen, eine eigene Heimschule einzurichten.

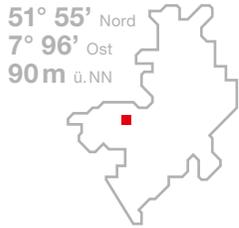
Mehr und mehr zeigte sich, dass es nicht ausreichte, die jungen Menschen nur bis zur Schulentlassung zu betreuen. Viele von ihnen konnten eine berufliche Perspektive nur aufbauen, wenn sie unter besonderer Betreuung auf einen Beruf vorbereitet wurden. Dies jedoch war weder in Bielefeld noch in Warburg möglich. Bartels erwarb daher 1913 ein großes Grundstück zwischen Paderborn und Hövelhof. Dort wollte er ein weiteres Heim errichten; die jungen Männer sollten dort wie Siedler die sandigen Senne-Böden urbar machen. Der Erste Weltkrieg kam dazwischen. Das Heim wurde vorübergehend zum Kriegsgefangenenlager. Erst im Herbst 1915 begann in Klausheide die Erziehungsarbeit unter Leitung von Ordensleuten: den Salvatorianern. Diese übernahmen 1934 die Trägerschaft des Hauses. Zwischenzeitlich war 1932 das Bielefelder Heim wegen baulicher Mängel geschlossen worden. Die jungen Mädchen siedelten nach Warburg ins Damianeum um.

Als Christian Bartels 1939 starb, hinterließ er ein fruchtbares Lebenswerk. Es bestand aus einem funktionierenden Trägerverein, aus zeitgemäß und meistens mit viel pädagogischem Geschick geführten Heimen, vor allem aber in einer unüberschaubaren Zahl von jungen Menschen, die nicht zuletzt diesem „westfälischen Don Bosco“ die Grundlagen für ein gelingendes Leben verdankten.

Theo Breul



Rud. Hubner. 12



27 | Werl-Westönnen

Erbgräbnis wird zur Gedenkstätte

Verein hält die Erinnerung an das Wirken der Hiltruper Missionsschwestern wach



Eine von insgesamt 35 Hiltruper Missionsschwestern, die in Werl-Westönnen segensreich wirkten: Schwester M. Clementis war 45 Jahre in der Kirchspielgemeinde karitativ tätig. Sie starb 2012 im Alter von 97 Jahren.

Foto: privat

Rechte Seite: Dank ihrer Initiative bleibt die Erinnerung an das Wirken der Missionsschwestern vom Heiligsten Herzen Jesu, Hiltrup, unvergessen: Dorfchronist Ferdinand Newe, Ortsvorsteher Martin Beudel, Vorsitzender des Vereins „Gemeinsam für Westönnen“, sowie Maria Kemper, Vorsitzende der Caritas-Konferenz Westönnen, am Erbgräbnis, für das der Verein eine langfristige Patenschaft übernommen hat. Foto: Dr. Arno Kappler

■ Direkt hinter dem großen Eingangstor zum Friedhof in Westönnen liegt das Erbgräbnis der Missionsschwestern vom Heiligsten Herzen Jesu, Hiltrup. Vier der insgesamt 35 Ordensfrauen, die zwischen 1912 und 1989 in dem Dorf vor den Toren der Wallfahrtsstadt Werl wirkten, liegen hier begraben: Schwester M. Adolfine, Schwester M. Lucilla, Schwester M. Osmana und Schwester M. Ambrosius. Sie wurde 1986 zur letzten Ruhe gebettet. Drei Jahre später verließen die Ordensfrauen nach 77 Jahren segensreichen Wirkens Westönnen, und die Ordensstation wurde geschlossen. Geschlossen – aber nicht vergessen.

Das Erbgräbnis wurde gut gepflegt, stets brannte und brennt hier ein Licht. Und als die Stadt Werl im Jahr 2012 bekannt gab, dass die Ruhestätte der Schwestern aufgelassen werden sollte, schritten die Westönnener einmal mehr zur Tat. Der Verein „Gemeinsam für Westönnen“ – Vorsitzender ist Ortsvorsteher Martin Beudel – übernahm im selben Jahr eine langfristige Patenschaft. Der Verein und damit die Dorfgemeinschaft setzten zudem in langfristiger Verbundenheit einen Stein: „In dankbarer Erinnerung an die Missionsschwestern vom Heiligsten Herzen Jesu Hiltrup für ihr selbstloses und segensreiches Wirken im Kirchspiel Westönnen von 1912 bis 1989“.

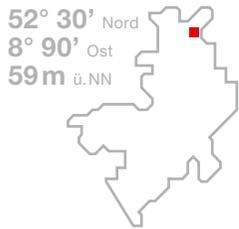
„Eigentlich war das Krankenzimmer der Schwestern doch die erste Sozialstation in Westönnen“, schlägt Maria Kemper, Vorsitzende der Caritas-Konferenz Westönnen den Bogen zur Gegenwart. „Früher gingen die Eltern mit uns zu Schwester M. Clementis. Da wurde man verarztet. Erst wenn das nichts half, ging man zum Arzt.“ Ebenso wie Dorfchronist Ferdinand Newe erinnert sie sich noch gut an die letzte Schwester, die als eine der ersten Frauen in Westönnen mit dem Moped (und wehendem Schleier) unterwegs war: „Sie redete Tacheles, war immer aufgeschlossen, und sie lebte in dieser Welt. Sie lebte die Nächstenliebe.“ Auch das Fahrzeug änderte sich: Nach Fahrrad und Moped folgte 1961 – mit Unterstützung des Kreisgesundheitsamts – der VW-Käfer, mit dessen Hilfe sie die Familien in den vier Kirchspieldörfern Westönnen, Mawicke, Ober- und Nieberbergstraße besuchen konnte. 1966 wurden

ihr außerdem die Aufgaben der Oberin der Ordensstation in Westönnen übertragen, von 1975 bis 1982 hatte sie zudem den Vorsitz der örtlichen Caritas-Konferenz inne.

Es war die Erinnerung an diese tätige Nächstenliebe der Schwestern, die die Westönnener dazu drängte, das Erbgräbnis als Gedenkstätte zu erhalten. Gerade die Erinnerung an Schwester M. Clementis, die von den 76 Jahren ihres Ordenslebens 45 in der Kirchspielgemeinde St. Cäcilia, Westönnen, verbrachte, ist von eindrucksvoller Lebendigkeit und Klarheit. In Erzählungen, in Bildern, in Zeitungsartikeln breitet sich das Leben der Ordensfrau aus, die für ihren Einsatz mit dem Bundesverdienstkreuz, mit dem Caritas-Ehrenzeichen in Gold und mit der Ehrennadel der Stadt Werl ausgezeichnet wurde. Widmete sich die Schwester anfangs der ambulanten Krankenpflege, so bestand später ihre Aufgabe darin, die Kranken und Bettlägerigen seelsorgerisch zu betreuen und den Sterbenden Trost zuzusprechen. Und trotz des vielen Leids, das sie immer wieder erlebte und stets mittrug, bewahrte sie sich ein frohes Herz und ein freundliches Gemüt. „Mit ihrer Bescheidenheit und ihrem selbstlosen Einsatz sowie ihrer lebensfrohen Art hat sich Schwester Clementis in den Herzen vieler Menschen ein unvergessliches Denkmal gesetzt.“ So erinnert auch die Caritas-Konferenz St. Cäcilia Westönnen an die Ordensfrau, die 1989 Westönnen verließ und am 9. August 2012 im gesegneten Alter von 97 Jahren im Elisabeth-Schwesternheim von Arnsberg-Oventrop starb. Hier fand sie auch die letzte Ruhestätte.

Dr. Arno Kappler





28 | Minden

An geschichtsträchtigem Ort

Drei Jahrzehnte lagen zwischen Wunsch und Realisierung des Caritas-Zentrums Minden

Rechte Seite: An der historischen Stätte des Klosters St. Mauritius, wo die Preußen nach der Säkularisierung im Jahr 1820 einen Artilleriezeughof einrichteten, hat der Caritasverband Minden seit 1999 sein Zentrum.

Unten: Die fehlerhaft gegossene Glocke „Pauline von Mallinckrodt“ ist im Haupteingang des Caritas-Zentrums zu sehen.
Fotos: Elisabeth Plamper

■ Malerisch liegt es in der Altstadt von Minden: Das Caritas-Zentrum Minden mit seinen teilweise unter Denkmalschutz stehenden Gebäuden befindet sich auf historischem Boden. Denn 375 Jahre lang lebten dort Benediktiner im Kloster St. Mauritius. Diese lange Tradition setzt die Caritas seit der Einweihung des neuen Zentrums 1999 fort. Heute findet der Besucher den Caritasverband Minden, den Sozialdienst katholischer Frauen (SkF), den Kleiderladen, die Ehe-, Familien- und Lebensberatung und die Wärmestube St. Nikolai unter einem Dach vereint. Die Gebäude umschließen einen idyllischen Platz mit einem großen, alten Lindenbaum im Mittelpunkt. Benannt ist der Platz seit 1985 nach der seligen Pauline von Mallinckrodt, Gründerin der „Schwestern der Christlichen Liebe“.

Wer vorher zur Caritas wollte, hatte oftmals viele Wege zu gehen, denn die Büros der verschiedenen Dienste waren über die ganze Innenstadt verteilt. „Es waren kleine, mühsame Anfänge“, erinnert sich Brunhilde Bock, ehemalige Vorstandsmitglied der Caritas-Konferenzen im Regionalverband Minden. Immer wieder hielten die Verantwortlichen Ausschau nach gemeinsamen Räumlichkeiten, bis ihr Blick auf das Haus an der Königstraße 9 bis 13 fiel. Zwei Drittel des ehemaligen Klosterareals, das nach der Säkularisierung 1810 zum Artilleriezeughof umfunktioniert worden war, waren 1945 an die katholische Domgemeinde zurückgegeben worden, der Rest an die evangelische Kirchengemeinde St. Simeonis. Mutig wurde ein Nutzungsentwurf vorgestellt. Die Reaktionen darauf waren allerdings niederschmetternd, so dass der Wunsch nach einem gemeinsamen Domizil zunächst auf Eis gelegt wurde.

Drei Jahrzehnte später kam die alte Idee erneut ins Gespräch. Ende der 1990er-Jahre sollte das Trödelgeschäft

in besagtem Haus schließen. „Jetzt nur ganz schnell aktiv werden“, sagten sich die Verantwortlichen. Diözesan-Caritasdirektor Volker Odenbach nahm die Örtlichkeiten in Augenschein, besuchte auch das Trödelgeschäft. „Ich entdeckte völlig unerwartet ein Exemplar unseres Gotteslobes“, erzählt er. Zum Preis von einer Mark erstand er das Gesangbuch und berichtete dem Geschäftsführer des Caritasverbandes Minden, Bernhard Ellerhorst, von seinem Schnäppchen. „Das muss ein Zeichen sein“, war der Tenor. Im November 1999 segnete der damalige Paderborner Weihbischof Reinhard Marx das neue Caritas-Zentrum.

Das gute ökumenische Miteinander kommt auch akustisch zum Ausdruck: Die Glocken der benachbarten evangelischen Kirche St. Simeonis läuten auch zu den Gottesdiensten in der katholischen Kirche St. Mauritius, die keine eigenen Glocken hat. Zwei der Glocken wurden von der katholischen Domgemeinde gestiftet. Ein weiteres „Glockenzeichen“ befindet sich im Eingangsbereich des Caritas-Zentrums. Dort hat die in den 1990er-Jahren fehlerhaft gegossene kleine Domglocke ihren Platz gefunden. Sie ist ebenfalls nach Pauline von Mallinckrodt benannt. Ein kleiner Konvent der Schwestern der Christlichen Liebe wohnt im Anbau der St.-Mauritius-Kirche über dem Kreuzgang. Eine der Schwestern leitet die Wärmestube St. Nikolai des Caritasverbandes.

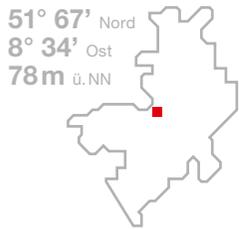
Das Caritas-Zentrum ist ein von vielen Rat- und Hilfesuchenden und der Bevölkerung anerkannter Ort christlichen Wirkens. Ganz im Sinne von Bischof Bruno, der im Jahr 1042 das Kloster St. Mauritius gründete. In seinem Testament verfügte er, dass an seinem Todestag Lebensmittel an Arme verteilt werden sollten, was bis zur Reformation auch geschah. Diese Tradition führt die Caritas in Minden fort: im übertragenen Sinne, aber auch wörtlich – mit ihrer Wärmestube St. Nikolai.

Elisabeth Plamper | Bernhard Ellerhorst | Hildegard Breitschuh



ARTILLERIE ZEUGHOF EINGERICHTET 1820.





29 | Lippstadt

Ein kleiner Garten Eden

Der „internationale Mehrgenerationengarten“ bringt Bewohner und Kulturen zusammen



Dr. Pietro Basile vom SKM Lippstadt, „Motor“ des Projektes.

Rechte Seite:

Mit dem „internationalen Mehrgenerationengarten“ gelingt es dem SKM Lippstadt, die Bewohner des multikulturell geprägten Stadtviertels für die gemeinsame Pflege der zentralen Parkanlage zu aktivieren. Jeder, der möchte, erhält eine kleine Parzelle zur Anlage eines Nutzgartens. Entstanden ist so ein kleines Paradies, das ganz ohne Zäune und Mauern auskommt.
Fotos: Jürgen Sauer

■ Der Garten Eden liegt in Lippstadt. Genauer gesagt in einer kleinen Parkanlage im Südwesten der 70 000-Einwohner-Stadt. Theodor-Heuss-Park heißt die offizielle Bezeichnung, und es war früher ein Ort, der nicht gerade zum Verweilen einlud, vor allem nicht zu nächtlichen Spaziergängen. 2008 hatte der Sozialdienst Katholischer Männer in Lippstadt (SKM) die Idee, in einem Teil des Parks einen „internationalen Mehrgenerationengarten“ anzulegen. Direkt nebenan betreibt der SKM seit 1998 den „Treff am Park“ (TAP), einen „Magnet“ für Kinder- und Jugendliche: An sechs Tagen in der Woche gibt es hier attraktive Freizeitangebote, dazu Hausaufgabenhilfe oder besondere pädagogische Hilfen. Mit dem „internationalen Mehrgenerationengarten“ gelingt es seit 2008, alle Altersschichten und Nationalitäten im Viertel zu erreichen: vom Kita-Kind bis zum Rentner, vom alten Lippstädter „Poalbürger“ bis zur arabisch-stämmigen Mutter.

Das Prinzip des Gartens besteht darin, Bewohnern und Gruppen aus dem multikulturell geprägten Stadtteil einen Teil des Parks zur privaten Nutzung anzubieten, d. h., Gemüse, Kräuter und andere leckere Dinge aus ihrer Heimat anzubauen. „Wir knüpfen damit an die Liebe zum Garten an, die viele Menschen aus den Mittelmeerländern, aber auch Russlanddeutsche mitbringen“, sagt SKM-Geschäftsführerin Gabriele Leifels. Auch Einrichtungen wie Kitas dürfen ihren eigenen Garten pflegen. Die zehn Parzellen liegen nebeneinander und sind durch hübsch gestaltete Holzschilder gekennzeichnet: So gibt es beispielsweise einen türkischen Garten, einen syrischen, einen russlanddeutschen, einen indischen oder griechischen. Zäune sucht man vergeblich. Oder es sind höchstens ganz kleine, wie etwa beim deutschen Garten. „Mehr als 15 Zentimeter habe ich nicht erlaubt“, lacht Dr. Pietro Basile, Sozialarbeiter beim SKM Lippstadt und „Motor“ des Projektes.

Einträchtig gärteln so Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen, Sprachen, Religionen nebeneinander: Sie bewundern die Bohnen der türkischen Nachbarn, lernen Kräuter aus Indien kennen oder die besonders leckere Tomatensorte aus Italien, die man in deutschen Supermärkten vergeblich sucht. Oft weckt das eigene Stück Land verschüttet gebliebene Lebensgeister. „Für Migranten ist der eigene Garten sehr wichtig. Er zeigt einem, dass man in der Fremde langsam Wurzeln geschlagen hat“, weiß Dr. Basile. Selbst bei depressiven Verstimmungen helfe die Gartenarbeit. „Ich brauche keine Medikamente mehr“, sagte ihm neulich ein griechischer Hobbygärtner, der kurz vor der Rente seinen Job verloren hatte und darüber krank geworden ist.

Verbunden werden die hufeisenförmig angelegten Parzellen durch einen Kräutergarten und einen „Naschgarten“, der allen Besuchern offen steht und gerade Kindern vermittelt, wie frisch gepflückte Beeren oder Äpfel schmecken. Eine halbhohe Trockenmauer, die u. a. mit Erdbeeren bepflanzt ist, ermöglicht auch Rollstuhlfahrern oder Senioren mit Rollator, von den süßen Früchten zu kosten. Spiel- und Sportgeräte, eine Boulebahn und eine Bühne runden das Gelände ab.

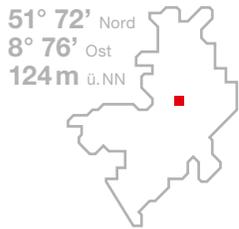
Seit über 30 Jahren ist der Mann aus Kalabrien in Lippstadt in Sachen „Integration und Migration“ unterwegs. Der „internationale Mehrgenerationengarten“ bildet quasi die Summe seiner Berufserfahrung: „Zähmung durch Verantwortung“ nennt er scherzhaft das Prinzip. Die Übergabe von Verantwortung an die Bewohner, ob Jung oder Alt, ist für ihn der Schlüssel für eine Vielzahl sich gegenseitig verstärkender Effekte: So sind Vandalismus und Diebstahl hier Fremdwörter – entgegen allen Unkenrufen zu Beginn des Projektes. „Es ist unser Garten“, so lautet das Credo der Bewohner. Dass dieser Garten picobello sauber ist, versteht sich von selbst. Er ist das Sonntagsziel mancher Familie, Ersatz für unerreichbar teure Urlaube im Süden. Verständlich, dass die Anlage gehütet wird wie der eigene Augapfel.

Jürgen Sauer





Internationaler
Generationengarten



30 | Paderborn

Sieben Stationen einer Wanderung

Die Geschäftsstellen des Diözesan-Caritasverbandes

Rechte Seite, obere Reihe:
1915–1917: Dortmund, Mühlenstr. 11a. Es handelt sich um den Anbau der Krimkapelle. Errichtet durch die kath. Propsteigemeinde, wurde die Kapelle ab 1877 von der altkatholischen Gemeinde genutzt. Im Anbau, dem „Missions- und Schulhaus“, hatte Stadtvikar Ludwig Litzinger, der erste Sekretär des Diözesan-Caritasverbandes, seine Dienstwohnung. Kapelle und Anbau sind im Krieg zerstört worden. Heute befindet sich dort ein Supermarkt.
Historische Flurkarte (1909), Quelle: Stadt Dortmund.
Zeichnung: Marlies Radke, in: Brinkmann, Ernst: Das Werden der altkatholischen Gemeinde in Dortmund, Dortmund Beiträge 61 (1964), 104, Foto (2015): Jürgen Sauer

Mittlere Reihe (v. l.):
1917–1937: Paderborn, Domplatz 3, Erzb. Generalvikariat
Foto: EGV
1937–1945: Paderborn, Klingelgasse 1 (an der Theol. Fakultät). Das Gebäude wurde im Krieg zerstört, heute befinden sich dort Garagen.
Foto (2015): Jürgen Sauer
1945: Salzkotten, Haus Widey (Notquartier vom 27. März bis 22. Mai 1945)
Foto: Kreisarchiv Paderborn

Untere Reihe (v. l.):
In Paderborn
1945–1951: Heiersburg,
1951–1979: Domplatz 26,
1979 bis heute: Am Stadelhof 15
Fotos (2015): Jürgen Sauer

■ Äußerst bescheiden ging es zu. Denn nachdem der Caritasverband für das Bistum Paderborn am 8. Dezember 1915 in Dortmund gegründet war, gab es fürs Erste kein eigenes Büro. Man hatte den Dortmunder Stadtvikar Ludwig Litzinger mit den Aufgaben des Diözesansekretärs betraut. Insofern war das Arbeitszimmer seiner Dortmunder Wohnung in der Mühlenstr. 11a die erste Geschäftsstelle des Diözesan-Caritasverbandes – für rund zwei Jahre.

Am 1. Oktober 1917 trat Aloys Braekling in Paderborn die Stelle des Diözesansekretärs an. Nicht ohne Humor schildert er in seiner „Plauderei“ über „die ersten 12 Jahre Caritasverband für das Bistum Paderborn“, unter welchen Bedingungen er seine Aufgaben zu erfüllen hatte. Ein Büro wies man ihm im zweiten Obergeschoss des Generalvikariates zu, das er selbst von Staub und Spinnen zu befreien hatte. Die Möbel hat er sich irgendwoher zusammengesucht. Bei dieser Lösung konnte es eine Zeit lang bleiben, denn außer einem ab und zu für ein paar Stunden helfenden Studenten war Braekling der einzige Mitarbeiter. Raumprobleme bestanden insofern nicht.

1937 wurde das Büro aus nicht überlieferten Gründen in die Paderborner Klingelgasse Nr. 1 verlegt, vermutlich in einen Raum der damaligen Theologischen Akademie. Im März 1945 aber lag dort alles in Schutt und Asche. Die Geschäftsstelle zog für kurze Zeit aufs Land nach Haus Widey in der Nähe von Salzkotten. Kurz nach Kriegsende wurde sie dann wieder verlegt, und zwar in die Heiersburg am Maspornplatz (heute Jugendherberge). Der trutzige Bau war für sechs Jahre die Hauptadresse des Diözesan-Caritasverbandes, Nebenstellen gab es u. a. für den „Anstaltsdienst“ und den Kirchlichen Suchdienst in der Elsener Straße 1 (Carl-Sonnenschein-Haus) sowie für die Kindererholung und die „Frauen-Caritasarbeit“ in der Karlstraße 1a.

1951 überließ das Erzbistum dem Caritasverband das Haus Domplatz 26 in Paderborn, ganz in der Nähe von Dom und Generalvikariat. Ein schönes Haus. Doch allmählich wurde es für gut zwanzig Mitarbeitende ungemütlich eng. Deshalb wurden einige Referate und Fachverbände schon 1964 in andere Häuser der Innenstadt ausgelagert. Als das Erzbistum Paderborn 1979

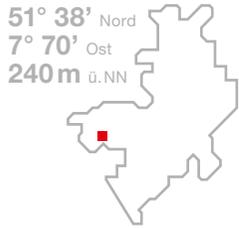
zwei seiner damals drei Knabenseminare aufgeben musste, wurde in Paderborn das Gebäude Am Stadelhof 15 frei, konkret der in den frühen 1960er-Jahren errichtete Anbau an das frühere Kapuzinerkloster. Der Umzug dorthin erfolgte nach und nach. Zuerst zog Abteilung 3 ein. Noch waren Handwerker im Haus, vor allem aber die Oberstufenschüler. Die sollten bis zum Abitur an ihrer bisherigen Schule bleiben können. Einige von ihnen hatten kein Verständnis für die Schließung ihres Internats und störten die Neuankömmlinge der Caritas, wo sie nur konnten. Nachmittage mit Wagner-Ouvertüren, mit Liszt und Chopin wurden geboten – in einer Lautstärke allerdings, die jedes Arbeiten am Schreibtisch unmöglich machte. Eines Tages machte sich der Groll darin Luft, dass die jungen Männer das Gebäude unter Wasser setzten. Aus dem obersten Stockwerk floss das Wasser im satten Schwall zur Eingangstür hinaus.

Bald wurde auch dieses Gebäude zu eng. Einige Referate und Fachverbände hatten für kurze Zeit Quartier an der Warburger Straße zu nehmen; sie zogen 1999 in das neu aufgesetzte dritte Obergeschoss. Die Abteilung Kinder-, Jugend- und Behindertenhilfe war schon 1992 in das Gertrudisheim an der Giersmauer umgezogen, in ein Haus, das das Erzbistum zu dieser Zeit gerade von der Caritasgemeinschaft des Dritten Ordens erworben hatte. Zuvor hatte es als Erziehungsheim, als Übergangwohnheim für junge Asylsuchende und als Geschäftsstelle für Jugendverbände gedient. Anfang 2003 erwarb der Diözesan-Caritasverband vom Meinwerk-Institut das Käthe-Kuhlenbäumer-Haus in der Uhlenstraße. Seither wird es als „Haus der Fachverbände“ von den Diözesanstellen der CKD, IN VIA und den Maltesern genutzt.

Sieben Stationen umfasst bis heute die Wanderung der DiCV-Geschäftsstelle. Äußerlich betrachtet nur eine Reihe von Immobilien. Aber immer waren es Menschen, die in diesen Häusern ein gemeinsames Ziel verfolgten, ein Ziel, das seit 1915 gilt: Rahmenbedingungen für die Caritas sichern und denen dienen, die die unmittelbare Caritasarbeit verrichten.

Theo Breul





31 | Iserlohn

Gut, dass es uns gibt. Schade, dass es uns geben muss.

Die Iserlohner Tafel „CariTasche“ ist eine Erfolgsgeschichte mit bitterem Beigeschmack

■ Die weitläufigen Räume in der Pütterstraße im Osten von Iserlohn haben viel gesehen in den mehr als 60 Jahren ihres Bestandes. Präzision und Individualität bestimmten hier von Beginn an das Leben und Tun im lang gestreckten Eckhaus. Erst recht heute, da hier die „CariTasche“, das Tafel-Projekt der Caritas-Konferenzen und des Caritasverbandes Iserlohn, ihr Domizil hat. Fast ist es so, als ob jedes Haus die Bewohner bekommt, die es verdient. Bewohner, die ein Haus mit Leben füllen, seinem Bestand einen Sinn geben. Los geht alles mit einer „Fassondreherei“. 1953 nimmt dieser Spezialbetrieb für exakte Anfertigungen in der Industrie seine Arbeit auf. Seit 1974 ergänzen Büro- und Wohnhaus den Häuserblock. 2003 nutzt eine Schmelzguss-technik-Firma Teile des Gebäudes, genau wie eine Auto-Werkstatt (2005) und eine Hundeschule (2008).

Im Jahr 2012 steht das Gebäude leer – und wartet auf den nächsten Nutzer. Der kommt in Gestalt von Josef Radine. Das Mitglied des Leitungsteams der „CariTasche“ steht vor einer schwierigen Aufgabe: Er sucht ein neues Obdach für das Tafel-Projekt. Die bisherigen

Räume in einer ehemaligen Gastwirtschaft sind zu klein geworden. So ist die „CariTasche“, Mitglied im Bundesverband Deutscher Tafeln, ein Erfolgsmodell mit bitterem Beigeschmack. „Es ist gut, dass es uns gibt, es ist aber schade, dass es uns geben muss“, bringt es Radine auf den Punkt. Wie in anderen Städten auch steigen Bedarf und Nachfrage – immer mehr Menschen brauchen Unterstützung im Alltag. Dem möchte man in Iserlohn Rechnung tragen. Möchte sich konzentrieren auf einen Standort – und nicht wie zuvor auf fünf.

In der Pütterstraße ist endlich all das vorhanden, was sich die ehrenamtlichen Mitarbeiter seit Langem wünschen. Jetzt gibt es einen Büroraum, eine Laderampe und größere Lagerflächen. Am 1. Februar 2013 wird der Betrieb der „CariTasche“

aufgenommen. „Ein Quantensprung“, sagt Radine, und seine Kolleginnen und Kollegen aus dem Leitungsteam nicken bestätigend. Joachim Steden, seit vier Jahren „mit großer Freude dabei“, und Martina Busse, fünf Jahre aktiv, formulieren, was sie alle antreibt, sich einzusetzen viele Stunden in der Woche. „Uns geht es gut, da möchten wir etwas zurückgeben.“ Die Mitarbeit bereichert das Leben. Das bestätigt auch Hannelore Brunswicker. Sie nimmt sich der Buchhaltung und Dienstpläne an – bei 150 Mitarbeitenden ein Umfang wie bei einem mittelständischen Unternehmen. „Erst war ich nur einmal in der Woche hier, jetzt mindestens zweimal“, sagt sie.

„In den vergangenen fünf bis sechs Jahren hat sich die Anzahl der Hilfesuchenden verdoppelt“, berichtet Robert Marx. Er begleitet die „CariTasche“ von Seiten des Caritasverbandes. „1 800 Menschen erhalten Waren aus der „CariTasche“. Nutzen darf das Angebot nur, wer einen Berechtigungsschein hat.“

Drei Fahrzeuge sind an fünf Tagen in der Woche unterwegs, um in ca. 50 Läden Lebensmittel einzusammeln. Hinzu kommt eine Kooperation mit Tafeln in den Nachbarstädten. An vier Ausgabtagen pro Woche, drei in Iserlohn und einem in der Nebenstelle im Ortsteil Letmathe, ist die „CariTasche“ geöffnet. Nicht die Nachfrage bestimmt das Angebot, abgegeben werden kann nur, was die Spender zur Verfügung stellen. „Wir sind kein Rundumversorger“, sagt Annette Hilpke, die bereits seit Gründung der „CariTasche“ im Jahr 2005 dem Leitungsteam angehört. Vor Verkaufsstart werden stets die Theken und Regale im großen Verkaufsraum bestückt. „Wichtig ist, dass wir bedienen“, erläutert Joachim Steden. „Dabei kommen wir ins Gespräch mit den Menschen.“

Und so ist es nicht mehr die technische Präzision der Anfangsjahre, die im Haus an der Pütterstraße maßgeblich ist. Es ist die menschliche Präzision, bestimmt durch Fingerspitzengefühl und Einfühlungsvermögen, die jetzt das Sagen hat.

Christine Lanwehr



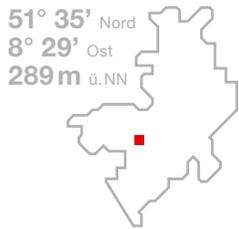
Das Leitungsteam der „CariTasche“: Die Ehrenamtlichen „managen“ ein Hilfsangebot, in dem sich rund 150 Personen engagieren.

Rechte Seite:

Rund 1 800 Personen sind in Iserlohn (95 000 Einwohner) regelmäßig auf die Versorgung durch den Caritas-Tafelladen „CariTasche“ angewiesen. Die Zahl der Hilfesuchenden hat sich zwischen 2009 und 2014 verdoppelt.

Fotos: Caritasverband Iserlohn





32 | Meschede

Das Ende einer langen Geschichte

Nach 160 Jahre haben die Clemensschwestern Meschede verlassen

In der Kapelle des Maria-Euthymia-Hauses. Im Frühjahr 2014 wurde es geschlossen. Foto: Karl-Martin Flüter

■ Die Mescheder nennen diesen Ort den Krankenhausberg. Tatsächlich bietet sich von dem hoch gelegenen Krankenhaus ein weiter Blick über die Stadt im Tal. Ein wenig ist es so, als hätten die Erbauer des St.-Walburga-Krankenhauses mit der Wahl des Standortes ein Zeichen gesetzt: Das Gebäude ist in Meschede nicht zu übersehen. Und wie das Krankenhaus das Stadtbild prägt, so prägten die Clemensschwestern 160 Jahre lang das Leben in der sauerländischen Stadt.

Die Barmherzigen Schwestern aus Münster waren es, die 1936 das St.-Walburga-Krankenhaus eröffneten – nach einer „unfassbar kurzen Bauzeit von zwei Jahren“, wie die Chronik festhielt. Bei ihrer Einweihung galt die Klinik mit 150 Betten, drei Operationssälen und einer Röntgenabteilung als das modernste Krankenhaus des Sauerlandes. Im Haus fanden sich Abteilungen für Kinder und Wöchnerinnen, eine „Licht- und Luftstation“ für Lungenkranke, eine Isolierstation und eine Abteilung für Schwerkranke.

So vielseitig und vielfältig das neue Krankenhaus war, eines war in jeder Station gleich: Überall pflegten Clemensschwestern. 28 Schwestern lebten und arbeiteten hier zum Zeitpunkt der Einweihung der Klinik. Die Mescheder Niederlassung wurde zu einer der wichtigsten im Orden. Zu diesem Zeitpunkt blickten die Ordensfrauen bereits auf eine lange Geschichte in Meschede zurück.

Im Jahr 1854 hatten das Mutterhaus der Clemensschwestern „nach wiederholten, inständigen Bitten der Mescheder“, so die Chronik, zwei Schwestern in das Sauerland entsandt. Der 13. August 1854 gilt als die offizielle Eröffnung der Krankenanstalt, die mitten in der Stadt lag und von da an in Meschede als „Ernestinische Stiftung“ bekannt wurde.

Vor allem während des Ersten Weltkriegs war das Haus überbelegt. Wegen dieser Erfahrungen wandten sich die Mescheder erneut an die Clemensschwestern in Münster, die sich in den 1930er-Jahren für den Neubau auf dem Krankenhausberg entschieden. Das katholische Krankenhaus in Meschede wurde spätestens jetzt zu einer Institution – und die Clemensschwestern prägten das Bild, das sich die Mescheder von „ihrem“ Krankenhaus machten.

Wie sehr der Orden mittlerweile im Sauerland verankert war, zeigte sich, als in den 1960er-Jahren neben dem Klinikgebäude das Maria-Euthymia-Haus entstand, das älteren Schwestern eine spirituelle und sichere Umgebung bot. Der Namen erinnerte an die 2001 selig gesprochene Clemensschwester Maria Euthymia.

Seit den 1960er-Jahren erlebte die Klinik bis in die Gegenwart immer wieder intensive Bau- und Investitionsphasen. Auf die stürmische Entwicklung mussten die Barmherzigen Schwestern reagieren – auch weil sie wie andere Orden einen großen Verlust an Schwestern hinnehmen mussten. Ihre Zahl nahm von 2000 in den 1950er-Jahren auf etwa 350 heute ab. Um das Krankenhaus zukunftssicher zu machen, wurde die Mescheder Klinik später Teil der Misericordia GmbH. Träger dieser Gesellschaft ist vor allem die vom Orden gegründete Maria-Alberti-Stiftung.

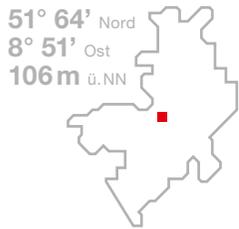
Der Alltag im Krankenhaus wurde immer weniger von den Schwestern geprägt. Das Ende der Ordensgeschichte in Meschede kam im Frühjahr 2014, genau 160 Jahre nachdem die ersten beiden Clemensschwestern ihre Arbeit in Meschede aufgenommen hatten. Generaloberin Schwester Charlotte Schulze Bertelsbeck musste den 21 im Maria-Euthymia-Wohnheim ansässigen Ordensfrauen die traurige Botschaft überbringen, dass der 1974 gegründete Konvent aus wirtschaftlichen Überlegungen vor der Auflösung stand.

Das traf nicht nur die Schwestern, sondern auch das Krankenhaus. „Mit dem Abschied verlieren wir einen Teil unserer Identität“, sagte Geschäftsführerin Anja Rapos. Am 27. März 2014 verließen die letzten neun Schwestern nach einem Gottesdienst mit Abt Aloysius von der nahen Abtei Königsmünster das Maria-Euthymia-Haus. Die Reise ging nach Dülmen ins Münsterland.

Auch in Dülmen und an anderen Orten werden die Schwestern beten und arbeiten, die älteren werden einen sicheren Lebensabend verbringen. Einen Ort wie Meschede, an dem die Klinik auf dem Berg zum Stadtbild gehört und die Schwestern lange Zeit das Leben prägten, finden die Clemensschwestern jedoch so schnell nicht wieder.

Karl-Martin Flüter





33 | Geseke

Mädchenschule, Noviziat und Altenheim

Das Wohn- und Pflegezentrum Haus Maria hat eine wechselvolle Geschichte

■ Seit fast 100 Jahren sind die Schwestern der heiligen Maria Magdalena Postel in Geseke tätig. Im April 1920 kamen die damaligen Heiligenstädter Schulschwestern und eröffneten in der alten Mädchenschule an der Düsternen Gasse eine höhere Mädchenschule und eine Haushaltungsschule. Da der Platz schon bald zu eng wurde, zogen die Schwestern 1927 in einen Neubau an der heutigen Haholdstraße ein. Mit der Schule war ein Internat verbunden. Ebenfalls zog ein Kindergarten in das Haus „Sankta Maria“ mit ein. Neben den Internatsschülerinnen aus der Ferne gab es von Anfang an viele „externe“ Schülerinnen aus Geseke und Umgebung: Sie kamen beispielsweise mit dem Zug aus Salzkotten und Ehringhausen, mit der „Bimmelbahn“ von Steinhausen und Büren oder mit dem Fahrrad von Störmede und Langeneicke.

Wegen der guten Bildung und Erziehung, die die Schulschwestern vermittelten, besuchten auch evangelische und einige jüdische Schülerinnen das Lyzeum. Fleißige Schwestern und Haushaltsschülerinnen waren außerdem mit der Pflege des großen Blumen- und Gemüsegartens beschäftigt, und im Kindergarten behütete Schwester Kandida oft mehr als 60 Kinder. 1940 wurde das Lyzeum aufgelöst und zu einer höheren Stadtschule für Jungen und Mädchen umgewandelt. Im Zweiten Weltkrieg mussten die meisten Schwestern Geseke verlassen. Aber im Sommer 1945 kehrten viele in das zerstörte Haus zurück und eröffneten wieder eine Haushaltungsschule.

Von 1945 bis 1968 befand sich in dem jetzigen Wohn- und Pflegezentrum Haus Maria das Noviziat der Schwestern der heiligen Maria Magdalena Postel. Es war aufgrund

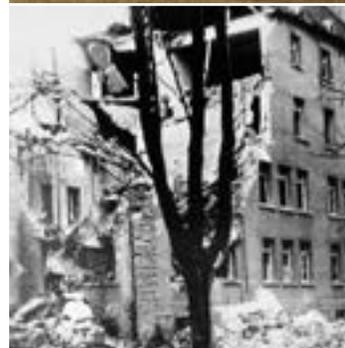
der deutsch-deutschen Teilung das Mutterhaus im Westen. Das Generalat befindet sich im thüringischen Heiligenstadt. Bis 1968 haben sich im Geseker Noviziat zahlreiche junge Frauen auf ein Leben in der Ordensgemeinschaft vorbereitet. Das Haus Maria gilt deshalb für die Schwestern der Gemeinschaft als besonderer Ort, als ein Zuhause.

Nachdem das Generalat in das neu gebaute Bergkloster Bestwig umgezogen war, wurde das Noviziat 1972 zum Pflegeheim Haus Maria umgebaut. Seitdem hat sich viel verändert. Der ambulante Pflegedienst Haus Maria und die Tagepflege Haus Elisabeth sind später hinzugekommen. Stetig wurden die Leistungen und Angebote ausgebaut. Das Pflegezentrum ist stolz darauf, alle Pflege- und Betreuungsangebote aus einer Hand bieten zu können. 2012 entstand im Park ein moderner Ersatzneubau. Zu den aktuellen Angeboten sind zwei ambulant betreute Wohngemeinschaften hinzugekommen.

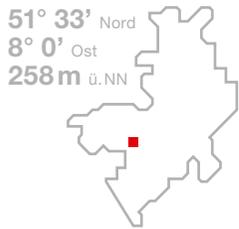
Seit über 40 Jahren bietet das Haus Maria älteren Menschen eine (neue) Heimat. Ihr Zuhause kann ihnen das Pflegezentrum (zunächst) nicht ersetzen. Aber es ist der Anspruch der traditionsreichen Einrichtung, ihnen trotz aller Pflege- und Hilfsbedürftigkeit ein gutes Leben zu ermöglichen. Gastfreundschaft, christliche Werte, ein selbstbestimmtes und wertschätzendes Miteinander, Respekt und Würde sind im Haus Maria selbstverständlich. Damit schafft das Haus für Bewohner und Gäste eine Lebensumgebung, die mit der Zeit vielleicht doch zu einem neuen Zuhause wird.

Astrid Marx-Vehling

Das Haus Maria im Wandel der Zeiten: 1927, 1945 und 2014
Rechte Seite: Glückliche Kindertage: Vor dem Zweiten Weltkrieg war auch ein Kindergarten im Haus Maria untergebracht, geleitet von Schwester Kandida.
Fotos: Schwestern der heiligen Maria Magdalena Postel







34 | Sundern

Ein Geschenk des Himmels

Sr. Haberilla wird als Ehrenbürgerin mit einer Krippenfigur und einer Straße geehrt



Schwester Haberilla auf einem Porträt, das im Rathaus von Sundern hängt

Foto: Stadt Sundern

Rechte Seite: In der Sunderner Heimatkrippe stellt eine Krippenfigur Schwester Haberilla mit ihrer Einsatztasche als Caritas- und Gemeindeschwester dar.

Foto: Michael Grote

■ Ihre Einsatztasche hält sie in der Hand, immer bereit, für Kranke und Hilfsbedürftige zu sorgen. Rund 40 Jahre lang war die Olper Franziskanerin Schwester Haberilla so in Sundern bekannt. Heute zeigt eine Krippenfigur in der örtlichen Heimatkrippe sie in dieser markanten Pose als Caritas- und Gemeindeschwester. 1960 war sie für ihre „unschätzbaren Verdienste in der Betreuung der Kranken“ mit der Ehrenbürgerwürde der Freiheit Sundern ausgezeichnet worden.

„Sie war eine sehr, sehr liebe Schwester“, berichtet der 1926 geborene Friedel Kaiser aus Sundern. „Ich habe sie sehr gut gekannt. Wenn es Not gab, war sie da.“ Friedel Kaiser wohnt gegenüber von der Rochus-Kapelle, in der zur Advents- und Weihnachtszeit die Sunderner Heimatkrippe zu sehen ist. Interessierte Besucher führt er dann in die Kapelle und erklärt ihnen die 25 verstorbenen Persönlichkeiten, die die biblischen Szenen begleiten. Alle stammen aus dem Gebiet der 1975 entstandenen Stadt Sundern.

„Dann sage ich immer, wie beliebt Schwester Haberilla in Sundern war.“ Und er erzählt, wie sie ihm fast schon das Leben gerettet hat. Als 15-Jähriger hatte Friedel Kaiser eine schwere Mandelentzündung mit Fieber. Das vom Arzt verschriebene Medikament half nicht. „Da sagte meine Mutter: Wir müssen Schwester Haberilla holen.“ Diese ließ sich das Medikament zeigen und sagte: „Das ist doch was für Kinder. Ich gebe dir was, dann geht es wieder.“ Und sie behielt recht: „Am nächsten Tag konnte ich wieder aufstehen“, berichtet Friedel Kaiser. „Die Menschen vertrauten Schwester Haberilla mit ihrer Einsatztasche und ihren Gebeten mehr als den heimischen Ärzten“, weiß auch Hildegund Thomalla-Jost. Als Kind besuchte sie den Kindergarten im Schwesternhaus der Franziskanerinnen und begegnete dort fast täglich Schwester Haberilla. „Sie war der gute Geist der Sunderaner. Die Leute sagten: Sie ist ein Geschenk des Himmels“, erzählt sie. „Sie hat viel bewirkt und bewegt.“

Schwester Maria Haberilla wurde am 7. Juli 1885 in Panesheide bei Aachen als Katharina Dunkel geboren, trat 1913 in die Genossenschaft der Armen Franziskanerinnen von Olpe ein und feierte am 21. April des folgenden Jahres ihre Einklei-

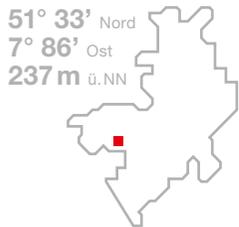
dung. Von Anfang an wirkte sie im 1918 am Ende des Ersten Weltkriegs gegründeten Schwesternhaus in Sundern und stand diesem seit 1948 als Oberin vor. Am 29. August 1962 starb sie im St.-Franziskus-Haus in Sundern und fand auf dem heutigen Alten Friedhof ihre letzte Ruhe. Zwei Jahre zuvor wurden ihr am 8. Dezember 1960 „zum Dank für all das Gute“ die Ehrenbürgerrechte der Freiheit Sundern verliehen. In der Begründung werden auch ihre „Lauterkeit und Frohnatur“ hervorgehoben, die das Leid der Menschen erleichtert habe. „Über ihre Pflicht hinaus hat sie wahre Nächstenliebe praktiziert und sich im wahrsten Sinne des Wortes für andere aufgeopfert“, begründet die Gemeindevertretung die Ehrung, die später auch dem ehemaligen Bundespräsidenten Dr. Heinrich Lübke sowie dem ehemaligen SPD-Bundesvorsitzenden Franz Müntefering zuteilwurde.

In der Heimatkrippe in Sundern stehe Schwester Haberilla als prägende Persönlichkeit auch stellvertretend für die vielen Frauen und Männer aus Sundern, die sich im 20. Jahrhundert Orden angeschlossen hätten, erklärt Pfarrer Michael Schmitt, der 2002 „bei einer langweiligen Sitzung“ die Idee zu der Heimatkrippe hatte. Ihm war aufgefallen, dass aus Sundern „eine ganze Menge interessanter Leute“ hervorgegangen sind. Und dass es in Sundern eine Phase gab, in der rund 50 junge Leute in Orden eintraten. „67 Jahre dauerte das Zeugnis gelebter christlicher Nächstenliebe der Olper Franziskanerinnen in unserer Stadt, bis 1985 der Konvent geschlossen wurde“, berichtet Pfarrer Schmitt. „Wenn man rückschauend das Wirken der Olper Franziskanerinnen in Sundern und das der von hier stammenden Ordenschristen in all den verschiedenen Orden und Kongregationen in aller Welt betrachtet, so kann man nur resümieren: Welch ein Segen für die Kirche und die Gesellschaft!“

Das alte Schwesternhaus, in dem Schwester Haberilla am längsten von allen 51 Franziskanerinnen wirkte, die in Sundern tätig waren, ist inzwischen einer Straße gewichen. Das Teilstück, wo das Schwesternhaus stand, benannte die Stadt Sundern im Juli 2012 um: in „Schwester-Haberilla-Straße“.

Markus Jonas





35 | Balve

Vom Zwangsarbeiterlager zur caritativen Einrichtung

Maximilian-Kaller-Heim ermöglichte 2000 Menschen die Eingliederung in die Gesellschaft

■ Das Hönnetal im Zweiten Weltkrieg: In den riesigen Kalksteinbrüchen schufteten bis zu 10 000 Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge. Sie gruben Stollen für die Treibstoff- und Munitionsproduktion. Der verzweifelte Versuch der Nazis, die kriegswichtige Produktion vor den alliierten Bomben zu schützen, kostet viele Hundert Arbeiter das Leben. Auch in Balve hat die „Organisation Todt“, die verantwortliche Bautruppe der Nazis, ein Barackenlager für ihre Arbeitssklaven errichtet.

Das Zwangsarbeiterlager ist streng abgeschirmt; von den erbärmlichen Lebensbedingungen soll die Balver Bevölkerung möglichst nichts mitbekommen.

Nach Kriegsende dienen die desolaten Baracken zunächst als Altersheim, später, im Jahr 1952, entsteht dort eine Erziehungsstätte für vertriebene

Jugendliche aus dem ostpreußischen Ermland, die in landwirtschaftlichen Betrieben ausgebildet werden. Der Name der Einrichtung erinnert an den Bischof von Ermland, Maximilian Kaller (1880–1947). Im Jahr 1956 werden die ersten männlichen jugendlichen Spätaussiedler und Asylbewerber in Balve aufgenommen. Sie erlernen die deutsche Sprache und müssen deutsche Schulabschlüsse erwerben. Der Unterricht erfolgt anfangs im Wohnheim und später an der Hauptschule in Balve.

In den kommenden Jahren werden auch jugendliche Mädchen aufgenommen und ebenso Kinder ab zwölf Jahren, die nicht von ihren älteren Geschwistern getrennt werden sollen. Die jungen Menschen kommen aus Polen, der Sowjetunion,

der Tschechoslowakei, aus Ungarn, Rumänien und Jugoslawien. Aber auch Jugendliche aus nichteuropäischen Ländern sind im Lauf der Jahre im Maximilian-Kaller-Heim vertreten, etwa aus Vietnam, Laos, Kambodscha, Äthiopien oder dem Iran. Lehrer und Erzieher mussten sich also immer wieder auf unterschiedliche Personenkreise sowie die damit verbundenen schulischen und pädagogischen Anforderungen einstellen. Dies war nur in partnerschaftlicher Zusammenarbeit von Schule und Heim möglich. Insgesamt haben in Balve exakt 1956 junge Menschen umfassende Hilfen zur Eingliederung in die Gesellschaft erfahren.

Zeitweise gab es über 100 derartige Einrichtungen in Nordrhein-Westfalen. Sozial- und Kultusministerium forderten daher zentrale Koordinierungsstellen. In evangelischer und katholischer Trägerschaft wurden vier Melde-, Leit- und Beratungsstellen eingerichtet, eine davon beim Diözesan-Caritasverband Paderborn. Insgesamt 31 Berufsjahre war ich dort tätig. Eine meiner Aufgaben war die Belegung der Einrichtungen in NRW.

Bei Besuchen in den Internaten haben wir immer Freude an Aussagen und Stilblüten der Kinder und Jugendlichen gehabt. So auch in Balve. In einem Diktat hieß es: „Der Winter macht den Menschen das Leben oft schwer.“ Christian machte daraus: „Der Winter macht den Mönchen das Lieben oft schwer.“ Unvergessen auch eine Firmung mit Erzbischof Degenhardt. Einige Tage später wurden die Jungen gefragt, wer denn noch den Namen des Bischofs sagen könne. Nach längerem verlegenem Schweigen meinte Theo: „War irgendwas mit Säbel.“

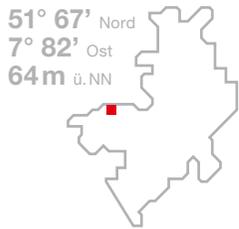
Zum zehnjährigen Bestehen des Maximilian-Kaller-Heimes schrieb der damalige Diözesan-Caritasdirektor Strüwer 1962 in der Hönne-Zeitung: „Wir haben baulich komfortablere Häuser für die Jugend, aber hier fühlt jeder mehr Seele. Vom inneren Kern her ist das Heim wertvoller als manches andere mit einer vornehmeren Schale.“ Die äußere Schale wurde im Laufe der Jahre verschönert. Im Jahr 2003 wurde die segensreiche Arbeit in Balve durch andere, nicht unbedingt bessere Strukturen zur Eingliederung beendet.

Marlies Boon



Im Maximilian-Kaller-Heim in Balve fanden junge Menschen aus Osteuropa, aber auch aus Vietnam, Laos, Kambodscha, Äthiopien oder dem Iran Hilfen zur Eingliederung. Fotos: Jürgen Wassmuth





36 | Hamm

Wie ein Anker im Strudel der Nöte

Bei einer Tasse Kaffee kommen Wohnungslose in Hamm ins Gespräch

■ Manchmal erzählen sie auch aus ihrem Leben. Einmal im Monat treffen sich die Menschen, die in der Hammer Wohnungslosen-Unterkunft kurzzeitig ein Dach über dem Kopf gefunden haben, zum Bewohner-Treff. Bei einer heißen Tasse Kaffee kommen sie ins Gespräch, reden über ihre Probleme und tauschen Erfahrungen aus. Die Kaffeetasse halten sie dabei fest in ihren Händen – als wäre sie ein Anker, der ihnen Halt im Strudel ihrer Nöte geben kann.

So unterschiedlich ihre Lebensläufe, Ängste und Sorgen auch sein mögen, eines haben die Besucher des Treffs gemeinsam. Sie haben ihr Heim verloren. Bis auf ein paar Habseligkeiten ist ihnen nichts geblieben. Die Wohnungslosen-Unterkunft in Trägerschaft des Caritasverbandes Hamm bietet ihnen für kurze Zeit ein Zimmer und häufig auch ein wenig Zeit, ihr Leben mit der fachlichen Hilfe des Caritasverbandes Hamm doch noch oder wieder neu zu ordnen.

„Die Tasse Kaffee ist für uns oft die Brücke, um mit den Wohnungslosen direkt in Kontakt zu kommen“, erläutert Berthold Schöpe, Fachbereichsleiter für Soziale Dienste. „Der Verlust des Zuhauses ist immer eine existenzielle Bedrohung, die die schwierige persönliche Lebenssituation noch verschlimmert.“ Die Gründe dafür, dass Menschen „auf der

Straße landen“, sind vielfältig, erklärt Caritas-Mitarbeiterin Renate Mosch: „Psychische Erkrankungen, Suchtprobleme oder Überschuldung sind nur einige von vielen Ursachen, die zu Räumungsklagen und Zwangsräumungen führen.“ Sie ist Ansprechpartnerin für die Betroffenen.

Ziel der Beratungsarbeit ist es, in enger Abstimmung mit der Fachstelle der Stadt Hamm Betroffene im Ernstfall innerhalb kürzester Zeit wieder in Wohnraum zu vermitteln. „Um die Mietfähigkeit von Neuem aufzubauen und zu sichern, begleiten wir Menschen in ihrer neuen Wohnung über einen bestimmten Zeitraum weiter“, erläutert Mosch. Aber es gebe auch Menschen, die nicht in der Lage seien, in den üblichen Wohnverhältnissen weiterzuleben. In diesen Fällen arbeiten der Caritas-Fachdienst Wohnungsnotfallhilfe und der Caritas-Fachdienst Ambulant Betreutes Wohnen Hand in Hand, um den Menschen in ihrer sozial schwierigen Lage zu helfen. So werden auch chronisch sucht- und psychisch kranke Menschen beim selbstständigen Leben in der eigenen Wohnung in Kooperation mit dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe unterstützt. Mit diesem Angebot wird eine stationäre Unterbringung verhindert.

Inzwischen berät und begleitet der Caritasverband Hamm im Auftrag der Stadt Hamm seit mehr als dreißig Jahren potenzielle Wohnungslose und bietet auch Hilfe bei drohender Wohnungskündigung an. „Im Rahmen der Prävention informieren wir über rechtliche Möglichkeiten zum Erhalt der Wohnung und helfen bei der Klärung der wirtschaftlichen Situation“, erklärt Renate Mosch. „Wir suchen dabei in Gesprächen mit Betroffenen und Vermietern nach Lösungen, beispielsweise bei Regelungen zur Begleichung von Mietrückständen.“ In den meisten Fällen ist es ein Wettlauf mit der Zeit, denn gesetzlich vorgegebene Fristen lassen selten Spielraum. „Die Arbeit in diesem Bereich ist nicht einfach“, sagt Mosch. „Man braucht viel Fingerspitzengefühl und trotz Zeitdruck Geduld. Es ist nicht immer einfach, den Menschen Hilfe anzubieten. Ohne das Zutun der Betroffenen geht gar nichts.“ Und dabei kann schon eine Tasse Kaffee helfen.

Elisabeth Plamper

Renate Mosch und Bettina Interthal sind Ansprechpartner für Wohnungslose in ihrer Not.

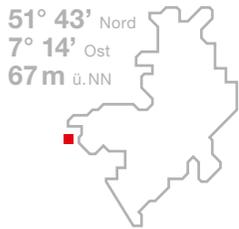
Rechte Seite:

Eine Tasse Kaffee kann beim Treff der Wohnungslosen in Hamm eine „Brücke“ schlagen.

Fotos: Elisabeth Plamper







37 | Bochum-Dahlhausen

„Unser Horkenstein“

1948 eröffnete die erste Familienpflegeschule im Erzbistum Paderborn

Vergangene Pracht: das Nobelhotel und Ausflugslokal „Burg Horkenstein“ hoch über der Ruhr in Bochum-Dahlhausen
Foto: privat

■ Ein prachtvolles Ensemble muss es gewesen sein – die Burg Horkenstein. Erbaut um 1900 als nobles Hotel mit einem angeblich 1000 Personen fassenden Festsaal, war es auf idyllischer Hochterrasse über der Ruhr bei Bochum-Dahlhausen ein beliebtes Ausflugsziel und prunkvolles Ambiente für Feste und Feiern. Der Horkenstein hat Jahre strahlenden Glanzes, aber auch des Verfalls erlebt. Der Verfall setzte ein, als die Nazis die gesamte Anlage konfiszierten. Sie wurde für alles Mögliche genutzt, zuletzt als Unterkunft für Zwangsarbeiter. Danach stand das Haus offenbar leer und war sich selbst überlassen.

Ab etwa 1947 gab es einen Neuanfang. Maria Reichmann hatte das Haus entdeckt und tat alles, um es mit neuem Leben zu füllen. Mühevoll Verhandlungen wegen Nutzung und Erwerb, zunächst oft erfolgloses Werben bei örtlichen Elisabeth-Konferenzen, nicht zuletzt die in den frühen Nachkriegsjahren äußerst schwierige Materialbeschaffung – alle diese Mühen hat Maria Reichmann, die seit 1945 als Diözesansekretärin der Elisabeth-Konferenzen wirkte, auf sich genommen und schließlich mit Bravour bestanden. Am Sonntag, dem 20. Juni 1948, war es so weit: „Unser Horkenstein“ wurde feierlich eröffnet.

Im Nachhinein schreibt Maria Reichmann, man hätte wohl kaum einen ungünstigeren Zeitpunkt finden können, denn der 20. Juni 1948 war der Tag der Währungsreform in den damaligen drei westlichen Besatzungszonen. Das alte Geld, die Reichsmark, war nichts mehr wert; jeder hatte nur sein persönliches „Kopfgeld“. Das waren zuerst 40, später dann weitere 20 Deutsche Mark. Mit dem Geld konnte man den Alltag bewirtschaften, für mildtätige Zwecke blieb den meisten nichts. So wackelte denn die neue Einrichtung auf dem Horkenstein gleich zu Beginn ihrer Existenz ganz heftig.

Die neue Einrichtung, das war in erster Linie ein Seminar für junge Frauen, die dort den neuen Beruf der Familienpflegerin erlernten. Dazu kam ein Heim für Säuglinge und Kleinstkinder. Zeitweise waren es bis zu 80 elternlose Kinder, mit denen die Familienpflegeschülerinnen ihre Praxiserfahrungen sammeln und verfeinern sollten. Die Ausbildung der angehenden Familienpflegerinnen sollte so passgenau wie möglich auf die Einsätze vorbereiten, die in den Pfarrgemeinden

warteten. Immer würde es darum gehen, Familien in Zeiten zu unterstützen, in denen die Hausfrau wegen Krankheit oder Kuraufenthalt für einige Tage oder für Wochen ausfällt. Maria Reichmann startete unter den Elisabeth-Konferenzen eine wahre Betteltour. Sie warb um Spenden, um zinslose Darlehn (in Höhe von 10, 20 oder 30 DM mit einer Laufzeit von sechs bis neun Monaten), um Sachspenden; nicht zuletzt warb sie um Reklame für den neuen Beruf der Familienpflegerin. Denn viele Ausbildungsinteressenten waren die Gewähr, dass es auf dem Horkenstein wirklich weiterging.

Es ging weiter. Reichmann hat es offenbar geschafft, dem Haus eine halbwegs auskömmliche Existenz und einen verlässlichen Kreis von Freunden zu sichern, die tätige Hilfe leisteten, Geld oder Material spendeten, für das Gelingen beteten. Die Schülerinnen auf dem Horkenstein mussten pro Monat 50 DM aufbringen. Dreieinhalb Jahre hatte das alles Bestand. Dann ging es zu Ende mit dem Horkenstein. 1951 schreibt Maria Reichmann: „Inzwischen wurden die Verhältnisse auf dem Horkenstein immer unerträglicher. Zu dem Mangel an Lebensmitteln, zu den finanziellen Schwierigkeiten kam eine Rattenplage ... Die Säuglinge und Kleinkinder waren unmittelbar gefährdet.“

Ende 1951 gibt man den Horkenstein auf. Die Waisenkinder werden auf umliegende Heime verteilt. Das Ausbildungsseminar zieht nach Bad Pyrmont in ein Haus, das amerikanische Ordensschwwestern („wegen der Zonengrenznähe“) dem Paderborner Erzbischof überlassen hatten.

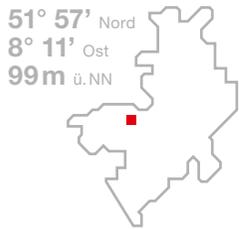
1955 trat eine Änderung ein: Haus Winfried in Bad Wildungen kam dazu. Dort erlernte man die „Familienpflege im städtischen Raum“, während Bad Pyrmont die „ländliche Familienpflegerin“ oder „Dorfhelferin“ vorbereitete. 1977 wurden beide Ausbildungsgänge wieder zusammgelegt.

Nach dem Auszug der Caritas diente der Horkenstein über der Ruhr zunächst als Ledigenwohnheim, später als Obdachlosenunterkunft. 1960 wurde das einst so noble Burghotel abgerissen, im Herbst 2012 die bis dahin noch halbwegs erhaltenen Nebengebäude. Nur die Straße erinnert noch an alte Zeiten – der „Horkensteinweg“.

Theo Breul

Ruhrpartie b. Dahlhausen mit Kurhaus





38 | Soest

Ohne Schmerzen, ohne Angst

Für ein Lebensende in Würde: der Palliativbereich am Marienkrankenhaus



„Wir pfuschen dem Herrgott nicht ins Handwerk.“
Palliativmedizinerin
Dr. Gabriele Schütte vom
Marienkrankenhaus Soest.
Foto: Kappler
Rechte Seite: „Wir nehmen
den Menschen die
Schmerzen und die Ängste.“
Foto: Christoph Meinschäfer

■ „Wir pfuschen dem Herrgott nicht ins Handwerk. Wir machen die Sachen, die sinnvoll sind und dem Menschen helfen.“ Dr. Gabriele Schütte, leitende Oberärztin Palliativmedizin am Marienkrankenhaus Soest, wendet ihre Fürsorge und ihr ganzes ärztliches Wissen Menschen zu, die nicht mehr geheilt werden können. „Wir nehmen ihnen die Schmerzen und die Ängste.“

Jeder Mensch wünscht, seine letzten Lebensstage in Würde zu verbringen. Ein Stück Lebensqualität bis zum Schluss erhalten, das ist dabei das wichtigste Ziel. Hierfür hat das Marienkrankenhaus Soest in engem Kontakt mit dem Hospizverein Soest und mit Unterstützung der Ordensschwwestern einen besonderen Ort errichtet: Der Palliativbereich des Krankenhauses liegt in einem separaten Flurtrakt, ganz bewusst abseits des Krankenhausalltags – mit einer angenehmen Atmosphäre, ohne Hektik, mit viel Nähe und umfassender Hilfe. Die sechs Krankenzimmer sind fast immer belegt. Manchmal wird auch der große Gemeinschaftsraum, in den sich Angehörige zurückziehen können, zum Krankenzimmer umgewandelt. Dann können die Angehörigen, die die Patienten rund um die Uhr besuchen können, auch über Nacht bleiben.

Die ersten Patienten kamen im Januar 2010. Dr. Gabriele Schütte war die Initiatorin, deren Anliegen auf breite Zustimmung stieß: „Die Zeit dafür war reif. In den Köpfen der Leute hatte sich was geändert.“ Bereits im ersten Jahr wurde 140 unheilbar kranken Menschen geholfen. Ihre Zahl ist auf 200 angewachsen. Und da sind die Angehörigen noch nicht eingerechnet, die ebenso auf Unterstützung angewiesen sind. „Manche Patienten bleiben zwei Tage hier, manche bis zu acht Wochen. Viele von ihnen gehen wieder nach Hause und sterben dort.“ Das ist möglich dank einer guten Einstellung, für die ein multidisziplinäres Team mit seiner medizinischen, pflegerischen und therapeutischen Betreuung sorgt. Das Spektrum der Krankheitsbilder, unter denen die Betroffenen leiden, zieht sich mittlerweile durch fast alle Disziplinen der Medizin: Tumor- und HIV-Patienten, aber auch Menschen, die unter einer schweren Herz-, Nieren- oder Lungenerkrankung leiden und denen selbst mit einer modernen Therapie nicht mehr geholfen werden kann.

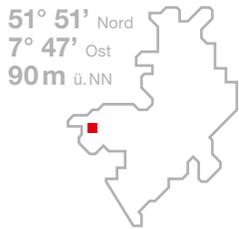
Die Palliativmedizin konzentriert sich auf lindernde Maßnahmen, um die Lebensqualität der Patienten weitgehend zu erhalten oder zu verbessern. „Die Hauptsache ist, dass man mit den Menschen spricht.“ Dann weiß das Team, was für den Patienten wichtig ist, welche lindernden Maßnahmen er sich erhofft, welchen Behandlungen er zustimmt und welche er ablehnt. „Immer mehr Menschen haben auch eine Patientenverfügung“, erläutert Dr. Gabriele Schütte eine Entwicklung, der sie aus vollem Herzen zustimmen kann. „Die Auseinandersetzung mit dem Tod ist längst kein Tabu mehr.“ Das bedeutet, dass sich Betroffene bewusst entscheiden, welche Maßnahmen sie akzeptieren, welche sie ablehnen. Jemand, der unter einer Niereninsuffizienz leidet, möchte z. B. nicht mehr an die Dialyse angeschlossen werden; ein Krebspatient, dem die Chemotherapie zehn weitere Lebensjahre geschenkt hat, lehnt eine weitere ab, weil sie keinen Erfolg mehr zeigt und die Nebenwirkungen zu stark sind. Stattdessen ist es manchmal möglich, die letzte Lebensspanne daheim im Kreis der Familie zu verbringen, Hobbys zu pflegen oder vielleicht sogar noch zu verreisen.



Die individuelle Zuwendung geht dabei weit über die medizinische Versorgung hinaus – neben palliativmedizinisch ausgebildeten Ärzten und Pflegekräften (ebenfalls mit abgeschlossener Palliativausbildung) kümmern sich viele weitere Menschen um die Erkrankten. Das sind Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen aus der Seelsorge, aus der Physiotherapie, aus der psychologischen und sozialpädagogischen Betreuung. Dass Diätassistenten und Wundmanager ebenfalls mit ihrem Wissen zur Linderung beitragen, sei der Vollständigkeit halber erwähnt – es ist selbstverständlich bei einer ganzheitlichen Betreuung.

Dr. Arno Kappler





39 | Dortmund

Eine besondere Adresse

Der Südrandweg: mehr als 100 Jahre ein Ort der Pflege, Erziehung und Bildung

■ Der Südrandweg liegt mitten in Dortmund, genauer gesagt am Cityring, fast unmittelbar an der Einmündung der vielbefahrenen Ruhrallee auf den Südwall. Der Südrandweg ist seit über 100 Jahren auch eine besondere Adresse für die katholische Kirche in Dortmund. Am 27. November 1901 eröffnete

hier die Propsteigemeinde St. Johannes Baptist das Altenheim Christinenstift. Seit 1896 schon wurden alte Menschen betreut und gepflegt, damals noch im St.-Johannes-Hospital. Nun konnte mit dem Christinenstift der ausdrückliche Wunsch der Stifterin Christine Schäfer in Erfüllung gehen, mit einer eigenen Einrichtung besondere Hilfen zu schaffen.

Eine weitere bedeutende Dortmunder Stifterin war Franziska „Fanny“ Schiffer. Die sozial engagierte Bürgerin aus der Propsteigemeinde hatte 1854

begonnen, Geld für eine „Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für verwaiste Kinder“ zu sammeln. Am 19. November 1857, dem Gedenktag der hl. Elisabeth, konnte sie ihr Waisenhaus St. Elisabeth in der Nähe des heutigen Stadtgartens eröffnen. Im Zweiten Weltkrieg wurde die Einrichtung völlig zerstört und anschließend in unmittelbarer Nähe des Christinenstifts am Südrandweg wieder aufgebaut. Die Nachbarschaft von Alten- und Jugendhilfe währte rund 30 Jahre; dann musste wieder gebaut werden. Den Anforderungen an Pflege und Erziehung in den 1970er-Jahren konnte weder das Christinenstift noch das Kinderheim genügen. Hinzu kam Veränderungsbedarf im Mallinckrodt-Gymnasium.

Dieses Gymnasium war im Januar 1851 durch die Schwestern der Christlichen Liebe im ehemaligen Dominikanerkloster an der Propsteikirche gegründet worden. Der Schulbetrieb startete mit einer Mädchenklasse mit 123 (!) Schülerinnen. 1864

erfolgte die Gründung einer privaten Töchterschule. Die Schule wuchs auf ca. 1 000 Schülerinnen an und erhielt einen weiteren Standort im Norden der Stadt „in der Krim“. Der gute Ruf der Schule sorgte schnell für hohe Schülerzahlen. 1907 wurde am Eisenmarkt ein neues Gebäude gebaut. 1920 bestand die gesamte Schule aus drei Teilen: dem Marien-Lyzeum im ehemaligen Dominikanerkloster, dem Mallinckrodt-Lyzeum am Eisenmarkt und dem Mathilden-Lyzeum in der Mühlenstraße. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde 1949 mit dem Wiederaufbau am Eisenmarkt begonnen.

Der Neubau des Gymnasiums am aktuellen Standort Südrandweg wurde möglich, als das Kinderheim ab 1981 eine neue Heimat auf dem ehemaligen Gut Niederhofen im Dortmunder Süden fand. Dieser Ortswechsel hat, bedingt durch den Bau des Heimes in Kinderdorf-Struktur, auch konzeptionelle Veränderungen gebracht: separate, weitgehend autonome Wohngruppen und die Reduzierung der Platzzahl von 200 auf 72 Plätze. Heute bietet die Jugendhilfe St. Elisabeth 132 stationäre und teilstationäre Plätze an sieben verschiedenen Standorten an. Hinzu kommen unterschiedlichste ambulante Erziehungshilfen, offene Ganztagschulen und verschiedene andere Schulbetreuungen sowie Schulsozialarbeit.

Ab 1984 übergaben die Schwestern der Christlichen Liebe das Mallinckrodt-Gymnasium in die Trägerschaft des Erzbistums Paderborn. Im April 1986 war der Neubau mit wegweisender Architektur fertig. Bis 1991 aber musste die Schule ohne Sporthalle auskommen, denn zuerst musste der Neubau des Christinenstiftes am Eisenmarkt, dem alten Schulstandort, realisiert werden. Im Sommer 1989 zogen die Bewohner des Christinenstifts in die neuen Räumlichkeiten um. Aktuell werden dort 153 alte Menschen betreut.

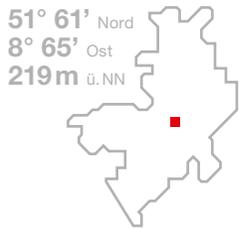
Drei katholische Einrichtungen – ein Altenheim, eine Jugendhilfe und eine Schule –, sie alle waren einmal am Dortmunder Südrandweg. Heute steht dort nur noch die Schule. Sie setzt die gemeinsame Tradition fort: ganzheitliches Wirken von Mensch zu Mensch, christliche Verantwortung in Bildung und Erziehung.

Friedhelm Evermann | Theo Breul



Das Mallinckrodt-Gymnasium ist seit 1986 am Südrandweg beheimatet. Rechte Seite: Rund 200 Plätze bot das „zweite“ St.-Elisabeth-Kinderheim, das nach Zerstörung im Zweiten Weltkrieg fast 30 Jahre am Südrandweg bestand. Fotos: St. Johannesgesellschaft





40 | Büren-Wewelsburg

Eine alte Nähmaschine erzählt

Seit 1959 wirkt Schwester Perpetua in der Katholischen Bildungsstätte St. Meinolf

■ „Eine alte Nähmaschine erzählt“: So lautet der Titel einer Broschüre, in der Schwester Perpetua vor einigen Jahren ihre Erinnerungen veröffentlicht hat. Aus der Sicht einer alten Nähmaschine berichtet sie dabei über ihr außergewöhnlich langes Wirken im Schwesternhaus in Wewelsburg bei Büren. Seit 1959 ist Schwester Perpetua dort aktiv. Bereits 1928 wurde die Schwesternstation in Wewelsburg von den Franziskanerinnen aus Salzkotten gegründet. 1953 übernahmen die Katharinen-schwester aus Ostpreußen das Haus. Die Aufgaben lagen von Beginn an in der Gemeindegarbeit und der Mädchenbildung; später wurde das Bildungsprogramm auch für Jungen erweitert.

Im Oktober 1959 stieß Schwester Perpetua im Alter von 26 Jahren zu der kleinen Schwesterngemeinschaft von Wewelsburg. Ihre Aufgabe war es, Mädchen und jungen Frauen zwischen 14 und 25 Jahren das Nähen beizubringen. Obwohl sie vorher noch nie Nähkurse gegeben hatte, leitete sie bereits eine Woche nach ihrer Ankunft die ersten Kurse mit stolzen 36 Teilnehmerinnen. Berna Klasen vom damaligen katholischen Mädchenschutzverband (später IN VIA) sorgte für die Einrichtung der Nähschule. Jährlich vermehrte sich mit der Zahl der Nähmaschinen auch die Anzahl der Teilnehmerinnen. Generationen junger Frauen aus dem Bürener Land sollten

bis heute bei Schwester Perpetua das Nähen erlernen. Das Kursangebot wurde größer, und Schwester Perpetua, seit 1966 auch Schneidermeisterin, unterrichtete u. a. Lebenskunde und leitete den Jugendchor. An den Töpfer- und Kochkursen der Bildungsstätte durften später auch Jungen teilnehmen. Damals wurde das Aufgabengebiet der Schwestern durch die Freizeitgestaltung mit und für Jugendliche erweitert. 1965 erhielt das Schwesternhaus zu Ehren des heiligen Meinolf den Namen Bildungsstätte St. Meinolf, die Straße vor der Bildungsstätte wurde in Meinolfstraße umbenannt.

Zu Beginn des Jahres 1975 wollte sich die Ordensgemeinschaft von der Schwesternstation trennen. Doch durch großen Rückhalt in der Gemeinde und den Einsatz des IN-VIA-Diözesanverbandes Paderborn konnte die Einrichtung erhalten bleiben, und Schwester Perpetua setzte ihre Arbeit fort. Ein Jahr später wurde die Schwesternstation dann in das IN-VIA-Bildungswerk eingegliedert.

Seit dem Weiterbildungsgesetz aus dem Jahr 1977 mussten alle Bildungsstätten Programme erstellen. Damit vergrößerte sich die Palette der Angebote: Neben Kosmetikkursen gab es Foto- und Filmseminare, Floristik-Angebote, Hobbymalen, Holzschnitzkurse und Korbflechten. Selbst das Beheben von Autopannen konnte man dort erlernen.

Vor etwa 25 Jahren ist die Schwesternstation in das frühere Pfarrheim der Gemeinde umgezogen, welches für die Schwestern umgebaut wurde. In der Nähe der Kirche fühlen sich die drei Schwestern des Katharinenordens immer noch sehr wohl. Die beiden Mitschwester von Schwester Perpetua engagieren sich im Kindergarten der Gemeinde und als Küsterin. Noch 2013 gab Schwester Perpetua, inzwischen 81 Jahre alt, wöchentlich mehrere Kurse in Nähen und Patchwork. Zwei weitere Referenten unterrichten seit fast 30 bzw. seit mehr als 35 Jahren Yoga, Rückengymnastik und Töpfern. „Das gesamte Bildungsangebot wird auch heute noch sehr gut nachgefragt“, berichtet Schwester Perpetua stolz. Die alte Nähmaschine in der Bildungsstätte St. Meinolf mag zwar alt sein, aber sie läuft wie geschmiert ...

Lucas Müller

Der heilige Meinolf aus dem benachbarten Kloster Bötdeken ist seit 1965 Namensgeber der Bildungsstätte in Wewelsburg.
Rechte Seite: Vom Nähen bis zum Beheben von Autopannen – die Kursangebote der Bildungsstätte St. Meinolf unter Leitung von Schwester Perpetua können sich sehen lassen.
Fotos: Lucas Müller





47° 50' Nord
19° 04' Ost
108m ü.NN



41 | Budapest

Das Tor steht offen, mehr noch das Herz!

Sommer 1989: eine beispiellose humanitäre Aktion für Tausende DDR-Flüchtlinge

■ Eigentlich sollte es ein Jugendaustausch zwischen Deutschen und Ungarn werden. Zwanzig Jugendgruppenleiter des Malteser-Hilfsdienstes aus dem Erzbistum Paderborn wollten dazu Mitglieder des ungarischen Malteser-Caritas-Dienstes besuchen. Keiner von ihnen ahnte damals, im Sommer 1989, dass sich daraus ein beispielloser humanitärer Hilfseinsatz für DDR-Flüchtlinge in Ungarn entwickeln sollte. Im Pfarrgarten der Budapester Gemeinde zur Heiligen Familie bauten sie aus dem Stand ein Flüchtlingslager auf, das Tausenden von DDR-Bürgern auf ihrer Flucht über die ungarische Grenze ein Zwischenquartier bot.

Für Friedbert Schulze und Joachim Fromm aus Höxter sowie Auslandsreferent Wolfgang Triller sollte es ein schöner Ausflug in den Sommerferien werden: Jugendaustausch in Ungarn, dafür waren die Bullis bereits gepackt worden. Doch zwei Tage vor der Ab-

fahrt kam der Hilferuf. Die gebürtige Ungarin und engagierte Malteserin Csilla von Boeselager hatte die Situation in Budapest erlebt, die vielen DDR Bürger gesehen und wollte handeln. Die bereits mit Visum ausgestatteten Malteser-Jugendlichen kamen ihr da gerade recht. Die Bullis wurden umgepackt, statt in die Ungarn-Idylle ging die Fahrt zum humanitären Hilfseinsatz. Der Pfarrer der Budapester Gemeinde, Imre Kosma, hatte auf dem Pfarrgelände bereits eine Stadt aus Zelten errichten lassen. Was an Material gebraucht wurde, transportierten die Paderborner Malteser mit Unterstützung ungarischer Expeditionen. Deren Transit-Lkw brachten auf dem Rückweg aus dem Westen statt Leerfracht Decken und Küchenutensilien, Toilettenpapier und Feldbetten nach Hause. Organisiert wurde vor Ort von Csilla von Boeselager sowie dem Paderborner Malteser-Diözesanleiter Peter Freiherr von Fürstenberg.

Nicht allen war bewusst, auf was sie sich eingelassen hatten. Allein Joachim Fromm schwante, dass das eine ganz große

Sache werden könnte. Kaum vor Ort angekommen, brach er alle Brücken nach Höxter ab, er wollte bleiben und helfen, zur Not monatelang.

Beengt war es, Kochen und Waschen, Körperhygiene und Toilettengang, all das musste plötzlich für ganz viele Menschen organisiert werden. Am 14. August öffnete das Behelfslager seine Tore, schnell strömten die DDR-Flüchtlinge auf das Gelände. An das Tor zum Gelände hatte der Pfarrer Kosma den lateinischen Leitspruch vom Tor eines Klosters geschrieben: „Janua patet, cor magis!“ – „Das Tor steht offen, mehr noch das Herz!“

Täglich kamen bis zu 700 neue Flüchtlinge. Um Platz für sie zu schaffen, mussten sogar noch Nebenlager eröffnet werden. Dann organisierten die Ungarn und westdeutschen Helfer „Ausflüge“. Busse fuhren an Grenzpunkte, von denen sie hofften, dass die Grenzer dort nicht schießen würden. Nicht alle DDR-Bürger kamen so aus dem Land, anfangs wurden einige noch festgenommen, geschossen haben die Grenzer aber kein einziges Mal. In den Lagern in Budapest gab es wegen dieser Ungewissheit große Angst. Aber auch die vor den Toren patrouillierenden Stasi-Mitarbeiter, die eifrig fotografierten und dokumentierten, sorgten für Unruhe.

Der ungarische Pfarrer Kosma hat es später zusammengezählt: Mehr als 48 000 Menschen konnten über die Lager ausreisen. Knapp vier Wochen dauerte die Hilfsaktion. Csilla von Boeselager erhielt anschließend den Beinamen „Engel von Budapest“, die Freifrau starb 52-jährig bereits 1994 an Krebs. Die Paderborner Malteser kehrten in ihren Alltag zurück, Joachim Fromm, der alles aufgegeben hatte, erhielt zunächst eine Stelle bei den Paderborner Maltesern, ging dann aber gezielt in die DDR. Bis heute lebt er in Erfurt, arbeitete lange Jahre als Redakteur und ist bis heute journalistisch tätig. Die Malteser aus Paderborn hingegen haben an den Hilfstransporten nach Ungarn festgehalten, besonders die Gliederung Hövelhof führt diese Tradition fort. Zum 25-jährigen Jubiläum des Mauerfalls 2014 erinnerte eine große Ausstellung an die bewegten Wochen in Budapest.

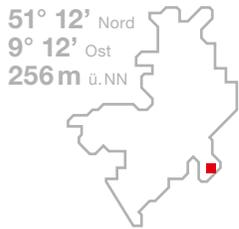
Christian Schlichter



Bis zu 700 DDR-Flüchtlinge suchten täglich Zuflucht im Pfarrgarten der Budapester Kirchengemeinde zur Heiligen Familie.

Rechte Seite: Humanitäre Hilfe statt Jugendaustausch: Unbeabsichtigt schrieben die Mitglieder des Malteser-Hilfsdienstes aus dem Erzbistum Paderborn im Sommer 1989 an einem Stück Nachkriegsgeschichte mit. Ihr improvisiertes Flüchtlingslager war für rund 48 000 DDR-Bürger das Sprungbrett zur Flucht in den Westen – der Anfang vom Ende der DDR. Fotos: Malteser-Hilfsdienst Paderborn





42 | Bad Wildungen

Ganzheitlich – obwohl es dieses Wort noch nicht gab

Das Haus Winfried vermittelte nach dem Krieg jungen Müttern ein neues Frauenbild

■ 1950: Fünf Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg ist zumindest für die Menschen in Westdeutschland die schlimmste Nachkriegsnot überstanden. Endlich Zeit, über die Belastungen der vergangenen Jahre zu reflektieren. Insbesondere Frauen und Mütter leisten in jenen Jahren Übermenschliches. Als Elly Heuss-Knapp, Gattin des ersten Bundespräsidenten, den Anstoß zur Gründung des Deutschen Müttergenesungswerkes gibt, erntet sie begeisterte Zustimmung – auch im Diözesan-Caritasverband Paderborn, in dessen Verbandsbereich gleich mehrere bekannte Heilbäder liegen.

Die Caritas richtet zwei Müttergenesungsheime ein: in Bad Pyrmont und in Bad Wildungen. Beide Orte sind in der Diaspora gelegen. Vielleicht sollten die Einrichtungen auch dazu beitragen, die Präsenz der Caritas in diesen traditionell evangelischen Regionen zu stärken. Eine günstige Voraussetzung war, dass die Elisabeth-Konferenzen (heute Caritas-Konferenzen) in den Pfarrgemeinden einen unmittelbaren Zugang zu erholungsbedürftigen Frauen hatten. Schnell wurde besonders den kirchlichen Wohlfahrtsverbänden deutlich, dass während der Abwesenheit der Mutter durch die Kur oder aus anderen Gründen eine Versorgung der Familie gewährleistet sein musste, zumal häufig – vor allem in Flüchtlingsfamilien – nicht mit Unterstützung innerhalb der Familie gerechnet werden konnte. So wurden sowohl in Bad Pyrmont als auch in Bad Wildungen Familienpflegeschulen eingerichtet. Dies bot im Hinblick

auf Übungsfelder und ökonomischen Personaleinsatz etliche Vorteile. Im Haus Winfried in Bad Wildungen kam noch ein Kinderkurheim, insbesondere für nierenkranke Kinder, hinzu.

Der Begriff „ganzheitlich“ war in der Sozialarbeit zu dieser Zeit noch nicht im Gebrauch, wurde aber im Haus Winfried in der Praxis entsprechend den damaligen Möglichkeiten realisiert. Heimleiterin Änne Siepenkort war verantwortlich für alle Bereiche des Hauses. Ihr standen eine Krankenschwester, eine Erzieherin im Kinderkurheim, eine Verwaltungskraft und auch eine Ärztin zur Seite, die regelmäßig Sprechstunden im Haus anbot. Die ca. zehn Schülerinnen der einjährigen Familienpflegeschule hatten nachmittags Unterricht und waren morgens in der Hauswirtschaft und bei den Kindern eingesetzt. Den Unterricht erteilten die Heimleiterin und externe Dozenten. Es wurde ein Schulgeld erhoben, das teilweise auch von den Caritasverbänden mit getragen wurde.

Ziel der Heimleiterin war es, während der Kur neben der gesundheitlichen Kräftigung Hilfen für eine tragfähige Lebensgestaltung auf der Grundlage eines christlichen Menschenbildes anzubieten: durch viele Gespräche zu Lebens- und Erziehungsfragen, durch kulturelle Angebote und gesellige Unternehmungen. Für viele Frauen war das eine Chance, über den Tellerrand der eigenen Familie hinauszusehen und eine für damalige Zeiten fortschrittliche Sicht von der Rolle der Frau zu bekommen. Zum Programm der Kur gehörten selbstverständlich Gebet und Gottesdienst und ein Einkehrtag mit einem Priester.

Auch die Familienpflegerinnen wurden in ihrer Entwicklung stark durch die Persönlichkeit von Frau Siepenkort geprägt, vor allem im Unterricht und durch die Gespräche bei den Mahlzeiten, aber auch durch gemeinsame Ferientage in den Bergen. Die Kurkinder, die z. T. schon lange Krankheitsgeschichten erlebt hatten, mussten ebenfalls im Auge behalten werden.

Diese enge Lebensgemeinschaft war in vielen Caritas-Einrichtungen der Nachkriegszeit üblich und wurde nicht in Frage gestellt. Sicher war das auch eine Antwort auf die Situation vieler alleinstehender Frauen nach zwei Weltkriegen, die nach einer tragfähigen Lebensgestaltung suchten.

Helga Morgenstern

Neues Frauenbild in alter Villa:
Das Haus Winfried stammt im Kern aus dem 19. Jahrhundert.

Rechte Seite: Frauen wieder aufrichten, das ist auch heute der Auftrag des Hauses Winfried.

Die Mutter-Kind-Klinik des Vereins Caritas Kur- und Erholungsheime im Erzbistum Paderborn heißt jetzt „Talitha“.

Der Name bezieht sich auf das Wort Jesu (Mk 5,41): Frau, ich sage dir, steh auf.

Hebräisch: Talitha kumi.

Fotos: Caritas Kur- und Erholungsheime e. V.







43 | Warburg

Legt alle Bitterkeit ab!

Die Sorge um Flüchtlinge und Vertriebene stand in den Nachkriegsjahren im Zentrum

■ Zu den Schätzen des Caritas-Archivs in Paderborn gehören Fotografien von Walter Nies (1918–2008). Der Sohn eines Brauerei-Inhabers aus Lippstadt und leidenschaftliche Fotograf war ab 1948 im Auftrag des Diözesan-Caritasverbandes mit der Kamera in Westfalen unterwegs. In diesen Jahren gelangen ihm einzigartige Aufnahmen – vor allem von Menschen, die in irgendeiner Form „gestrandet“ waren: in Flüchtlingslagern, auf Bahnhöfen oder in Kinderheimen. Gesichter und Szenen von eindrucksvoller Kraft. Zu diesen Motiven zählen auch die Fotos einer Gruppe von Ostvertriebenen, die im März 1950 in einem ehemaligen Kriegsgefangenenlager in Warburg-Dössel eintreffen. In den Gesichtern der Alten spiegelt sich Schicksalsergebenheit, manchmal auch Apathie. Bei den Jungen dominiert eine Mischung aus Angst und Neugier.



Wie kam es zu diesen einzigartigen Foto-Dokumenten?

Nach Kriegsende hatte es zwei Priester aus dem deutschen Osten nach Lippstadt verschlagen: Paul Kewitsch und Wilhelm Trennert. Im Oktober 1945 gründeten sie dort im Auftrag des Paderborner Erzbischofs eine neue Abteilung im Diözesan-Caritasverband: das Hilfswerk für Flüchtlinge und

Vertriebene, die sogenannte Katholische Osthilfe. Angesichts des millionenfachen Elends war auch für die katholische Kirche klar, dass eine beispiellose Bewährungsprobe bevorstand: „Wenn die Kirche jetzt versagt“, schrieb Kewitsch, „hat sie ihre gottgegebenen Möglichkeiten verkannt.“ 1946 ernannten die deutschen Bischöfe den vertriebenen Ermländer Bischof Maximilian Kaller zum Flüchtlingsbischof. Kardinal Frings, der Vorsitzende der Bischofskonferenz, wurde „Hoher Protektor für

das gesamte Flüchtlingsproblem in Deutschland“. Die Hilfe für Flüchtlinge sowie deren Integration standen in den Nachkriegsjahren zweifellos im Zentrum der kirchlichen Aktivitäten. Es war die „hohe Zeit“ der Caritas.

Weil die britischen Besatzungsbehörden zahlreiche Städte und Kreise an Rhein und Ruhr zu „restricted areas“ erklärte, betraf der Zuzug von Vertriebenen und Flüchtlingen vor allem Ostwestfalen. In manchen Landkreisen wie etwa in Büren verdoppelte sich bis 1949 die Einwohnerzahl. Bis zum Ende der 40er-Jahre lebten 2,16 Mio. Flüchtlinge und Vertriebene im Westteil des Erzbistums, jeder dritte Katholik stammte aus dem deutschen Osten. Kewitsch und Trennert organisierten Notunterkünfte, um Waisenkinder oder alleinstehende alte Menschen unterzubringen. Sie sorgten für Lebensmittelpenden aus dem Ausland und warben in den Gemeinden um Solidarität. Denn die Einheimischen sahen in den Neuankömmlingen häufig Konkurrenten um Arbeit und Brot. Berichte, dass Flüchtlinge nur unter Polizeischutz eine Wohnung beziehen konnten, sind keine Seltenheit; in Wadersloh bei Lippstadt gab es sogar einen Brandanschlag auf eine Flüchtlingsunterkunft.

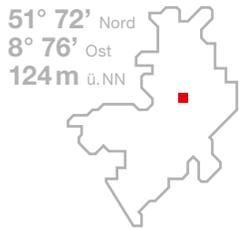
Die Unterbringung der Betroffenen ist oft katastrophal, wie es Kewitsch am Beispiel der Stadt Salzkotten beschreibt: „Es gibt hier ... Zimmer, in denen 5–7 Menschen wohnen. Kein Tisch und Stuhl, kein Bett, nur die 4 Wände, kein Ofen. Nichts. Bisweilen auch kein Licht. In einem Haus hier an der Hauptstraße wohnt eine Familie im Waschraum.“ 1948 startete die Katholische Osthilfe eine Kampagne für die Integration der Flüchtlinge, Bildtafeln und Broschüren wurden erstellt. Für die Fotos wurde Walter Nies engagiert. Zwischendurch eilte Kewitsch immer wieder an die Bahnhöfe, um die Flüchtlingstransporte persönlich zu begrüßen. Den Menschen, die sich im Westen oft als Ausgestoßene und Nur-Geduldete fühlten, streckte er die Hand entgegen. „Wir helfen euch, dass ihr euch in dieser neuen Heimat einfühlen und einleben könnt ... Wir haben Raum in unseren Herzen für euch. Eine Bitte haben wir an euch! Legt alle Bitterkeit ab! Fangt neu an! ... Westfalen ist christlich und hat ein christliches Herz.“

Jürgen Sauer

Jugendliche am Hauptbahnhof in Hamm (1948)

Rechte Seite: Ankunft von Vertriebenen im ehemaligen Offizierslager in Warburg-Dössel, März 1950
Fotos: Walter Nies / Stadtarchiv Lippstadt NL Nies
AB 700 k 060; 844b 031





44 | Paderborn

Einfach mal ausprobieren

Der Caritasverband Paderborn gehört zu den Pionieren der Tagespflege



Pioniere: Hiltrud Greitemann und Hans-Werner Hüwel waren 1990 dabei, als das Tagespflegehaus St. Kilian seine Türen öffnete. Fotos: Karl-Martin Flüter

■ Am 2. Januar 1990 eröffnete der Caritasverband Paderborn eine der ersten Tagespflegeeinrichtungen in Nordrhein-Westfalen. Heute ist Tagespflege bundesweit eine anerkannte Form der Unterstützung von Menschen, die zu Hause leben. Dass sie sich binnen eines Vierteljahrhunderts derart durchsetzen konnte, verdankt sie zu einem großen Teil den Paderborner Pionieren.

„Es gab kein Buch, aus dem wir hätten lernen können, wie Tagespflege geht“, sagt Hiltrud Greitemann. Mit der Eröffnung 1990 begann die Sozialpädagogin ihr Anerkennungsjahr im Tagespflegehaus St. Kilian. „Wenige Monate später war ich stellvertretende Leiterin“, erinnert sie. Es herrschte Gründerstimmung im früheren Café Pöppel, das die Caritas umgebaut hatte. Ursprünglich war hier eine Altentagesstätte geplant, ein Anlaufpunkt für Menschen aus dem Stadtquartier. Bald schon hatten sich die Planungen geändert. Jetzt hieß das Ziel: „Tagespflege“.

Dieser Begriff war damals unbekannt, auch in Paderborn. Der Caritasverband stellte den jungen Sozialpädagogen Hans-Werner Hüwel mit der Aufgabe ein, das Konzept umzusetzen. Einer seiner ersten Wege führte ihn nach Köln. Dort arbeitete bereits ein Modellprojekt unter Laborbedingungen. Kapazität: zwölf Tagespflegegäste für die gesamte Großstadt Köln.

„Als ich dort erklärte, dass wir ein Tagespflegehaus für 25 Gäste in Paderborn planen, schauten mich die Kölner ungläubig an“, sagt Hüwel. Ähnlich groß war die Skepsis im Caritasverband für das Erzbistum Paderborn. Es waren die damaligen Vorsitzenden des Ortsverbandes, Josef Schramm und Ursula Lüke, die trotz aller Bedenken den Startschuss für das Projekt gaben.

Zum Erstaunen aller Zweifler dauert es nur wenige Monate, bis das Tagespflegehaus voll ausgelastet war. Es sprach sich herum, dass die Paderborner etwas ganz Neues machten, etwas, das Familien tagsüber entlastete. Dabei mussten die Gäste ihren Aufenthalt komplett selbst finanzieren. Die Pflegeversicherung war zu diesem Zeitpunkt noch ferne Zukunft. „Damals war das kein Problem“, wundert sich Hüwel noch heute, „die Leute waren bereit, Geld für ihre Betreuung auszugeben.“

Was die Gäste für ihr Geld bekamen, war ein motiviertes Team. Die durchweg jungen Mitarbeiter ließen sich davon in-

spirieren, dass niemand ihnen sagen konnte, wie sie arbeiten sollten. „Wir haben uns selbst die Standards gegeben“, sagt Hans-Werner Hüwel. So entstand ein umfangreicher Katalog von Aktivitäten: Gruppen, in denen vorgelesen, gebastelt oder gemalt wurde, Kegel- oder Theatergruppen, Besuche des Wochenmarkts. „Wir haben beobachtet, was die Leute gerne machen wollten, und das haben wir angeboten“, erinnert sich Hiltrud Greitemann.

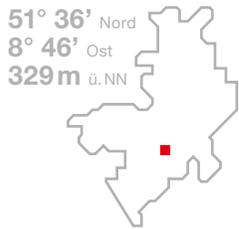
In den folgenden Jahren entstanden überall in NRW Tagespflegen. Alle arbeiteten nach dem Paderborner Modell – es gab ja sonst kein Vorbild. Die trägerübergreifende Solidarität war wichtig, noch führte die junge Tagespflege ein bedrohtes Schattendasein. In der Pflegeversicherung war die Tagespflege kaum vorgesehen. Senioren, die Leistungen für Tagespflege in Anspruch nehmen wollten, mussten damit rechnen, dass ihnen dieses Geld bei der ambulanten Pflege abgezogen wurde.

Der Widerstand der gut vernetzten Tagespflegen hatte letztlich Erfolg. Ab Januar 2015 steht in der Pflegeversicherung ein Betrag für die Tagespflege zur Verfügung, der genauso hoch ist wie die Leistung für ambulante Pflege. „Das ist das, wovon wir immer geträumt haben“, sagt Hans-Werner Hüwel, heute Leiter des Bereichs Pflege und Gesundheit im Caritasverband Paderborn.

Hiltrud Greitemann koordiniert heute den Bereich Tagespflege mit fast 100 Plätzen im Caritasverband Paderborn. In St. Kilian ist sie immer noch Leiterin. Dort erinnert nichts daran, dass hier einmal eine Revolution begann, die die Pflege veränderte. Eigentlich wäre es jetzt, 25 Jahre später, Zeit für kleines Denkmal.

Karl-Martin Flüter





45 | Olsberg-Bigge

Raus aus der Almosen-Existenz

Antwort auf eine soziale Herausforderung – die Gründung der Josefs-Gesellschaft 1904



Heinrich Sommer (1872–1972) gründete 1904 die Josefs-Gesellschaft und das Josefsheim in Bigge.



Conrad Freiherr von Wendt (1872–1945), der „sozialste Adlige Westfalens“, führte als erster Vorsitzender der Josefs-Gesellschaft das Werk Heinrich Sommers fort.

Rechte Seite: Körperbehinderte hatten bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts praktisch keine Chance auf eine Berufsausbildung. Das Josefsheim Bigge leistete im katholischen Bereich Pionierarbeit. Das Foto zeigt die Schuhmacher-Werkstatt in den 20er-Jahren. Fotos: Josefs-Gesellschaft

■ Auf dem Kölner Katholikentag im August 1903 appellierte der Kölner Beigeordnete Brugger an das katholische Deutschland, endlich etwas zu tun für die große Zahl katholischer „Krüppel“ (mit diesem Wort ging man seinerzeit noch recht unbefangen um). Während die deutschen Protestanten schon 13 Einrichtungen betrieben, gebe es auf katholischer Seite gerade einmal eine Spezialklinik in Münster, aber weit und breit keine Wohneinrichtung und nichts, was Schulunterricht oder berufliche Ausbildung für Körperbehinderte hätte bieten können.

Bruggers Rede muss überzeugend gewesen sein, denn der Katholikentag fasste noch an Ort und Stelle den „Krüppelfürsorgebeschluss“. Und dies war mehr als eine schöne Geste. Es bedeutete, unter den katholischen Christen Geld zu sammeln, viel Geld, denn vom Staat oder von anderer Stelle war damals nichts zu erwarten.

Einer der ersten, die dem „Krüppelfürsorgebeschluss“ folgten, war Heinrich Sommer, ein Priester und ehemaliger Steyler Missionar; er konnte wegen gesundheitlicher Probleme keine Missionsaufgaben übernehmen und schied daher aus der Kongregation wieder aus. Am 7. April 1904 veröffentlichte Heinrich Sommer in der Tageszeitung „Tremonia“ seinen Aufruf „Ein Heim für katholische Krüppel.“ Darin macht er deutlich, dass es nicht um bloße Mildtätigkeit gehe; auch volkswirtschaftliche Vernunft gebiete es, die Körperbehinderten aus ihrem „ewigen Müßiggang“ zu befreien: „Von 100 Krüppeln (sind) wenigstens 95 zu irgend welchen Diensten tauglich. Der weitaus größere Teil von ihnen (könnte) das tägliche Brot bequem verdienen ..., wenn man für die nötige Ausbildung sorgen würde.“

Zur Erholung hielt sich Heinrich Sommer 1903 im Sauerland auf. Insofern war es eher ein Zufall, dass er in Bigge den Ort entdecken sollte, um sein Lebensziel in die Tat umzusetzen. Ohne Mitstreiter vor Ort war dies nicht möglich. Einer der wichtigsten war Conrad Freiherr von Wendt-Papenhausen, den man später als den „sozialsten Adligen Westfalens“ bezeichnete. Auf dessen Schloss Schellenstein wurde die Gründung vorbereitet und am 15. August 1904 in Bigge vollzogen als „Josefs-Gesellschaft – charitativer Verein für Heilung, Pflege und gewerbliche Ausbildung verkrüppelter Personen“.

Die Gründer hatten klare Ziele: Heilung, Erziehung, Pflege, Unterricht und Ausbildung. Keines der Ziele sollte vernachlässigt werden oder zu Lasten der anderen dominieren. Daher fassten sie den Beschluss, Spezialeinrichtungen an mehreren Orten zu errichten. Kurz nach der Gründung der Josefs-Gesellschaft hatte man gut 22.000 Reichsmark aus Spenden zusammen. Das war beachtlich, aber bei Weitem nicht genug. Um überhaupt anzufangen, wurde beschlossen, das Wohnhaus Hoffman an der heutigen Olsberger Hauptstraße zu kaufen. 13.000 Reichsmark hat es gekostet. In ihm entstand das erste „Josefs-Krüppelheim“ für die Ausbildung junger Männer. In einem Anbau wurden Buchdruckerei und -binderei untergebracht.

Bald schon erwies sich das Haus angesichts der großen Nachfrage als viel zu klein. 1906 entstand ein neues Werkstattgebäude. Ausbildung war nun auch im Schuhmacher-, Schneider-, Schlosser-, Drechsler- und im Schreinerhandwerk möglich.

Heinrich Sommer, Conrad von Wendt und allen anderen, die in jenen Jahren Verantwortung für die Josefs-Gesellschaft trugen, war es ein Anliegen, die jungen Männer in einem Handwerk und nur im Ausnahmefall für eine industrielle Tätigkeit auszubilden. Handwerk lässt sich in kleinen Betrieben ausüben, auch zu Hause und mit der Familie. Die Josefs-Gesellschaft wollte, dass die behinderten jungen Leute selbstständig würden, ihre eigenen Betriebe und auch Familien gründeten. Nur wenn es gar nicht anders geht, sollten sie in einer Einrichtung dauerhafte Heimat finden.

Prälat Briefs, der in schwierigster Nazizeit das hessische Antoniushaus der Josefs-Gesellschaft führte, schrieb 1937 über den in Bigge gegründeten Verein: „So entstand ... am mächtigen Baume der katholischen Caritas ein neuer, starker Zweig, der jetzt bereits schöne Früchte zeitigt und zu noch schöneren berechnete Hoffnung gibt.“

Theo Breul





46 | Kreis Höxter

Sicher und geborgen

Das Frauen- und Kinderschutzhaus des Sozialdienstes katholischer Frauen



Bieten traumatisierten Frauen im Kreis Höxter seit 1994 eine Anlaufstelle: Walburga Hennemann, ehemalige Vorsitzende des SkF Warburg, und Geschäftsführerin Gertrud Flore
Foto: Schäfer
Rechte Seite:
Ein Raum für Gespräche
Foto: SkF

■ Von Gewalt betroffenen Frauen Zuflucht und gezielte Hilfe gewähren – das ist das Ziel des Frauen- und Kinderschutzhauses im Kreis Höxter. Doch seine Einrichtung war alles andere als einfach und sorgte zunächst für heftige Diskussionen. Heute kommen rund 40 Frauen und 50 Kinder aus der Region jährlich in die ehemalige Pension, um einen neuen Weg in ein selbstbestimmtes Leben ohne Demütigungen und Gewalt zu finden.

„Bei uns soll bald ein Frauenhaus eröffnet werden, und das von katholischen Frauen, das ist ja einfach unmöglich“, so ent-rüsteten sich viele Bürger voller Unkenntnis, als Anfang der 90er-Jahre bekannt wurde, dass sich der Sozialdienst katholischer Frauen (SkF) Warburg entschlossen hatte, ein Frauenhaus im Kreis Höxter einzurichten. „Da schwirrten doch einige dif-fuse Vorstellungen und Vorurteile in den Köpfen herum, was denn in diesem Frauenhaus tatsächlich passiert“, erinnert sich Walburga Hennemann an die Bedenken.

Doch die damalige Vorsitzende des SkF Warburg hat sich mit ihrem Team nicht beirren lassen. Sie leistete viel Überzeu-gungsarbeit, vor allem um Nachbarn und Anwohnern in der Ortschaft klarzumachen, dass es sich bei der neuen Einrichtung nicht um ein „Freudenhaus“ handelte, sondern um ein notwen-diges Domizil, in dem von Gewalt bedrohte Frauen Zuflucht und ein Zuhause auf Zeit finden können. „Ich denke, es ist uns gelungen, aufzuklären und anschließend erste vorsichtige Kontakte zu knüpfen“, sagt Walburga Hennemann. Inzwischen bestehe zu den meisten Nachbarn ein gutes und freundschaft-liches Verhältnis.

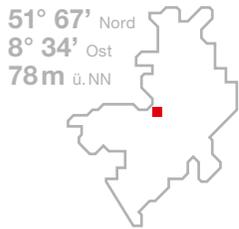
Die Diskussionen, ein Frauen- und Kinderschutzhaus im Kreis Höxter zu eröffnen, gehen bis weit in die 80er-Jahre zu-rück. Kirchliche und politische Frauenverbände hatten sich gemeinsam vehement dafür eingesetzt. „Es war für alle Be-teiligten ein langes Ringen. Der Kreis Höxter war denn auch einer der letzten Kreise in Nordrhein-Westfalen, der ein Frauen-schutzhaus einrichtete“, weiß Walburga Hennemann. Das Haus wurde am 1. September 1994 eröffnet. Der Bedarf war jeden-falls vorhanden. „Eine Insel der Glückseligen war und ist der Kreis Höxter lange schon nicht mehr.“ Häusliche Gewalt gebe es im ländlichen Bereich ebenso häufig wie in den Metropolen.

Der kleine SkF Warburg tat sich wegen des finanziellen Risikos zunächst schwer, die Trägerschaft zu übernehmen. Bei der Entscheidung half die zugesagte Unterstützung des SkF-Diözesanvorstandes sowie des Diözesan-Caritasverbandes. Als geeignete Immobilie erwies sich eine ehemalige Pension mitten im Wohngebiet eines Ortes im Kreis Höxter, der unge-nannt bleiben soll. „Das erwies sich wirklich als Glücksfall, denn auf diese Weise waren bereits Zimmer, teilweise mit Bä-dern, für die Frauen und ihre Kinder vorhanden“, sagt Gertrud Flore, Geschäftsführerin des SkF Warburg. Nichtsdestotrotz standen in den ersten Monaten umfangreiche Aufräum- und Reinigungsarbeiten an. Heute kümmern sich vier hauptamtliche Mitarbeiterinnen um die Sorgen und Nöte von bis zu acht Frauen mit ihren Kindern.

Zu Gast sind Frauen, die Angst haben um sich und um ihre Kinder. Frauen, die traumatisiert sind und für die das eige-ne Zuhause zu einem gefährlichen Ort geworden ist. So wie für Miriam, 30 Jahre alt, die mit ihrem einjährigen Kind vom Lebenspartner in Gefangenschaft gehalten wurde. Sie musste einen minutengenauen Tagesplan einhalten, wurde mehrmals täglich kontrolliert und durfte niemanden nach Hause ein-laden. Schließlich erklärte sie der Partner für psychisch krank, misshandelte und schlug sie. „Viele haben nach Gewalt und Terror kein Selbstwertgefühl mehr, können ihren Alltag nicht allein bewältigen, sind mit den einfachsten Dingen überfor-dert“, sagt Gertrud Flore. Erst im Frauenhaus lernte Miriam, wieder Grundvertrauen zu fassen, Erlebtes zu verarbeiten und die weitere Zukunft selbstbestimmt zu gestalten.

Martina Schäfer





47 | Lippstadt

Von Breslau nach Westfalen

Der Weg der Hedwigsschwestern

■ 52 Jahre lang waren Hedwigsschwestern aus Schlesien im Erzbistum Paderborn tätig. 1947 aus Breslau und Niederschlesien ausgewiesen, fanden sie zunächst Zuflucht im Schloss Körtlinghausen bei Rüthen-Kallenhardt (vgl. Seite 32). Zusammen mit den Schwestern kamen die von ihnen betreuten Waisenkinder aus den Kinderheimen in Breslau, Steinseifersdorf und Wartha. Später war sogar noch ein Altenheim im Schloss untergebracht. Es mangelt an Platz und hygienischen Einrichtungen.

Manche Räume mussten täglich umgeräumt werden, z. B. als Speiseraum, als Schulzimmer und am Nachmittag als Aufenthaltsraum. Fast 100 Kinder und rund 40 alte Männer lebten im Schloss. Da für die Kinder kein Pflegegeld gezahlt wurde, waren die Schwestern gezwungen, in Warstein, Lippstadt und Umgebung betteln zu gehen. Viele umliegende Bauern unterstützten die Schwestern mit Lebensmitteln, später setzte sich auch der Caritasverband ein. Ebenso fehlte es an Kleidung, Wäsche, Geschirr und anderer Küchenausstattung.

1948 wurde den Schwestern das Schloss Overhagen bei Lippstadt als Kinderheim zur Verfügung gestellt. Die Schwestern erteilten Schulunterricht im Schloss und in der benachbarten kleinen Schlosskapelle. Mit der Zeit

wurde das Kinderheim St. Hedwig, so der neue Name, von den Behörden anerkannt. Für die Einrichtung wurde Pflegegeld gezahlt, und sie unterstand der Heimaufsicht. In den 50er-Jahren legte man den Schwestern nahe, ein neues Kinderheim zu bauen. Die Schwestern erwarben daraufhin ein Grundstück im Süden der Stadt Lippstadt. Innerhalb eines Jahres entstand dort 1958/1959 ein neues Kinderheim mit Grund- und Hauptschule. Am 24. Juni 1959 fand die Einweihung durch Erzbischof Lorenz Jaeger statt. 1976 folgte ein Erweiterungsbau mit einer großen Turnhalle, einem Schulgebäude mit entsprechenden Fachklassen.

Das Kinderheim wurde ein Heim der öffentlichen Erziehung, die Schule wurde zur Sonderschule für Erziehungshilfe

mit Grund- und Hauptschule sowie mit einer Vorklasse. Später wurden drei Tagesgruppen eingerichtet. Die Kinder dieser Gruppen besuchten die Sonderschule für Erziehungshilfe und wurden am Nachmittag in den Tagesgruppen betreut. Ab 1987 zeichnete sich ein deutlicher Rückgang der Heimbelegung ab; auch die Zahl der tätigen Schwestern ging zurück. Die Ordensleitung beschloss die Schließung des Heimes und der Schule. 1999 beendeten schließlich die Hedwigsschwestern ihr segensreiches Wirken in Westfalen und gingen zunächst alle in das Mutterhaus nach Berlin.

Sr. Lucia Langer



Das Kinderheim St. Hedwig in Lippstadt (1959 bis 1999)
Fotos: Hedwigsschwestern

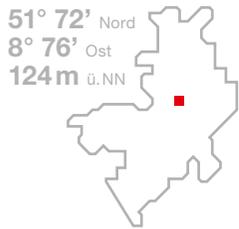
Eingemachtes und Butterbrote: Anekdoten

Eine sehr alte Schwester, die durch Flucht, Vertreibung und mehrere Umzüge einfach nicht zur Ruhe kam, traute den alten Schlössern nicht mehr und äußerte die Bitte, man möge sie beim Umzug von Overhagen nach Lippstadt bitte zuerst aus dem Haus lassen, falls hinter ihr die Schlossstreppe nicht mehr halten und einstürzen würde. Die Bitte wurde gewährt.

Mit der Sprache gab es für die aus Schlesien stammenden Schwestern viele Missverständnisse. Im Sommer kochten die Frauen viel ein und erzählten der Krankenschwester, sie hätten den ganzen Tag „eingemacht“. Darauf gab die Schwester ihnen den Rat, Blasentee zu trinken und das Bett zu hüten ... Unter „Nachtpolter“ konnten sich die Schwestern nichts vorstellen, sie meinten, nachts habe Ruhe zu herrschen. Die Begriffe „Aufnehmer, Spültuch, Spülbecken“ waren total fremd. Ein Butterbrot war unverschämt – da will jemand ein ganzes Brot und ein Stück Butter!

Im neuen Zuhause in Lippstadt wurden wir jungen Schwestern in die erste Bank eingewiesen, obwohl diese nicht befestigt war. Nach dem Sanctus gab es einen furchtbaren Knall, die ganze Bank mit fünf Schwestern flog um, alles lag am Boden, und keiner konnte mehr aufstehen – das hatte man davon, uns einfach in die erste Bank zu schicken. Am nächsten Tag ab in die zweite Bank!





48 | Paderborn

Im Visier der braunen Machthaber

Das Tagebuch von Rudolf Dietrich – ein Dokument über Caritasarbeit in der Nazi-Diktatur



Dr. Rudolf Dietrich (1907 – 1966) aus Halle (Saale). Nach dem Theologiestudium wurde er 1932 zum Priester geweiht. 1937 bis 1954 war er Diözesan-Caritasdirektor, ab 1948 auch

Dozent für Caritaswissenschaften. 1954 wurde er Direktor des Theologenkonviktes Leoninum. 1958 wechselte er ins Bistum Essen, wo er Vorsitzender des neuen Diözesan-Caritasverbandes wurde. Er starb 1966. Sein Grab befindet sich auf dem Kapiteelfriedhof an der Essener Münsterkirche.

Fotos: Archiv Diözesan-Caritasverband (oben), Christoph Grätz (Mitte)

Rechte Seite: Das Tagebuch des Diözesan-Caritasdirektors: Unter dem 8. Mai 1945 ist eine Besprechung in Verne und Salzkotten eingetragen. Foto: Markus Jonas

■ Er war gerade 30 Jahre alt, als er am 14. April 1937 zum Diözesan-Caritasdirektor ernannt wurde: Rudolf Dietrich, bislang Pfarrvikar von Küstelberg im Hochsauerland, war der dritte Direktor seit Gründung des Verbandes.

Der neue Caritasdirektor führte ab Januar 1938 genau Buch über Zeit, Ort und Tätigkeiten seiner eigenen Person wie auch der von Domkapitular Braekling (des Verbandsvorsitzenden) im Dienste des Diözesan-Caritasverbandes Paderborn. Die Eintragungen belegen ein kaum glaubliches Pensum an Dienstreisen, Sitzungen, Vorstands- und Einzelgesprächen im weiten Gebiet des Erzbistums. (...) Die später von anderer Hand summarisch aufgezeichneten Konflikte Dietrichs mit den braunen Machthabern werfen genügend Licht auf den Schwierigkeitsgrad seiner Amtsjahre von 1937 bis zum Ende der Gewaltherrschaft 1945. „Mehrere Verhöre bei der Gestapo wegen Verbreitung von Hetzschriften“ – so beginnt sein „Sündenregister“ – „mehrere Verhöre wegen Ausfragung nach Namen von Vereinsvorständen. Verwarnungen durch die Gestapo. Eine telegraphische Verwarnung durch SS-Obergruppenführer Heydrich.“

Im Tagebuch des DiCV-Direktors dieser Jahre sind die Daten für März und April 1942 von anderer Hand, wahrscheinlich der Braeklings, eingetragen. Sie beginnen mit „Verhaftung von Dr. Dietrich am 10. März und enden mit dem Vermerk „Dietrich aus der Haft entlassen“ am 29. April 1942. Über den Haftgrund machen sie keinerlei Andeutungen. Angeblich hatte sich Dietrich kritisch zur Wehr-

machtsseelsorge geäußert, was damals leicht zur Anklage wegen Wehrzersetzung reichen konnte.

Unter dem 15. September 1944 steht im DiCV-Tagebuch: „Bergkamen. Informationsbesuch nach dem Luftangriff. Kirche, Pfarrhaus und Schwesternhaus zerstört. Vier Schwestern tot. Reliquien aus dem Altar entnommen und mit nach Paderborn genommen.“ Ähnlich sah es in vielen Teilen des Bistums aus. Nicht nur Kirchen, Schulen und Kindergärten lagen in Trümmern, sondern ebenso Kranken- und Waisenhäuser. Als sich die Lage auch für die Bischofsstadt bedrohlich zuspitzte, schrieb Dietrich am 13. Oktober 1944: „Besprechung mit Bibliothekar Dr. Honselmann wegen Überführung der Caritas-Bibliothek in die Akademische Bibliothek.“ Bereits anderntags, am 14. Oktober, kapitulierte er: „Notierung nicht mehr im Einzelnen möglich!“ Der Caritasdirektor fügte erklärend hinzu: „Von jetzt ab täglich zahlreiche Besuche von Kölner und Aachener Flüchtlingen, Schwestern, Geistlichen etc.“ Je näher die Front kam, umso kürzer wurden die täglichen Notizen. Das Sekretariat des Diözesan-Caritasverbandes musste schon nach dem Bombenangriff vom 26. März nach Haus Widey bei Salzkotten verlegt werden. Das Ende des Krieges hielt der Direktor in zwei Daten fest: „Zerstörung Paderborns. Büro total ausgebrannt“ am 27. März 1945 und „Einzug der Amerikaner in Paderborn“ am 1. April 1945. Es war der Ostersonntag.



Aus: Brandt / Hengst, Der Caritasverband für das Erzbistum Paderborn in Geschichte und Gegenwart, Paderborn 1994

25. 4. 45.

haut.

Kune: Arb. Bespr. mit Bracke: Dick.

4. 5. 45.

Padb. Bespr. mit P. Khald-Kagen O.F.H.
über Einrichtung von Volkshäusern. Dick, #.

5. 5. 45.

Kaasen u. Klein u. Oesdorf: Verhütung
von Kollekten f. Kagen: P. Khald etc, Dick.

6. 5. 45.

Leipzig:
als

Wahlberg, Bespr. der lfd. Gefäße
im Danienanum. Sit. Erk. etc beim Anfang.
Dick

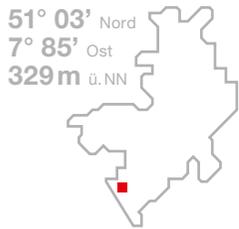
8. 5. 45.

Kune u. Salzh. Arb. Bespr. mit Bracke: Lilla: Dick

in f. d. d.

9. 4. 45.

Bericht gg. I. u. a. R. Wlagom Bosenholz
Bericht gg. der Richter fontainen mit
fr Zapfen u. Wingern. in O.F.H.: Dick



49 | Olpe

Ein Ort zum Lachen und Trauern

Das Olper Kinder- und Jugendhospiz Balthasar war das erste seiner Art in Deutschland

■ „Weißt du was? Im Himmel trägt man Hausschuhe!“ Solche Sätze hört man oft im Kinderhospiz Balthasar in Olpe – ausgesprochen zwischen Spielen im Bällchenbad oder zwischen Kuschneln und Vorlesen. Es sind die Gäste, die diese weisen Ansichten entdecken und so ihren Hoffnungen und Ängsten Ausdruck verleihen. Die Gäste – das sind unheilbar kranke Kinder und Jugendliche mit stark verkürzter Lebenserwartung.

Seit über 15 Jahren gibt es das Kinderhospiz im Sauerland. Als es 1998 eröffnet wurde, war es das erste seiner Art in Deutschland. In unmittelbarer Anbindung an das Kinderhospiz wurde im Januar 2009 auch Deutschlands erstes Hospiz für Jugendliche und junge Erwachsene, das Jugendhospiz Balthasar, gegründet. Träger beider Einrichtungen ist die Gemeinnützige Gesellschaft der Franziskanerinnen zu Olpe mbH (GFO).



Das Kinder- und Jugendhospiz Balthasar war das erste seiner Art in Deutschland.
Foto: René Traut
Rechte Seite: Klinikclown Lulu bringt die Kinder im Hospiz Balthasar zum Lachen.
Foto: Kathrin Menke

Anders als in Erwachsenen- hospizen wird im Kinder- und Jugendhospiz Balthasar immer die ganze Familie ab der Diagnose der lebensverkürzenden Erkrankung betreut. Für mehrere Wochen im Jahr wird „Balthasar“ zu einem zweiten Zuhause für die erkrankten Kinder und Jugendlichen, ihre Eltern und Geschwister.

Die Krankheiten der Kinder und Jugendlichen sind überwiegend angeboren. Sie betreffen den Stoffwechsel, die Muskulatur, das Nervensystem oder das Gehirn. Die meisten von ihnen haben einen über Jahre fortschreitenden Verlauf. In dieser Zeit verlieren die Kinder und Jugendlichen immer mehr Fähigkeiten.

„Die Familien sind oft den defizitären Blick der Ärzte gewöhnt. Im Krankenhaus wird nach den Symptomen geschaut, danach, was alles nicht funktioniert. Doch bei dieser Sichtweise wird viel zu oft vergessen, dass die Kinder nicht nur krank sind. Sie sind zuallererst auch noch Kind. Und sie haben ein Recht auf ihre Kindheit und auf Normalität“, sagt Rüdiger Barth, Leiter des Kinder- und Jugendhospizes. Im „Balthasar“ liege das Au-

genmerk daher nicht auf dem Verlorenen. „Bei jedem Aufenthalt schauen wir aufs Neue, was den Kindern und Jugendlichen an Möglichkeiten bleibt. Was können sie noch? Welche Wünsche und Bedürfnisse haben sie? Was macht ihnen Spaß? Lebensqualität zu schenken und zu erhalten ist das oberste Ziel.“

So gibt es einen Snoezelenraum, behindertengerechte Spielgeräte und ein Bällebad. Wöchentlich kommen Klinik-Clowns, Therapiehunde und die Musiktherapeutin. Es geht bunt und fröhlich zu, und es sind die Kinder selbst, die vor Lebensfreude sprühen. „Kinder haben die beeindruckende Fähigkeit, Dinge anzunehmen“, erklärt Rüdiger Barth. „Sie kennen sich ja oft gar nicht anders, weil sie die Krankheit schon als ganz kleines Kind bekommen haben.“ Schnell tritt so die Krankheit in den Hintergrund und das Leben in den Vordergrund.

Weil die Versorgung des Kindes geregelt ist, können auch die Eltern das Leben noch einmal ganz anders genießen. Sie haben endlich Zeit für sich, den Partner und die gesunden Geschwisterkinder. Außerdem haben sie Muße, Schönes mit ihrem kranken Kind zu erleben. In den Arm nehmen, kuscheln, vorlesen – all das bleibt sonst im Alltag auf der Strecke, weil die Pflege des Kindes so viel Raum einnimmt.

Die Atmosphäre im Hospiz ändert sich jedoch sofort, wenn es einem Kind schlechter geht. In der letzten Lebensphase können die Familien zu jeder Zeit im Haus sein. Nach dem Tod des Kindes steht ihnen der Abschiedsbereich zur Verfügung, der persönlich gestaltet werden kann. Windräder im Garten tragen die Namen der verstorbenen Kinder, Hand- und Fußabdrücke im Eingangsbereich hinterlassen echte Spuren, in denen die Kinder weiterleben. Das Hospiz bleibt eine Anlaufstelle für die Familien – so lange, wie es gebraucht wird.

Leider wird die Kinder- und Jugendhospizarbeit nur zu 30 Prozent von den Kostenträgern übernommen, 70 Prozent tragen sich durch Spenden. Um Eltern und Geschwister betreuen und den erkrankten Kindern Zusatzangebote wie schmerztherapeutische Beratung oder Musiktherapie bieten zu können, müssen jedes Jahr etwa 1,2 Millionen Euro durch Zuwendungen von Dritten aufgebracht werden.

Nicole Binnewitt | www.kinderhospiz-balthasar.de



51° 67' Nord
7° 82' Ost
64 m ü. NN



50 | Hamm

Vom Kinder- zum Altenheim

Eine Glocke begleitete manche Menschen ein Leben lang

■ Es sind oft die kleinen Dinge, die eine Erinnerung wachhalten, zu Zeugen vergangener Zeiten werden und Brücken über Generationen schlagen. Wer heute durch den Haupteingang das Caritas-Alten- und Pflegeheim St. Vinzenz-Vorsterhausen in Hamm betritt, geht zuvor an einem Glockenturm vorbei. Hinter einer Holzverkleidung verbirgt sich eine alte Glocke, deren Klang jahrzehntelang die Menschen im Hammer Westen begleitete. Waisenkinder und heimatlose Jugendliche rief sie zum gemeinsamen Gebet. „Alte Unterlagen lassen darauf schließen, dass die Glocke ab 1906 im Kinderheim Vorsterhausen läutete“, berichtet Alfons Wegener, Archivar in der ehemaligen Kirchengemeinde St. Josef, heute St. Laurentius.

Das im Jahr 1887 von der Kirchengemeinde St. Josef in einer Gutsvilla an der Wilhelmstraße eingerichtete und von Vinzentinerinnen geführte Waisenhaus wurde zu jener Zeit

durch einen Neubau mit einer geräumigen Kapelle erweitert. „Die Glocke bekam in einem Dachreiter ihren Platz.“ Das geht aus den alten Bauzeichnungen hervor. Während des Zweiten Weltkrieges wurde das Waisenhaus wegen der starken Bombardierung Hamms evakuiert. Als die Kirche St. Josef bei einem Luftangriff völlig zerstört wurde, rief die Glocke die Gläubigen der Gemeinde in die Kapelle zum Gottesdienst. Daran kann sich Irmgard Fatheuer noch gut erinnern. „Ich ging damals mit meiner Familie dorthin“, erzählt sie. „Es grenzt schon an ein Wunder, dass die Kapelle nicht auch zerstört wurde.“ 1945 kehrten die Vinzentinerinnen mit ihren Schützlingen zurück. Ein weiterer Anbau wurde 1959 fertiggestellt. Wann genau der Dachreiter abgebaut wurde, die Glocke ihren Platz verlor und ihr Klang verstummte, lässt sich anhand der vorhandenen Unterlagen nicht mehr genau nachvollziehen.

„Sie stand später im Eingang des Kinderheimes“, weiß Irmgard Fatheuer. Als aktives Mitglied in der Kirchengemeinde half sie lange Jahre auch als Ehrenamtliche bei der Betreuung der Waisenkinder mit. „Ich habe im Winter immer meine Mütze und meinen Schal auf die Glocke gelegt.“ Heute ist sie Mitorganisatorin von Ehemaligentreffen für die inzwischen erwachsenen Kinder, die einst in Vorsterhausen zu Hause waren.

Mitte der 1960er-Jahre stürzte der Nachwuchsmangel bei den Vinzentinerinnen das Kinderheim in eine Krise. 1975 erfolgte die Abberufung der letzten Ordensschwester. Die Einstellung freier Erzieher und Hilfskräfte mit ordentlichen Arbeitsverträgen warf die Frage nach der Rentabilität auf. Hinzu kamen die veränderten gesetzlichen Forderungen zur baulichen wie zur pädagogischen Konzeption.

Eine neue Ära begann am 1. April 1980 mit der Übernahme des Kinderheimes durch den Caritasverband Hamm. 1983 fiel die Entscheidung für einen Neubau an der Langen Straße. Die Gemeinde St. Josef stiftete dazu den benötigten Baugrund. Bis 1984 wurden Teile des Kinderheimes noch von der Jugendwerkstatt des Caritasverbandes genutzt, bevor das Gebäude Mitte 1985 abgerissen wurde. Mit dem Abriss verschwand nicht nur ein „Herzstück“ im Hammer Westen, sondern auch die Glocke. Über Jahre geriet sie in Vergessenheit, bis sie im Kirchenkeller wiedergefunden wurde und an ihren Ursprungsort zurückkehrte. Heute hängt sie in einem gestifteten Glockenturm vor dem Caritas-Alten- und Pflegeheim St. Vinzenz-Vorsterhausen, das 1997 auf dem früheren Gelände des Waisenhauses Vorsterhausen errichtet wurde.

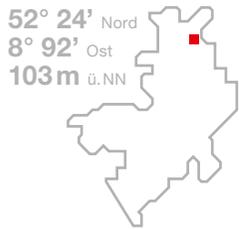
„Diese Glocke hat sozusagen die Menschen, die Hilfe brauchten und sie bei Kirche und Caritas fanden, immer begleitet“, sagt der Reiner Holtmann, Abteilungsleiter der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe des Caritasverbandes Hamm. Er ist sich sicher: „Auch heute ist dieser Ort noch eine Bündelung des caritativen Wirkens – mit dem Kindergarten der katholischen Kirchengemeinde, dem Wohnhaus Vorsterhausen und dem Altenheim St. Vinzenz.“

Elisabeth Plamper

Manche Menschen in Hamm hat diese Glocke von ihrer Zeit im Waisenhaus bis ins Altenheim begleitet. Rechte Seite: 1887 richtete die Kirchengemeinde St. Josef in Hamm in einer Gutsvilla an der Wilhelmstraße ein Waisenhaus ein, das die Vinzentinerinnen führten. Fotos: Caritasverband Hamm







51 | Porta Westfalica

„Unrecht kann ich nicht ertragen“

Marianne Domke hat sich ein Leben lang für Mitmenschen engagiert

■ Einmal ging es um Leben und Tod. In ihrer Verzweiflung hatte eine Frau bei Marianne Domke angerufen. Der alleinstehenden Mutter drohte die Zwangsäumung. Sie wollte mit ihrem Sohn aus dem Leben scheiden. „Bitte tun Sie das nicht“, sagte Marianne Domke. „Ich habe Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, damit die Zwangsäumung nicht stattfand und die Frau ein Darlehn bekam“, erinnert sich die ehemalige Vorsitzende der Caritas-Konferenz aus Porta Westfalica (Kreis Minden-Lübbecke) heute, über 30 Jahre danach. „Die Sache ist richtig gut ausgegangen. Sie hat wieder geheiratet.“ Marianne Domke arbeitet seit mehr als 50 Jahren ehrenamtlich. „Unrecht kann ich nicht ertragen“, sagt sie. „Und am schönsten ist es, Familien mit Kindern zu helfen.“

Als Marianne Domke noch Vorsitzende der Caritas-Konferenz in der Kirchengemeinde St. Walburga in Porta Westfalica war, hat sie ihre Stunden einmal gezählt: In dem Jahr waren es 1815. Im Alter will sie „ein bisschen kürzer treten“. Für den Seniorenbeirat des Ortes, ihr letztes Ehrenamt, wo sie seit der Gründung Mitglied war, stand Domke nicht mehr zur Wahl. Weitermachen möchte sie mit der prämierten „Zeitzeugen“-

Reihe des Seniorenbeirats. Zu wichtig ist ihr diese Aufgabe. Zeitzeugen sterben aus, verstummen dürfen sie nicht. Wenn Marianne Domke Schülern erzählt, wie ein SS-Mann während der Novemberpogrome des Jahres 1938 einer schwangeren Jüdin mitten in Hausberge in den Bauch getreten hat, wird es still im Klassenraum.

Im Jahr 1998 hat die Portanerin das Bundesverdienstkreuz erhalten und könnte stolz auf sich sein. Ist sie aber nicht. „Stolz bin ich auf meine Kinder. Für meine Arbeit bin ich dankbar.“ An Geld verschwendet sie kaum einen Gedanken. „Ich war nie materiell eingestellt und bin zufrieden mit dem, was ich habe“, erzählt die ausgebildete Modistin, die in den 1960er-Jahren eigentlich wieder arbeiten wollte, weil ihr ein Ausgleich zu Haushalt und Kindererziehung fehlte. Dann kam ein Angebot, das sie nicht ablehnen konnte: Der Pastor selbst hatte sie für eine Caritas-Konferenz ausgewählt, die im Sommer 1963 in St. Walburga gegründet werden sollte. Zunächst wurde Marianne Domke zur Schriftführerin gewählt, ihr erstes Ehrenamt. Drei Wochen später war sie kommissarische Vorsitzende, im April 1964 auch offiziell die Chefin – und das bis 1998.

Vor allem durch ihre Initiative fanden Kinder, Mütter und Senioren Erholung in Freizeiten oder Kuren. Überdies war die Caritas-Konferenz Trägerin des ersten Seniorenklubs im Bereich Porta Westfalica. Und wer übernahm die Leitung? Genau. „Ich bin keine Frömmlerin“, sagt sie. „Aber ich lebe meinen Glauben.“ Nicht reden – handeln: In den 1970er-Jahren betreute Marianne Domke Asylbewerber und polnische Spätaussiedler. Als 1988 weitere Aussiedler kamen, kümmerte sie sich erneut um die Betreuung und organisierte Sachspenden. Jahrelang saß Domke in den Sozialausschüssen von Stadt und Kreis, acht Jahre lang war sie Jugendschöffin beim Amtsgericht in Minden, zwölf Jahre im Pfarrgemeinderat, lange im Arbeitskreis der städtischen Seniorenklubs.

Und warum das alles? Weil Marianne Domke als Kind selbst Not erfahren hat, weil sie das Gute in den Menschen sieht, weil sie dankbar ist, „wie gut ich es hatte“. Und weil es ihr einfach „ein gutes Gefühl“ gibt.

Stefan Lyrath

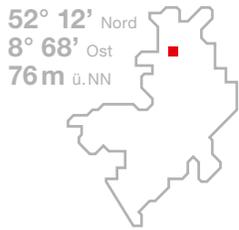
Am alten Taufstein vor der Kirche St. Walburga in Porta Westfalica-Hausberge: Marianne Domke (rechts) und Eleonore Block, eine ihrer Nachfolgerinnen im Vorstand der dortigen Caritas-Konferenz. Als Baby ist Marianne Domke selbst darin getauft worden.

Rechte Seite:

Am Gartenteich liest Marianne Domke in der 1965 gekauften Familienbibel. Die Chronik darin beginnt im Jahr 1898 und wird von ihren Kindern fortgeschrieben. Fotos: Stefan Lyrath







52 | Herford

Als der Brotbelag kostbarer als Geld war

1945/46: Vikar Heinrich Strüver organisiert die Hilfe für Evakuierte und Vertriebene



Heinrich Strüver, von 1954 bis 1967 Paderborner Diözesan-Caritasdirektor, kam 1944 auf Bitten des Kölner Kardinals Frings aus dem Rheinland nach Herford, um dort die Seelsorge für die aus dem Raum Aachen evakuierten Katholiken zu übernehmen. Rechte Seite: Vertriebene aus Schlesien bei ihrer Ankunft im Durchgangslager Elverdissen, das in der Textilfabrik Ahlers eingerichtet worden war. Fotos aus: Hermann Stell, Vertreibung, Not und helfende Hände, Herford 1991

■ Ende September und Anfang Oktober 1944, als nach dem Zusammenbruch der Westfront die Alliierten in den Aachener Raum vorstießen, wurden (viele) Bewohner ... der Stadt Aachen und aus den umliegenden gefährdeten Ortschaften in den Kreis Herford evakuiert.

Zur gleichen Zeit endete auch meine Seelsorgetätigkeit für die katholischen deutschen Gemeinden in Antwerpen und Brüssel. Der für mich in der Auslandstätigkeit zuständige Kardinal von Köln, bei dem ich mich zurückmeldete, bat mich, die Seelsorge für die Evakuierten zu übernehmen. So traf ich am 8. Oktober 1944 in Herford ein und wirkte zugleich als Vikar an der katholischen Pfarrkirche St. Johannes Baptist.

Am zweiten Ostertag 1945 ging für uns in Herford der Krieg zu Ende. Die Evakuierten drängten nun nach Hause und waren bereit, den langen Rückweg zu Fuß zurückzulegen. Einige hatten sich bereits einen Bollerwagen besorgt. Ich konnte sie zurückhalten. Ich besorgte mir vom amerikanischen Kommandanten einen Passierschein, um das Heimatgebiet aufzusuchen und das Ausmaß der Zerstörungen, die Wohn- und Existenzmöglichkeiten zu erkunden. Der Kommandant war an meiner Reise interessiert. So erhielt ich wohl den ersten Passierschein über den Bereich des Kreises Herford hinaus.

Ich fuhr mit dem Fahrrad in das Aachener Gebiet. Da ich von allen die Namen und die Heimatadressen besaß, besuchte ich alle Ortschaften, besuchte die schon provisorisch eingesetzten Bürgermeister, Landräte, besichtigte die Wohnungen. Nach zehn Tagen war ich wieder in Herford und brachte für alle wertvolle Informationen mit. Von nun an saß ich neben meiner seelsorglichen Arbeit ... täglich im Kreishaus, um die Rückführung der Evakuierten zu organisieren.

Es wurden Antragsformulare und Passierscheine gedruckt, die der Kommandant nur unterschrieb, wenn der Antrag von mir persönlich abgezeichnet war. Alle Abteilungen im Kreishaus, die noch nicht voll tätig waren, arbeiteten für die Rückführungsabteilung. Als sich das herumgesprochen hatte, gab es einen Ansturm von Antragsstellern. Täglich bildeten sich Menschenschlangen vor dem Kreishaus, so dass die Polizei Ordnung halten musste.

Das Transportproblem machte die größten Sorgen. In Schwarzenmoor war ein aus Berlin geflüchtetes Transportunternehmen eingetroffen mit mehreren Lkw. Sie wurden zu laufenden Fahrten nach Aachen eingesetzt. ... Von Mai bis August dauerte diese Aktion. Es dürften mehr als 30 000 Menschen gewesen sein, die auf diese Weise ordnungsgemäß zurückgeführt wurden, bis dann auch wieder reguläre Züge fahren konnten.

Pfarrer Hoffmann übertrug mir die Aufgabe, die Pfarrcaritasarbeit aufzubauen. 60 Frauen aus unserer Gemeinde gewann ich für die ehrenamtliche Mitarbeit ... So waren wir, ohne es voraussehen zu können, gerüstet für das neue Problem, das auf Stadt und Kreis Herford und auf uns zukam: die Aufnahme der Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten. Im Frühjahr 1946 kamen die ersten Transporte an. Sie wurden über den Bahnhof Bünde geleitet, der ebenerdig angelegt ist. Es zeigte sich an, dass die der Stadt und dem Kreis Herford zugeteilten Vertriebenen fast ganz aus den katholischen Gebieten Schlesiens kamen, vornehmlich aus der Grafschaft Glatz. So waren wir erneut angesprochen, uns um diese Menschen zu kümmern.

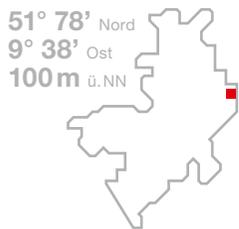
Ich wurde jedes Mal zeitig verständigt, wenn ein Transport angesagt war, holte einige unserer Caritasfrauen zusammen, fuhren nach Bünde und halfen den erschöpften Menschen beim Aussteigen und Aufsteigen auf die bereitstehenden Lkw, die sie in das Durchgangslager Elverdissen brachten, das in der Fabrik Ahlers eingerichtet worden war. Dort halfen wir, so gut wir konnten, manchmal bis in die späte Nacht hinein, wenn ein Transport abends eintraf. Die Kaltverpflegung der vielen Menschen machte dem Lagerleiter, Herrn Emmerich, große Sorgen. Der Brotbelag, Butter, Fleisch- und Wurstaufschnitt, war kostbarer damals als Geld.

Heinrich Strüver (1911 – 1995)

Diözesan-Caritasdirektor von 1954 bis 1967

Auszüge aus einem Bericht an den Caritasverband für die Stadt und den Kreis Herford aus dem Jahr 1984





53 | Höxter

Ich habe eine ganz heillose Angst vor Höxter ...

130 Jahre lang sorgen Schwestern der Christlichen Liebe für Beheimatung und Bildung



1980 kam für das Kinderheim das Aus: Bis 1990 wurden dann im Haus Nazareth Pflegekräfte in einer Pflegevorschule ausgebildet.
Rechte Seite: Eine der frühesten Ansichten des Hauses Nazareth
Fotos: Archiv Schwestern der Christlichen Liebe

■ „Ich habe eine ganz heillose Angst vor Höxter“, schreibt Mutter Pauline von Mallinckrodt im Jahr 1860. Drei Schwestern ihres Ordens hatten Haus Nazareth mit 47 Kindern übernommen, einige von ihnen als Vollwaisen. Zu dieser Zeit ziehen sich die Salesianerinnen, die das Haus seit sieben Jahren geführt hatten, aus Höxter zurück. Mutter Pauline steht vor großen Aufgaben und ähnlich großen Schulden. Sie sind der Grund für ihre „heillose Angst“.

Lange befassen kann sie sich mit dieser Angst nicht, denn die Kinder brauchen sie. Sie weiß, gerade „die Lumpigsten“ brauchen besonders viel Liebe. Gott trage jedes in seinem Herzen. „Trag du es auch darin, ... vielleicht wird eben deine Liebe es gewinnen.“ Wie sich zeigen sollte, war diese Motivation bitter nötig, denn mit Haus Nazareth ging es in allen Jahren auf und ab. Ein Beispiel geradezu, wie Caritasarbeit sich immer wieder neuen Bedingungen und wirtschaftlichen Erfordernissen anzupassen hat.

Um der wirtschaftlichen Not in Höxter zu begegnen, wird mit Zustimmung des Bischofs Konrad Martin in mehreren Diözesen Geld gesammelt; die Schwestern unternehmen Bettefahrten bis nach Frankreich. Immer wieder müssen sie neue Finanzierungen sondieren.

1861 erhalten sie die Erlaubnis zur Übernahme der höheren Töchterschule. 1868 werden die Elementar-Mädchenschule, die höhere Töchterschule sowie die Handarbeitsschule in einem neuen Gebäudetrakt untergebracht. In dieser Zeit leben im Haus Nazareth 50 Kinder und 14 Schwestern. Mutter Pauline schreibt von „Gedeihen und Aufblühen“.

Die Freude währt nicht lange, der „Kulturkampf“ gegen die katholische Kirche beginnt. 1873 untersagt die Regierung den Schwestern zunächst den Unterricht in den Elementar-Mädchenklassen. Zum 1. Juli 1877 will der

Staat das komplette Haus Nazareth schließen. Mutter Pauline gelingt es, eine Verwandte, Freifrau Auguste von Metternich, zu überzeugen, das Haus zu leiten und mit einigen Laienkräften weiterzuführen. Der Staat akzeptiert dies. Nur noch sieben Schwestern bleiben in Höxter zurück, verrichten heimlich ihren Dienst; in der Öffentlichkeit dürfen sie sich nicht mit den Kindern sehen lassen. 1878 werden dem Haus Militär-Waisen zugewiesen, es wird zur katholischen Abteilung des evangelischen Militär-Waisenhauses in Potsdam.

Erst 1887, nach dem Ende des „Kulturkampfes“, dürfen die Schwestern wieder die Leitung des Hauses übernehmen. Seit 1914 nehmen sie vor allem Eisenbahner-Waisen und Waisen der Arbeiter-Pensionskasse auf. 1927 wird eine private Haushaltungsschule eröffnet. In der Nazizeit setzen neue Restriktionen ein: Die Reichsbahn-Waisen und die Militär-Waisen werden verlegt. Nur wenige Kinder dürfen in Höxter verbleiben; auf das Pflegegeld müssen die Schwestern jedoch verzichten.

Nach dem Krieg unternehmen die Schwestern vielfältige Bemühungen, das schulische Leben wieder aufzubauen: Im November 1945 beginnen der Unterricht der Volksschule und der Internatsbetrieb für Jungen. 1967 wird alles wegen neuer Schulgesetze wieder aufgegeben, ebenso die einjährige Haushaltungsschule, die 1946 eröffnet worden war. Nur bis 1957 hält sich die Frauenfachschule. Die 1951 errichtete Fachschule für Wirtschaftlerinnen wird 1966 in die ordenseigene Marienschule nach Lippstadt verlegt. 1963 eröffnet eine Pflegevorschule mit 50 Plätzen; sie besteht bis 1990.

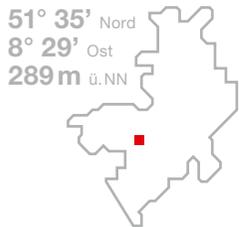
1968 entsteht das neue Kinderheim Haus Nazareth mit 90 Plätzen. Doch 1980 kommt auch für diesen Teil der Gesamteinrichtung das Aus. Das Heim wird aufgelöst; Teile davon führt der Verein für Jugendhilfe an anderer Stelle weiter. Bis Juni 1990 führen die Schwestern noch die Pflegevorschule, und bis Ende 1990 werden junge Aussiedlerinnen betreut.

Am 19. Januar 1991 verlässt der Konvent endgültig das Haus Nazareth, „schweren Herzens“, wie in der Chronik zu lesen ist. Es endet eine Aufgabe, mit der Mutter Pauline vor 130 Jahren begonnen hat.

Theo Breul







54 | Meschede

Von heiligen Händen

Nachfahrin stiftet 800 Jahre alte Stickerei der heiligen Elisabeth

■ Wer kann schon in seinem Stammbaum eine Heilige nachweisen? Keine Geringere als die heilige Elisabeth von Thüringen zählt die ehemalige langjährige Vorsitzende der Caritas-Konferenzen im Erzbistum Paderborn, Elisabeth Freifrau von Lüninck, zu ihren Vorfahren. Dafür gibt es einen ganz besonderen Beleg: eine Stickerei aus den Händen der großen Caritas-Heiligen. Fast 800 Jahre, über 23 Generationen hinweg, wurde diese kostbare Stoffreliquie verwahrt und weitergegeben. Die heilige Elisabeth selbst hatte sie an ihre Tochter Sophie von Brabant übergeben. Elisabeth Freifrau von Lüninck erhielt sie schließlich von ihrer Mutter, einer geborenen Gräfin Galen und Nichte des Kardinals Clemens August von Galen, des „Löwen von Münster“.

Lange hatte Baronin Lüninck überlegt, was sie mit der kostbaren Reliquie tun sollte. Schließlich fiel ihr der kunstvoll gestaltete Altar des Caritas-Seniorenzentrums in Meschede ein, dem sie als damalige Vorsitzende des Caritasverbandes Meschede selbst den Namen ihrer heiligen Urahnin gegeben hat. Unter dem Altar ist ein kleines, stilisiertes Boot angebracht. „Mich hat es immer gestört, dass das Boot leer war“, erzählt Elisabeth Freifrau von Lüninck. Dort hat seit dem Jahr 2007 die Reliquie einen würdigen Platz gefunden. „Ein Boot der Gemeinschaft im Boot der Kirche“ soll der kunstvoll gestaltete Altar laut Kunstschmied Walter Schneider aus Bad Fredeburg sein. Er hatte diesen zentralen Ort der Eucharistiefeier 1997 geschaffen.

Neben dem kleinen Stoffstück aus dem Besitz der heiligen Elisabeth wurden anlässlich ihres 800. Geburtstages am 19. November 2007 noch zwei weitere Reliquien in das kleine Boot eingelassen: zum einen ein Stückchen vom Brautkleid der ewigen Profess der heiligen Edith Stein. Gestiftet wurde es von Pfarrer Johannes Sprenger, der dieses vor Jahren als Geschenk vom Karmel aus Köln erhalten hatte. Zum anderen ein goldenes

Stoffmedaillon der heiligen Theresia vom Kinde Jesu, gestiftet von Johanna Gräfin von Westphalen.

Wegen ihrer Sorge und ihrer selbstlosen und tiefen Liebe zu den Menschen, insbesondere zu den Armen, Kranken und Hilfsbedürftigen, wird die heilige Elisabeth weit über die Grenzen Deutschlands hinaus verehrt. Auch die heilige Edith Stein, die als Märtyrerin im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau starb, sowie die heilige Theresia, Patronin der Weltmission, werden heute weltweit verehrt. Baronin von Lüninck bekennt: „Die drei heiligen Frauen sind mir durch ihr selbstlo-

ses Dienen zum Vorbild geworden.“ Dies gelte auch für die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen im Seniorenzentrum und die sowohl beruflich als auch die ehrenamtlich Tätigen vom Besuchsdienst, welche – nach dem Vorbild der heiligen Elisabeth – im Dienst an den Menschen Gott verherrlichten und damit selbst froh würden. „Ich hoffe, die drei heiligen Frauen schützen dieses Haus, seine Bewohner und alle, die hier ein- und ausgehen.“

Oliver Heimann

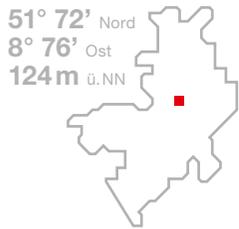


Wurde knapp 800 Jahre lang über 23 Generationen hinweg unter den Nachkommen der heiligen Elisabeth weitergereicht: eine Stickerei der heiligen Elisabeth (links unten). Darüber das aufgeklappte Medaillon, in dem es verwahrt wird, mit der handschriftlichen Notiz: „Einliegende Reliquie ist von der hl. Elisabeth selbst gestickt.“ Rechts oben eine Stoffreliquie der heiligen Edith von Stein, darunter eine Stoffreliquie der heiligen Theresia vom Kinde Jesu.

Foto: Oliver Heimann

Rechte Seite: Elisabeth Freifrau von Lüninck vor einem Porträt ihres Großonkels Clemens August Kardinal von Galen. Aus der Familie von Galen, der sie mütterlicherseits entstammt, gelangte auch die kostbare Stoffreliquie in ihren Besitz.
Foto: Jürgen Sauer





55 | Paderborn

Transparenz – Partizipation – Verbindlichkeit

Diözesan-Caritasverband stellte 2013 eigene Dienstleistungen auf den Prüfstand

■ Rund 200 caritativ tätige Träger haben sich im Caritasverband für das Erzbistum Paderborn zusammengeschlossen, darunter z. B. Orts- und Kreis-Caritasverbände oder Fachverbände wie die Caritas-Konferenzen. Für die „Caritas“ stehen auch Ordensgemeinschaften, Stiftungen oder Vereine, die Mitglied im Caritasverband sind, weil sie als katholische Träger z. B. Krankenhäuser oder Altenheime betreiben. Was erwarten diese Träger, deren Dienste und Einrichtungen, von einem modernen Spitzenverband? Was sind die Stärken, aber auch Schwächen in der Arbeit der Geschäftsstelle mit ihren 140 Mitarbeiter(inne)n? Spannende Fragen, die im Forum St. Liborius der katholischen Innenstadt-Gemeinde Paderborns und an anderen Orten des Erzbistums im Jahr 2013 diskutiert worden sind.

Über 700 Vertreter von Caritas-Gliederungen nahmen in 16 Potenzialforen die Dienstleistungen der Geschäftsstelle des Diözesan-Caritasverbandes in den Blick, wie etwa die Qualität der Beratung, der Information und der Interessenvertretung. Die meisten Foren fanden im Forum St. Liborius, dem Pfarrzentrum der Innenstadt-Gemeinde in Paderborn, statt.
Fotos: Markus Jonas / Ina Kramer



In insgesamt 16 Potenzialforen hatten über 700 Vertreter aus allen caritativen Arbeitsfeldern Gelegenheit, Lob und Kritik loszuwerden, Verbesserungsvorschläge einzubringen und gemeinsame Herausforderungen in den Blick zu nehmen. Zur Vorbereitung auf diese systematische Reflexion hatten alle einbezogenen Leistungsbereiche der Geschäftsstelle den Teilnehmenden einheitlich aufgebaute Beschreibungen der ei-

genen Dienstleistungen vorgelegt. Diese orientierten sich an den „Kernleistungen“ der Diözesan-Geschäftsstelle: Beraten, Informieren, Vertreten, Bilden, Koordinieren und Beaufsichtigen, denn als Hauptabteilung des Erzbischöflichen Generalvikariates hat der Verband auch eine Aufsichtsfunktion.

Die Potenzialforen haben sich als ein äußerst dynamisches Instrument erwiesen. Gemeinsam nahmen Leistungserbringer(innen) und Nutzer(innen) jeweils ein Arbeitsfeld in den Blick, klärten Wahrnehmungen und Bedarfe, kamen über verschiedene Hierarchie-Ebenen und gängige Strukturen hinweg in Kontakt und Dialog. Es wurde gelobt und kritisiert, viel beraten, nichts beschlossen, aber so manche Leitplanke gesteckt. Die Wirkung dieser Begegnungen erstreckt sich weit über das eigentliche Forum in den Verband hinein. Die Verantwortlichen wurden darin bestärkt, dass dieser verbandliche Dialog einen wesentlichen Beitrag zur Kultur, zur Leistungsentwicklung und zur Ausschöpfung der gemeinsamen Potenziale leisten wird. In diesem Sinne sind in der Geschäftsstelle Leistungsversprechen an die diversen Nutzergruppen formuliert worden, haben weitere Workshops mit Mitarbeitenden stattgefunden und wurden Arbeitspakete geschnürt, deren Umsetzung überprüfbar sein wird – in neuen Potenzialforen ab 2016. Insgesamt ist der Eindruck entstanden, dass der Verband näher zusammengedrückt ist und sich eine andere Auseinandersetzungskultur in der vorhandenen Vielfalt entwickelt.

Die Potenzialforen des Jahres 2013 waren Teil des Caritas-Projektes „Profil.100“. Zum 100. Geburtstag des Diözesan-Caritasverbandes Ende 2015 sollten dabei u. a. die Leistungen der Geschäftsstelle (Angebote, Strukturen etc.) sowie die Herausarbeitung von Prioritäten und strategischen Zielen systematisch vorangetrieben werden. Für Diözesan-Caritasdirektor Josef Lüttig ging es bei der Idee der Potenzialforen um drei Aspekte: Transparenz, Partizipation sowie Verbindlichkeit. Transparenz bezogen auf die Dienstleistungen der Geschäftsstelle, Partizipation und Dialog mit Blick auf eben diese Dienstleistungen und deren Gestaltung bzw. Gewichtung sowie die Verbindlichkeit bei deren Umsetzung.

Ina Kramer



Informieren²

Schwächen

Ja, aber

Stärken



56 | Magdeburg

„Es war unsere geliebte Villa“

Von der Müttererholung zur Ausbildungsstätte für kirchliche Sozialarbeit in der DDR



Prälat Heinrich Solbach,
Direktor des Caritasverbandes
Mitte: Die restaurierte Villa in
Magdeburg heute
Rechte Seite: Bis zum
Sommer 1972 war die
Villa eine Frauenausbildungs-
stätte mit Internat.
Fotos: Diözesan-
Caritasverband Magdeburg

■ Als Deutschland am 1. Juli 1945 durch die Demarkationslinie in Ost und West geteilt wurde, da teilte sie auch das Erzbistum Paderborn. Schon bald wurde der Austausch über die neue Grenze hinweg so erschwert, dass auch die Caritasarbeit im östlichen Teil des Bistums neu und eigenständig zu organisieren war. Im Osten entstand ein Staatswesen mit ganz eigener gesellschaftspolitischer Ausrichtung und einem eigenen Rechtssystem. Maßgeblich sollte allein der Sozialismus sein, Kirchliches sollte keinen Einfluss haben, am wenigsten im pädagogischen Bereich. Im Ostteil des Bistums, dem Bischöflichen Kommissariat Magdeburg, wurde das Diözesanwerk für kirchliche Liebestätigkeit gegründet; als juristische Person konnte es Verträge abschließen, Grundstücke und Häuser erwerben.

Als eine der ersten Immobilien kaufte Prälat Heinrich Solbach, Direktor des neu gegründeten Caritasverbandes für das Bischöfliche Kommissariat, zu Beginn der 50er-Jahre in Magdeburg die Villa an der Klausenerstraße 47. Trotz anderer Vorgaben der Behörden hatte er die Absicht, das Gebäude als Säuglingsheim zu nutzen. Wie nicht anders zu erwarten, blieb die behördliche Genehmigung denn auch aus, obwohl alle Umbauten so gut wie abgeschlossen waren.

Kurzerhand plante das Diözesanwerk um: Ein Müttererholungsheim sollte entstehen. Ideal war auch diese Lösung nicht, denn das Haus im Stadtteil Sudenburg lag nahe der Bahnlinie Magdeburg–Marienborn. Zudem musste man einen riesigen Umweg machen, um das Gebäude überhaupt zu erreichen. Der Grund: In der Klausenerstraße wohnten russische Offiziere, und für alle anderen Menschen war sie deswegen gesperrt. Immerhin aber gab es bei der Villa einen gepflegten Garten – und es gab einige Schönstattschwwestern, allen voran Schwester Theopista, die die erholungsbedürftigen Mütter, so gut es ging, versorgten. Viele Frauen fanden bei ihr ein wenig Ruhe, eine Gesprächspartnerin für ihre Sorgen und Kraft zu einem neuen Anfang.

Das ging so bis zum Sommer 1961. Da kam am 13. August der Mauerbau und mit

ihm das Ende der Müttererholung. Ganz unvorbereitet traf es den Caritasverband nicht; man hatte es vorausgeahnt und Überlegungen für den „Tag X“ unternommen. So konnte bereits am 24. Oktober 1961 ein erster Ausbildungskurs zur kirchlichen Fürsorgerin (natürlich ohne staatliche Anerkennung) in der Villa beginnen. Die erste Studienleiterin war Dr. Regina Bienert, eine Volkswirtin; ihr folgte ab 1965 die Verfasserin dieser Zeilen, eine Sozialarbeiterin, die soeben in Erfurt ihr Theologiestudium beendet hatte.

Bis zum Sommer 1972 war die Villa eine Frauenausbildungsstätte mit Internat. Neben den Studierenden gab es immer acht bis zehn Aspirantinnen, die sich durch ein hauswirtschaftliches Jahr für soziale Berufe im kirchlichen Dienst vorbereiteten.

Die Ausbildung der männlichen Fürsorger fand bis dahin im Bistum Dresden-Meißen statt. Aus Kostengründen wurde sie im Sommer 1972 mit der Ausbildung der Frauen in der Magdeburger Klausenerstraße zusammengelegt. Mit einem Mal war das große Haus viel zu klein; und wie das Zusammenleben von Frauen und Männern auf so engem Raum organisiert werden könnte, darüber musste man noch heftig diskutieren. Dennoch, die gemeinsame Ausbildung begann im Herbst 1972 mit 24 Studenten.

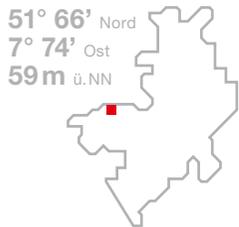
Noch bevor aber das Magdeburger Seminar sein 30-jähriges Bestehen feiern konnte, war Deutschland wieder geeint. Die Neueinsteiger im Herbst 1990 studierten in der Klausenerstraße bereits nach westdeutschen Richtlinien; sie setzten ab Herbst 1991 ihr Studium an der neu gegründeten Fachhochschule Berlin-Karlshorst mit der Gründungsrektorin Prof. Theresa Bock fort.

Der Abschied von der Klausenerstraße fiel schwer. Es war unsere geliebte Villa, für 30 Jahre der Ort unserer geistigen und geistlichen Gemeinschaft. Ein paar Jahre später gab der Caritasverband die Villa endgültig auf. Ob die alten Mauern noch zu erzählen wissen von all dem bunten Leben aus annähernd 50 Caritas-Jahren?

Brigitte Schmeja







57 | Hamm-Herringen

Ein Familienzentrum der besonderen Art

Die Kita Don Bosco in Hamm sieht sich als Anwalt der Benachteiligten

■ Kurz vor Weihnachten. Das Baby ist als Frühchen zur Welt gekommen. Noch fehlen Kinderwagen und Wickeltisch. Das Konto ist leer. „Eine andere Mutter traf sie allein im Krankenhaus und hat mich auf ihre Notlage aufmerksam gemacht“, erzählt Nicole Köchling, Leiterin der Kindertageseinrichtung Don Bosco in Hamm, in die ein Geschwisterkind des Neugeborenen geht. Nicole Köchling telefonierte, konnte Hilfgelder über die Kirchengemeinde organisieren, fand einen Wickeltisch und erhielt einen Kinderwagen gespendet. „Die Mutter war total dankbar, hätte aber niemals selbst um Hilfe gebeten“, berichtet sie.



Einsätze wie dieser prägen den Charakter der Kita Don Bosco

als ein „Familienzentrum besonderer Art“. 1978 wurde sie als Spiel- und Lernstube gegründet und 1981 als Kita in einem sozialen Brennpunkt anerkannt. Träger ist der Caritasverband Hamm, der sich mit vielen Einrichtungen und Diensten in der Brennpunktarbeit engagiert.

In Hamm-Herringen leben Menschen aus unterschiedlichen Ländern und Kulturkreisen, ein großer Teil stammt aus der Türkei oder Marokko. Die meisten sind mit einer Fülle wirtschaftlicher und sozialer Probleme konfrontiert, oft genug auch überfordert. Deswegen sieht sich die Einrichtung Don Bosco ganz bewusst als Anwalt der Benachteiligten und versucht, den besonderen Bedürfnissen ihrer Klientel gerecht zu werden. „Wir machen mehr als viele andere Kitas“, erklärt Nicole Köchling, die seit 2004 in der Kita Don Bosco arbeitet und sie seit 2014 leitet. „Wir begleiten Eltern zum Jobcenter, zu Jugendämtern, Ärzten oder Erziehungsberatungsstellen. Viele haben inzwischen aber auch gelernt, selbst zurechtzukommen.

Sie bekommen es mittlerweile ganz gut selbst hin.“ Wer Fragen hat, kann jederzeit in die Kita kommen oder anrufen. „Die Kita soll ein offenes Haus für Eltern sein.“

Ein ausgewogenes Angebot an Nahrungsmitteln (zum Frühstück, mittags, nachmittags) gehört selbstverständlich zum Angebot. Ebenso werden soziale Kontakte, Integration und Begegnungen gesucht durch Zusammenarbeit etwa mit den Kirchengemeinden. Das alles, ohne die eigene Identität, die familiäre und kulturelle Herkunft in Frage zu stellen oder zu verleugnen. Christliche Erziehung als „gelebtes Evangelium“ ist Grundlage des Leitbilds von „Don Bosco“.

Allerdings sind inzwischen mehr als die Hälfte der 40 Kinder muslimisch. Sie sind dabei, wenn in der Kita die christlichen Feste gefeiert werden. „Wir erklären den Eltern bei der Anmeldung der Kinder natürlich, dass wir eine katholische Einrichtung sind“, sagt Nicole Köchling. Seit 2014 wird vor den Mahlzeiten aber nicht nur christlich, sondern auch muslimisch gebetet – dank einer neuen muslimischen Mitarbeiterin.

Unter den Eltern hat sich die Kita Don Bosco einen guten Ruf erarbeitet. Manche der Eltern haben sie sogar selbst besucht und nehmen auch längere Fahrten in Kauf, damit ihre Kinder in die gleiche Kita gehen können. „Die wissen, was sie an uns haben“, sagt Nicole Köchling und lächelt.

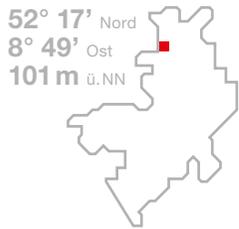
Langjährige Mitarbeiter erinnern sich an Einladungen zu Hochzeiten oder Geburtstagen. Eine junge türkischstämmige Ärztin hatte sie zur Hochzeit eingeladen, um sich für die Unterstützung zu bedanken, die sie als „Brennpunkt-Kind“ in der Einrichtung erfahren hat. Eine Mutter gab nach 20 Jahren zu, dass sie ihre Kinder wegen fehlender Kleidung nicht habe zum Hort schicken wollen; das Bier für ihren Liebhaber sei wichtiger gewesen. Froh sei sie heute, dass „Don Bosco“ nicht lockergelassen habe. So sei aus ihren Kindern trotz aller Rahmenbedingungen doch noch etwas geworden. Arbeit im sozialen Brennpunkt ist harte Arbeit. So etwas geht nur im Team und mit Unterstützung im Umfeld. Allerdings bekommt man zurück, was man gibt. „Das gibt einem schon Befriedigung“, bekennt Nicole Köchling.

Maria Hörnemann | Markus Jonas

Kita-Leiterin Nicole Köchling mit (von links) Lewis, Kisha und Lorelay

Rechte Seite: Familien aus unterschiedlichen Ländern und Kulturkreisen schicken ihre Kinder in die Kita Don Bosco in Hamm-Herringen. Fotos: Markus Jonas





58 | Spenge

Zupacken – sonst ändert sich nichts

Seit 1948 gibt es gemeinsame Haussammlungen von Caritas und Diakonie

■ Waltraud Gaertner kann Menschen nicht ausstehen, die sich selbst jeden Tag auf die Schulter klopfen müssen, weil sie so toll sind. Oder die sagen: Da müsste man mal. „Nein“, sagt sie. „Machen. Zupacken. Sonst ändert sich nichts.“ Seit vielen Jahren engagiert sie sich deshalb bei der 1951 gegründeten Caritas-Konferenz St. Joseph in Spenge (Kreis Herford). 1991 wurde sie zur Vorsitzenden gewählt. Unter anderem organisiert sie mit ihrem Team die jährlichen Haussammlungen von Caritas und Diakonie.

Waltraud Gaertner weiß, wer viel gibt. Dort fängt sie stets mit Spendensammeln an. Und freut sich, wenn ein ansehnlicher Betrag an oberster Stelle in der Sammelkarte steht. Ist das nicht für die nachfolgenden Haushalte eine delicate Angelegenheit? Weniger zu geben wäre peinlich oder unangenehm? „Ach was“, sagt Waltraud Gaertner. „Wir freuen uns über

jeden Euro. Jeder gibt, was er kann.“ Schließlich gehe es um rasche, unbürokratische Hilfe. Für Menschen, die keine oder nicht ausreichende finanzielle Hilfe oder menschliche Zuwendung erfahren. Und zwar in der eigenen Gemeinde. Hier bleiben 70 Prozent der Geldspenden. Damit unterstützt die Caritas-Konferenz St. Joseph zum Beispiel Freizeitmaßnahmen für benachteiligte Kinder und Jugendliche und leistet Soforthilfen für Familien in akuter Not. Denn von Nächstenliebe allein können die ihre Stromrechnung nicht bezahlen. Wichtig ist, dass jede Sammlerin und jeder Sammler einen festen Bezirk hat. „So entstehen Beziehungen, wir können genau hinschauen, und es fällt eher auf, wenn jemand Hilfe braucht, gleich welcher Art“, so Waltraud Gaertner. „Ob uns das immer gelingt, weiß ich nicht“, sagt sie, „aber wir versuchen es.“

„Ohne Geld geht nichts“, sagt sie. „Aber nur sammeln? Das kann nicht sein.“ Also organisiert sie gemeinsam mit ihrem

Team auch Besuchsdienste, Helfergruppen, Gemeindefrühstücke für pflegende Angehörige, sammelt für die örtliche Tafel, liest im Gottesdienst Schicksale von Obdachlosen vor, stellt Wäschekörbe für Lebensmittel in die Kirche, macht Öffentlichkeitsarbeit für die Projekte ihrer Caritas-Konferenz in der Zeitung. Obendrein war sie Pflegehelferin in der Nachtwache im Altenheim, hat drei Kinder großgezogen und sich 15 Jahre als Ratsfrau engagiert. Natürlich achtet sie mit Wertschätzung auf ihr Team. Regelmäßig gestaltet sie zum Dank für Engagement und Teamgeist gemeinsame Nachmittage oder Ausflüge.

Mitunter weht ein scharfer Wind an den Haustüren. „Ich will nichts damit zu tun haben“, hören die Sammlerinnen. Woran das liegt? „Die Menschen sind kirchenferner“, so die Erfahrung des Spenger Sammlungsteams. Noch vor 30 Jahren habe es geheißen: „Kommen Sie doch herein.“ Auch die Not hat heute andere Gesichter. Früher seien die Sammlungsgelder überwiegend für Familien in Not aufgewendet worden, berichtet Waltraud Gaertner. Heute gebe es mehr psychisch Kranke, Asylbewerber, Erwerbslose, Alleinerziehende. Auch die Leitworte der Sammlungen haben sich verändert. Von „Gib und tröste!“ im Jahr 1955 und dem reißerischer Appell: „Viele müssen warten, bis einer hilft!“ 1957 über „Pflegen, heilen, helfen“ 1961 bis zu „Türen öffnen“ im Jahr 2014 – aus Opfer und Opferbereitschaft ist Solidarität geworden. „Für jeden Euro muss man geradestehen“, fordert Waltraud Gaertner. Also werden das Ergebnis der Sammlungen und alle Zahlen anonymisiert im Kassenbericht veröffentlicht. Den kann jeder einsehen. Das Resultat: Die Caritas in Spenge hat einen guten Ruf.

Rund 600 Stunden jährlich ist Waltraud Gaertner als Vorsitzende in Sachen Caritas unterwegs. Ehrenamtlich. Und rund 6000 Kilometer hat sie dabei im Laufe der Zeit zurückgelegt. Was sie antreibt: „Ich kümmere mich gern um andere. Außerdem ist es für mich einfacher zu helfen, als nicht helfen zu können.“ Und dann ist da noch ein Lied: „Hilf, Herr meines Lebens, dass ich nicht vergebens hier auf Erden bin.“ „Das berührt mich“, sagt Waltraud Gaertner, „ich finde es wichtig, dass man nicht so sinnlos hier herumläuft.“

Ursula Schmees



„Guten Tag, ich komme von der Caritas.“

Die Haussammlungen der Caritas haben eine lange Tradition – auch in der Caritas-Konferenz St. Joseph in Spenge (Kreis Herford), wo auch Vorsitzende Waltraud Gaertner den nicht immer leichten Dienst an den Haustüren leistet.

Foto: Stefanie Boss

Rechte Seite:
Alte Sammlungsplakate
Fotos: Archiv Diözesan-Caritasverband

Haus- und Straßensammlung
in der ersten Adventswoche
vom 27. Nov. bis 6. Dez. 1948



FRIEDE

DURCH OPFER UND LIEBE

FÜR DIE HEIMATLOSEN
FÜR DIE HEIMKEHRER

EVANGELISCHES HILFSWERK RHEINLAND CARITASVERBAND



*Einer
ist immer
noch ärmer
als Du*

Pfingstsammlung

KATHOLISCHE CARITAS VOM 30. MAI BIS 12. JUNI 1952

EV. HILFSWERK INNERE MISSION

GEBORGENHEIT



⌘
⌘
⌘

Wasser sammeln
Caritas
Innere Mission
Ev. Hilfswerk
vom 6.-19. Juni
1959

Deine Gabe hilft

Sammlung vom 19. Juni bis 3. Juli 1965

⌘ Caritasverbände ⌘ Innere Mission und Hilfswerk



Perfekte Welt?



Der Mensch
braucht
Freundlichkeit



Caritas + Diakonie

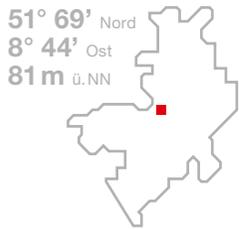
Adventssammlung vom 20. Nov. bis 13. Dez. 1976

Ja

Sie können
helfen



Diakonie + Caritas
Sommersammlung vom 25. Mai bis 16. Juni '85



59 | Lippstadt-Hörste

Statt Bettelschwestern kamen echte Multitalente

Über 100 Jahre St.-Elisabeth-Haus für Waisenkinder, Pflegebedürftige und junge Frauen

■ Das gepflegte Restaurant in Hörste bei Lippstadt lässt kaum noch erahnen, dass sich an diesem Ort für über 100 Jahre ein besonderer Ort der Caritas befand: Das Haus St. Elisabeth, noch heute als das ehemalige „Kloster“ in Hörste bekannt, hatte vielfältige Funktionen: Waisenhaus, Altenheim, Nähschule und Pflegestation.



Im Namen der heiligen Elisabeth, der Patronin der Nächstenliebe, wurde in Hörste eine reiche Geschichte der Nächstenliebe mit unterschiedlichen Aspekten geschrieben! Das Haus wurde St.-Elisabeth-Haus genannt, um die Namenspatronin von Elisabeth Böckmann aus Garfeln zu ehren. Diese hatte das kleine Landgut von der Familie Meifels erworben. Als sie 1864 bei den Franziskanerinnen in Salzkotten eintrat, ging der Besitz an die Kongregation über.

Mutter M. Clara Pfänder, die Gründerin der Kongregation, hatte den

Wunsch, hier ein Waisenhaus zu gründen. So geschah es. Bald kamen acht Schwestern nach Hörste und mit ihnen 20 Waisenkinder. Aus dem sehr armen und dürftigen Haus, das zuerst hergerichtet werden musste, wurde die erste von Salzkotten aus gegründete Schwesternstation. Es war ein harter und schwerer Anfang! Auch hatte man in Hörste Angst, es kämen Bettelschwestern auf sie zu! Doch die Schwestern entwickelten bald eine weitreichende Caritas:

Anfangs widmeten sie sich mit Liebe und Hingabe der Betreuung von Waisenkindern. Als bald darauf eine ansteckende Krankheit ausbrach, begannen sie mit der ambulanten Krankenpflege und eroberten sich damit schnell die Herzen aller. 1885 richteten die Schwestern eine Nähschule ein, die sich eines großen Zuspruchs erfreute. Später kam zu dem Kinderheim eine Wohnstätte für alte, hilfsbedürftige Menschen hinzu. 1915 wurde eine Säuglingsstation eingerichtet für ca. 20 Säuglinge, außerdem waren noch 20 bis 30 Waisenkinder in Pflege. Vielen Kindern wurden von den Schwestern nach Beendigung ihrer Schulzeit Lehrstellen besorgt, und sie wurden in ihrer Ausbildung weiter betreut und gefördert.

Die baulichen Veränderungen während dieser wechselvollen Geschichte des St.-Elisabeth-Hauses sind von Kindern in Zeichnungen festgehalten: 1863, 1887, 1895 und 1918. Auf der letzten ist auch eine Kapelle zu sehen. Diese wurde 1914 gebaut als Ersatz für die erst zehn Jahre zuvor eingerichtete schlichte Hauskapelle. Über 40 Jahre waren die Schwestern – zusammen mit den Kindern – bei Wind und Wetter in die Dorfkirche gegangen.

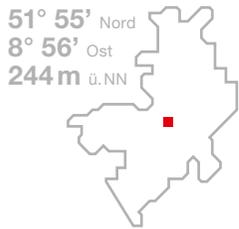
Als im Jahr 1965 das 100-jährige Bestehen dieser Schwesternstation in Hörste gefeiert wurde, sagte der Generalvikar, Dr. Josef Droste, in seinem Glückwunschbrief: „Möge nie der Tag kommen, wo diese Stätte tätiger Nächstenliebe geschlossen werden muss!“ Dieser Wunsch hat sich nicht erfüllt. Schon sechs Jahre nach dem Jubiläum wurden die Schwestern von Hörste abberufen. Auch die Bewohner, 40 Kinder sowie 50 ältere Leute, mussten vom lieb gewordenen St.-Elisabeth-Haus Abschied nehmen und eine neue Heimat finden.

Aber das St.-Elisabeth-Haus, diese Stätte des „Immerbereit-Seins“ der Schwestern, wie bei der Jubiläumsfeier gesagt wurde, bleibt in Hörste unvergessen! Und der jetzige Besitzer des Anwesens, der daraus das „Restaurant-Landhaus Günther“ gemacht hat, erzählt seinen Gästen gern die Geschichte des Hauses und fügt schmunzelnd und stolz hinzu: „Wir bleiben in den Fußstapfen der Schwestern und speisen die Hungrigen!“ Damit hat er ja in etwa recht!

Sr. M. Carola Thomann FCJM

Bis 1970 wirkten die Salzkottener Franziskanerinnen im St.-Elisabeth-Haus in Lippstadt-Hörste.
Fotos: Archiv Franziskanerinnen Salzkotten





60 | Büren

Zuwendung und praktische Hilfe

1994 entstand in Büren die größte Abschiebehaftanstalt Deutschlands

■ „Da, wo sich bis zum Horizont Weizenfelder reihen (...), liegt der bald größte Abschiebeknast Deutschlands, ein Hochsicherheitstrakt für bis zu 600 Ausländer.“ So beginnt eine Reportage des Magazins Stern im Herbst 1994 (Nr. 34) über die damalige Abschiebehaftanstalt in Büren. Hintergrund der Einrichtung in einer ehemaligen NATO-Kaserne war das neue, restriktivere Asylrecht von 1993. Hierdurch erreichten eigentlich immer weniger Asylsuchende Deutschland. Doch aufgrund der schnelleren Bearbeitung neuer Asylverfahren sowie Hunderttausender „Altfälle“ stieg die Zahl der rechtskräftig abgelehnten Asylbewerber und damit Zahl derer, die ihrer Ausreisepflicht nicht nachkamen. Die gesetzliche Grundlage der Abschiebehaft liegt auch heute noch ausschließlich in der Annahme, ausreisepflichtige Ausländer, von denen 93 Prozent sich nicht im strafrechtlichen Sinn schuldig gemacht hatten, würden sich einer Abschiebung durch Flucht entziehen.

Abschiebehäftlinge befinden sich in einer schwierigen Lage: Es mangelt an sinnvollen Beschäftigungsmöglichkeiten. Bildungsangebote dürfen sie nicht wahrnehmen. Über

allem schwebt die Angst vor der ungewissen Situation im Herkunftsland nach der Abschiebung. Anspruch auf einen Pflichtverteidiger haben sie nicht. Mitunter werden Minderjährige und Mütter mit kleinen Kindern in Abschiebehaft genommen.

Trotz grundsätzlicher Vorbehalte gegenüber der Abschiebehaft als Freiheitsentzug erklärte sich die Freie Wohlfahrtspflege 1994 bereit, Abschiebehäftlinge zu betreuen. Die Haftbedingungen in Büren wiesen deutliche Defizite bei Unterbringung, Betreuung und psychosozia-

ler Versorgung auf. Auch lag die durchschnittliche Verweildauer anfangs mit etwa sechzig Tagen doppelt so hoch wie zunächst veranschlagt. Im Mai 1994 gründete sich der Verein „Hilfe für Menschen in Abschiebehaft Büren“. Zu den Gründern zählten Maria Heidenreich-Lemandroi, Mitarbeiterin des Caritasverbandes im Dekanat Büren, Michael Landschütz, Mitarbeiter des Diözesan-Caritasverbandes Paderborn, sowie der Flüchtlingsrat und eine Hochschulgruppe in Paderborn.

Ziel des Vereins war es, die Haftbedingungen zu verbessern: durch Informationen über den Verbleib von Angehörigen, durch die Vermittlung von Dolmetschern und Rechtsanwälten, die Sicherstellung persönlicher Habe, die Versorgung mit Kleidung, die Organisation von Beschäftigungsmöglichkeiten und vor allem durch Gespräche. „Trost und Zuwendungen sind ebenso wichtig wie praktische Hilfe“, schrieb im Jahr 1999 Michael Landschütz, der bis zu seinem Tod 2003 ehrenamtlich in der Abschiebungshaftanstalt tätig war. In den ersten fünf Jahren wurden 4 500 Menschen betreut, bei 15 bis 20 Prozent der Abschiebehäftlinge konnten Abschiebungen verhindert werden, es gab aber auch 13 Suizide.

Ist Abschiebehaft mit rechtsstaatlichen Garantien vereinbar? Der Bundesgerichtshof hat dies zwischen 2009 und 2012 wiederholt in Frage gestellt. 2014 entschied schließlich der Europäische Gerichtshof, dass Abschiebehaft nicht in gewöhnlichen Haftanstalten, sondern nur noch in speziellen Hafteinrichtungen vollzogen werden darf. Damit kam auch das – vorläufige – Aus für die Haftanstalt in Büren, die seit 2007 auch Straftäter aufnimmt. 2015 wurde entschieden, dass der Standort zukünftig ausschließlich für Abschiebungshaft genutzt wird.

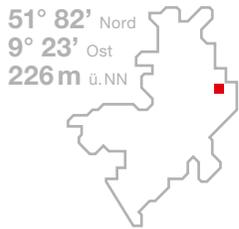
Geblichen ist die Erinnerung an ein bemerkenswertes und anerkanntes Engagement des Vereins „Hilfe für Menschen in Abschiebehaft“. So erhielten die Ehrenamtlichen mehrere Auszeichnungen: den Aachener Friedenspreis (2006), den Förderpreis „Nicht reden, handeln“ des Erzbischofs von Paderborn (1999) sowie den Förderpreis „Konziliarer Prozess“ der Evangelischen Kirche von Westfalen (1997).

Heribert Krane

Dem Essener Fotografen Achim Pohl gelangen im Jahr 1995 bedrückende Fotos aus der Abschiebehaftanstalt Büren. Irritierend die Praxis, Menschen, die keine Straftat begangen haben, wie Häftlinge zu behandeln. Immerhin dürfen heute diese Personen nicht mehr zusammen mit Straftätern untergebracht werden. Die gesetzliche Grundlage der Abschiebehaft liegt ausschließlich in der Annahme, ausreisepflichtige Ausländer würden sich einer Abschiebung durch Flucht entziehen. Fotos: Achim Pohl







61 | Marienmünster

Wie in einer Familie

Abtei Marienmünster beherbergte 25 Jahre lang ein Kinderhaus



Blickt mit Freude auf ihr Engagement zurück: Sabine Schmidt-Berendes vor ihrem Haus in Vörden.

Bis 2005 leitete die erfahrene Sozialpädagogin das Kinderhaus. Noch heute pflegt sie Kontakt zu vielen ihrer Schützlinge.

Foto: Martina Schäfer

Rechte Seite: Weithin sichtbares Wahrzeichen: Graf Widukind I. von Schwalenberg und seine Frau Luttrudis stifteten 1128 das Benediktinerkloster Marienmünster. Heute zählt die Abtei zu den schönsten Klöstern der Region und hat sich als kulturelle Begegnungs- und Bildungsstätte einen Namen gemacht.

Foto: Jürgen Sauer

■ Im Laufe ihrer wechselvollen Geschichte war die Abtei Marienmünster stets ein Haus der Begegnung. Nicht nur, dass dort Benediktinermönche aus Corvey im Jahr 1128 das Kloster zum religiösen und kulturellen Mittelpunkt entwickelten. Jahrhunderte später ist die Abtei ein anerkannter Wallfahrtsort und gilt als musikalisch-kulturelles Zentrum der Klosterregion.

Der Nordflügel des Areals, im Besitz der 1871 gegründeten Derenthal'schen Familienstiftung, hat eine besondere Vergangenheit: Dort fanden viele Kinder und Jugendliche ein Zuhause, genossen einen Ort, an dem Geborgenheit großgeschrieben wurde. Wo einst Mönche wohnten, wurde Ende der 70er-Jahre das Kinderhaus Abtei Marienmünster gegründet. In enger Kooperation mit dem Caritasverband für das Erzbistum Paderborn leitete das Ehepaar Sabine Schmidt-Berendes und Wolfgang Schmidt das Domizil, welches 25 Jahre lang bis 2005 bestand. Das Kinderhaus galt damals als echtes Vorreitermodell im Hochstift Paderborn. Denn Leiterin Sabine Schmidt-Berendes, eine erfahrene Sozialpädagogin, hatte sich zum Ziel gesetzt, Kinder „familienähnlich zu erziehen“.

Der Zufall kam ihr zur Hilfe. Das Kinderheim „Haus Nazareth“ in Höxter schloss damals wegen Nachwuchsmangels, und so entstand ein neuer Bedarf an Betreuung. Nachdem das Landesjugendamt grünes Licht gegeben hatte, wurde das 600 Quadratmeter große Gebäude des Klosters renoviert. Die Initiatoren gründeten einen Förderverein, der sich dem Diözesan-Caritasverband Paderborn anschloss. 1980 zogen die ersten acht Kinder im Alter von sechs bis 14 Jahren ein. Im Laufe der Zeit sollten es rund 70 Kinder werden, die dort ein neues Zuhause fanden, bis sie ihre Ausbildung beendeten. „Wir waren kein Durchgangsheim, sondern wir wollten Kinder langfristig betreuen“, so Sabine Schmidt-Berendes.

Die meisten Kinder stammten aus sozial schwachen Familien, kannten keinen geregelten Alltag. Viele Eltern hatten Probleme mit Alkohol, mit Drogen, waren arbeitslos, vernachlässigten oder schlugen ihren Nachwuchs. Im Kinderhaus lernten die Jugendlichen das Zusammenleben in einer Familie kennen. Jedes Kind hatte sein eigenes Zimmer, es wurde zusammen gegessen, Schulaufgaben betreut, Aktivitäten geplant. Selbst

in den Urlaub nach Dänemark oder Südfrankreich fuhr das Ehepaar mit zwölf bis 15 Kindern zum Zelten.

Die soziale und emotionale Bindung war im Kinderhaus sehr wichtig. „Und Probleme wurden angesprochen.“ Das galt auch, wenn sich Nachbarn beschwerten oder es Ärger mit der Polizei gab. Obwohl am Anfang Anwohner des Städtchens Vörden misstrauisch waren, die bunt gemischte Kinderschar integrierte sich.

Auf dem insgesamt 5000 Quadratmeter großen Grundstück direkt am Wald konnten Kinder auf Entdeckungsreise gehen, sie hatten genug Platz zum Spielen und Toben. Im Sommer lud der angrenzende Teich zum Baden ein. Trotz der abgeschiedenen Lage entwickelte sich die Abtei zum Treffpunkt. Auch die bis 2014 in der Abtei lebenden Passionisten-Patres freuten sich über die lebhaftige Atmosphäre.

Leider fand sich Mitte der 2000er-Jahre kein geeigneter Nachfolger, um das Kinderhaus weiterzuführen. Aber die 70-jährige Sabine Schmidt-Berendes pflegt gute Kontakte zu vielen ihrer damaligen Schützlinge. „Ich werde zu Hochzeiten eingeladen, manche kommen mich mit ihren Kindern besuchen.“ Und was sie am meisten freut, ist die Tatsache, dass viele Kinder trotz schlechter Prognose heute erfolgreich sind – als Büroleiter, als Kripobeamter oder als Dolmetscherin.

Martina Schäfer





62 | Warschau, Polen

Projekt der Hoffnung und des Mitleids

Caritas macht sich für fairen und legalen Einsatz polnischer Haushaltshilfen stark



Menschenrechtspreis des polnischen Parlamentes für das Caritas-Projekt:

Der stellvertretende polnische Außenminister Maciej Szpunar (Mitte) gratuliert Diözesan-Caritasdirektor Josef Lüttig zur Auszeichnung. Rechts Prälat Dr. Marian Subocz, Leiter der Caritas Polen.

Rechte Seite:

Polnische Haushaltshilfen in Deutschland: Für faire Arbeitsverhältnisse machen sich seit 2009 der Diözesan-Caritasverband Paderborn und Caritas Polen stark. Eine „hohe Zufriedenheit“ sowohl bei den Frauen aus Polen als auch in den Einsatz-Haushalten stellte jetzt eine wissenschaftliche Auswertung des Projektes fest. Fotos: Jürgen Sauer

■ Es kommt nicht häufig vor, dass Deutsche in Polen ausdrücklich für ihren Einsatz für die Menschenrechte gewürdigt werden. Am 15. Juni 2011 war ein solcher Tag. Eine Caritas-Delegation aus Paderborn unter Leitung von Diözesan-Caritasdirektor Josef Lüttig nahm in Warschau das Ehrenabzeichen „Für Verdienste um die Menschenrechte“ des polnischen Parlamentes entgegen. Die Beauftragte für Menschenrechte in Polen, Irena Lipowicz, würdigte damit den Einsatz der Caritas aus Paderborn für die Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen polnischer Haushaltshilfen in Deutschland und den Aufbau eines Modellprojektes für deren fairen und legalen Einsatz.

„Seit vielen Jahren ist uns die Situation der oft illegal arbeitenden polnischen Frauen im Ausland ein Dorn im Auge“, betonte Frau Lipowicz. Dies sei kein Randproblem angesichts einer geschätzten Zahl von rund 150 000 Haushaltshilfen aus Polen, die allein in Deutschland, Österreich oder Italien im Einsatz seien. Die Frauen seien oft nicht unfall- und krankensichert, hätten keinen Anspruch auf Altersversorgung und seien schutzlos der Willkür in den Haushalten ausgeliefert. „Das Caritas-Projekt ist ein wichtiger Beitrag, sich der Gewalt gegen Frauen entgegenzustellen“, betonte Frau Lipowicz. Es sei ein Projekt der Hoffnung und des Mitleids. Es trage wesentlich dazu bei, das Thema Menschenwürde in den Mittelpunkt zu stellen.

Auch im polnischen Außenministerium ist man auf das Projekt aus Paderborn aufmerksam geworden. Der stellvertretende polnische Außenminister Maciej Szpunar bezeichnete die Arbeit der Caritas als einen wichtigen Beitrag für die deutsch-polnischen Beziehungen, insbesondere im Jubiläumsjahr des Nachbarschaftsvertrages von 1991. „Das Projekt trägt dazu bei, negative Klischees zu beseitigen.“ Caritasdirektor Lüttig widmete die Auszeichnung allen Projektpartnern in Deutschland und Polen. Die Anerkennung der Menschenrechte sei ein natürlicher Konsens aller zivilisierten Völker. „Diesen Konsens gilt es jederzeit zu verteidigen.“ An dem Festakt nahmen neben dem Apostolischen Nuntius in Warschau, Erzbischof Celestino Migliore, zahlreiche Verantwortliche und Mitarbeiter des

Projektes aus Deutschland und Polen teil. Aus dem Erzbistum Paderborn war eine Delegation aus Paderborn, Brilon, Soest und Olpe angereist.

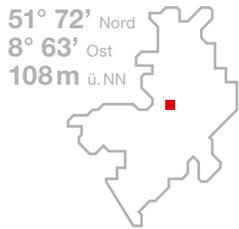
Im Sommer 2009 hatte der Diözesan-Caritasverband einen Kooperationsvertrag mit der Caritas in Polen geschlossen. Ziel war es, ein gemeinsames Projekt auf die Beine zu stellen, das sowohl den Interessen Arbeit suchender Frauen in Polen entgegenkommt als auch den Anforderungen von Pflegebedürftigen in Deutschland, die ständige Betreuung in der eigenen häuslichen Umgebung benötigen. Statt der verbreiteten dubiosen Beschäftigungsverhältnisse, die das Lohn- und Wohlstandsgefälle zum östlichen Nachbarn ausnutzen, sollten Legalität und Fairness im Vordergrund stehen: „Heraus aus der Grauzone“ lautete denn auch das Motto des bundesweit beachteten Vorstoßes.

Die Fülle auch unerwarteter bürokratischer Hürden konnten die Caritas-Akteure um Direktor Lüttig, den polnischen Caritas-Präsidenten Dr. Marian Subocz und die Leiterin der Abteilung Alten- und Gesundheitshilfe im Diözesan-Caritasverband, Brigitte von Germeten-Ortmann, nicht bremsen. Die Idee war, das Caritas-Netzwerk auf beiden Seiten zu nutzen, um in Polen interessierte Frauen sprachlich und fachlich vorzubereiten und ihnen in Deutschland ein legales und tariflich abgesichertes Beschäftigungsverhältnis zu bieten. Die Caritas in Deutschland prüft, ob Einsatzstelle und Interessentin zusammenpassen. Die eigentliche Vermittlung erfolgt über die Bundesagentur für Arbeit (ZAV).

Die Caritas verpflichtet die beteiligten Haushalte zur Einhaltung von Standards, z. B. zu Freizeitregelungen. Auch bietet der Verband Service-Leistungen wie Lohnabrechnungen, da nicht die Caritas, sondern der Einsatzhaushalt Dienstgeber ist. Das Besondere: Polnisch sprechende Koordinatorinnen stehen bei den Caritasverbänden als Ansprechpartnerinnen zur Verfügung, bieten Unterstützung und Kontakte. Über das Erzbistum Paderborn hinaus haben sich rund 30 örtliche Caritasverbände der Initiative angeschlossen. Eine wissenschaftliche Auswertung bestätigte den Erfolg des Projektes.

Jürgen Sauer





63 | Salzotten-Scharmède

Seit über 100 Jahren Tag und Nacht geöffnet

Haus Widey: Hilfe für Mädchen und Frauen in besonders schwierigen Lebenssituationen

■ Seit über 100 Jahren steht der Name „Haus Widey“ für die Unterstützung von Mädchen und Frauen (und deren Kindern) in besonders schwierigen Lebenssituationen. Das Haus gehört damit zu den ältesten stationären Einrichtungen der Jugend- und Sozialhilfe im Erzbistum Paderborn. Es kann mit einem differenzierten sozialtherapeutischen Angebot aufwarten. Träger ist von Beginn an der Sozialdienst katholischer Frauen in Paderborn (SkF). Kurz vor dem Ersten Weltkrieg hatte der Kath. Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder, wie der SkF damals hieß, den Westemeier-Hof in Scharmède erworben, um dort ein Heim für Mädchen zu bauen. Der Bauer legte fest, dass er selbst versorgt werden müsse und jährlich eine heilige Messe für ihn gefeiert werden solle.



Das „Zufluchthaus“ in Scharmède wurde am 8. Juli 1913 eingeweiht. Die praktische Arbeit übertrug der Fürsorgeverein den Missionsschwestern vom Hl. Herzen Jesu in Hilstrup, die zeitweise mit bis zu 35 Schwestern im Haus Widey tätig

waren. Prälat Christian Bartels, der erste Vorsitzende des Diözesan-Caritasverbandes Paderborn, setzte sich sehr für die Einrichtung ein. Ihre Funktion wurde als „Erziehungshaus“ zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit beschrieben; sie sollte aber auch den „gefährdeten und gefallenen“ jungen Mädchen Rettung und Schutz vor Rückfall gewährleisten. So drohten manche Eltern früher ihren Töchtern: „Wenn du nicht gehorchst, dann kommst du nach Haus Widey!“

Die Einrichtung nahm Mädchen ab etwa 14 Jahren und Kinder auf. Aufgrund der großen Nachfrage wurde schon 1925 ein Erweiterungsbau mit Kapelle errichtet. Es gab Schlafsäle mit vielen Betten sowie einen eigenen Bereich („Station“) für die Säuglinge und Kleinkinder. Die Schwestern bewohnten zum Teil gemeinsam mit den Mädchen die Gruppen. Später wurde ein eigenes Schwesternhaus gebaut. Pädagogisch arbeiteten die Schwestern in größeren Wohngruppen analog zu Famili-

ensystemen. Die Mitarbeit der Mädchen in den großen Versorgungsbereichen des Hauses wurde genutzt, um grundlegende Kenntnisse und Fertigkeiten für Gartenbau, Hauswirtschaft, Schneiderei und Wäschepflege zu vermitteln. Auch ein begleitender Unterricht fand statt. Überliefert ist, dass von Anfang an viel im Haus gefeiert wurde. Eigene Theateraufführungen und Fahrten standen regelmäßig auf dem Programm.

Und auch das gab es: unbekannte Mädchen, die nachts oder morgens vor der Haustür saßen und um Aufnahme baten, weil sie nicht mehr ein noch aus wussten. Von Anfang an galt der Grundsatz, Hilfe zu leisten, wo sie nötig ist. Das Haus überstand baulich weitgehend unbeschadet die beiden Weltkriege. So bot es in der Nachkriegszeit vorübergehend Unterschlupf für Kinder aus ausgebombten Heimen. 1980 schieden die Ordensschwestern, manche hochbetagt, aus Haus Widey aus. Andere pädagogische Fachkräfte kamen. Mit der Orientierung an den Nöten der Zeit wurden neue Angebote geschaffen. Ein Schwerpunkt ist bis heute die integrierte Arbeit für alleinerziehende Mütter und deren Kinder. Ziel ist es, die Mütter zum selbstständigen Leben mit ihren Kindern zu befähigen.

Seit 1981 bietet das Haus 88 Plätze, die sowie in der Jugendhilfe als auch in der Sozialhilfe belegt werden. Einige dieser Plätze stehen auch im Rahmen der Eingliederungshilfe für jungen Frauen mit seelischen Behinderungen sowohl für die Inobhutnahme von Mädchen bei akuter Gefährdung zur Verfügung. Jede Klientin hat ein Einzelzimmer, es gibt ferner Apartments und mehrere Übungswohnungen in Salzotten. Als anerkannte Berufsausbildungen werden angeboten: Hauswirtschafterin, Hauswirtschaftshelferin, Modenäherin, Modeschneiderin, Gärtnerin, Werkerin im Gartenbau und Textilreinigungswerkerin. Das Haus bietet auch ein breites Therapieangebot.

Im Jahr 1983 wurde eine eigene Förderschule im Sekundarbereich I gegründet, 1991 kam eine Berufsschule hinzu. Auch externe Schüler aus dem Kreis Paderborn werden aufgenommen. Die Schulen im Haus Widey werden vom SkF-Gesamtverein in Dortmund getragen. Seit nun über 100 Jahren ist Haus Widey Tag und Nacht geöffnet.

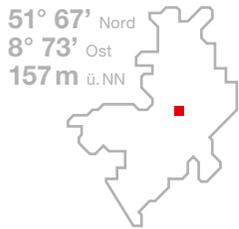
Georg Neuhaus

Haus Widey wurde 1913 als „Zufluchthaus“ eingeweiht, es sollte u. a. „gefährdeten und gefallenen“ jungen Mädchen Rettung und Schutz vor Rückfall gewähren.

Rechte Seite:

Näherei in den 1920er-Jahren
Fotos: Kreisarchiv Paderborn;
SkF Paderborn





64 | Borchlen

Die letzte Dienstfahrt

Ein Wegekreuz erinnert an den tragischen Unfalltod einer Caritas-Schwester



Rechte Seite: Die B 68 ist eine gefährliche Straße. Alle paar Kilometer erinnert ein Kreuz an einen tödlichen Unfall. Wo Valentina K. starb, stehen Kreuze am Straßenrand. Fotos: Karl-Martin Flüter

■ Es schien das normale Ende der Abendtour zu sein. Gegen 21.15 Uhr verabschiedete sich Valentina K. von Heinrich-Karl Hillebrand, ihrem letzten Patienten. Dann fuhr sie zur nur wenige Hundert Meter entfernten Zentrale der Caritas-Sozialstation St. Anna in Lichtenau. Sie deponierte wie immer die Schlüssel ihrer Patienten und machte sich auf den Heimweg nach Upsprunge, etwa 25 Autominuten entfernt. Am nächsten Tag, einem Sonntag, war sie für die Frühschicht vorgesehen, deshalb fuhr sie mit dem Dienstwagen.

Der Unfallhergang war später nicht mehr exakt zu rekonstruieren. Zeugen gab es nicht. Das Wetter an diesem 4. Dezember 2010 war kalt. Es herrschte Schneetreiben, aber der Schnee blieb nicht liegen, die Straßen waren frei. Die Bundesstraße 68 führt von Lichtenau nach Paderborn über die Höhen und durch die Täler der Paderborner Hochfläche. Wie fast immer herrschte starker Wind.

Gegen 21.30 Uhr befand sich Valentina K. in der Nähe der Ortschaft Dörenhagen. Dort fällt der Straßenverlauf plötzlich steil ab. In einer Senke hatte der Wind eine Schneewehe auf der Fahrbahn aufgehäuft. Valentina K. muss das Hindernis erst im letzten Augenblick gesehen haben. Beim Durchfahren der Schneewehe oder beim Versuch auszuweichen geriet ihr Wagen, ein roter VW Fox, ins Schleudern. Er fiel auf die Seite, rutschte in den tiefen Straßengraben und gegen einen Baum. Der Stamm traf den Pkw an seiner ungeschütztsten Stelle, am Wagendach.

Valentina K. starb noch an der Unfallstelle. Sie war dreißig Jahre alt, verheiratet und Mutter einer zweijährigen Tochter. Dieser Samstag war ein besonderer Tag für sie, ihr Hochzeitstag. Auf den Fotos, die in der Zentrale von St. Anna hängen, lächelt sie. Valentina K. war im Glauben tief verwurzelt. Vielleicht gab ihr das die Gelassenheit und die Freundlichkeit, an die sich alle erinnern, wenn sie über sie sprechen. Valentina K. war eine beliebte Kollegin. Auf sie war Verlass. Sie sprang häufig ein, wenn der Terminplan eng wurde.

Auch die Patienten mochten sie, weil sie sich für sie interessierte. Heinrich-Karl Hillebrand, ihr letzter Patient, schätzte ihre offene Art. Noch am Unfallabend redeten sie über ihren

Hochzeitstag. Nach dem Unfall plagte sich Hillebrand lange Zeit mit Schuldgefühlen, auch wenn ihm alle sagten, dass das vollkommen unbegründet sei. Die Pflegekräfte der Caritas kamen jeden Abend zu ihm. Dass er der letzte Patient der Tour war, war Zufall.

„Valentina K. war einfach zur falschen Stunde am falschen Ort“, sagt Christian Bambeck, Vorstand des Caritasverbandes Büren. Noch am Sonntag nach dem Unfall sicherten Polizei und Staatsanwaltschaft alle Daten, auch aus dem Smartphone, auf dem Valentina K. ihre Einsätze dokumentiert hatte. Alles war in Ordnung: Arbeitszeiten, Tourenplanung, Dienstplan. Das Auto funktionierte fehlerfrei.

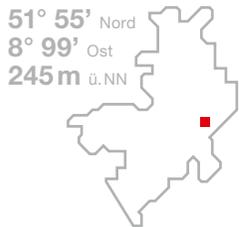
Weil sich der Tod von Valentina K. allen Erklärungsversuchen entzieht, fiel es allen noch schwerer, damit zurechtzukommen. Valentina K. ist auch Jahre später noch in der Sozialstation allgegenwärtig. Im Flur und im Besprechungsraum haben die Kolleginnen Fotos von ihr angebracht. „Immer noch habe ich das Gefühl, dass sie gleich zur Tür hereinkommen könnte“, sagt Ingrid Theda, die Leiterin der Sozialstation.

St. Anna ist eine von fünf Sozialstationen im Caritasverband Büren. Die häusliche Pflege in Lichtenau ist anders als in der Stadt. Lichtenau ist eine der flächenmäßig größten und dünn besiedelten Gemeinden in Nordrhein-Westfalen. Die Mitarbeiter der Sozialstation legen weite Strecken zu ihren Patienten zurück. Viele Straßen und Wege sind einsam und im Winter oft verschneit, das Mobilfunknetz hat große Lücken. Das, was Valentina K. geschehen ist, hätte jede ihrer Kolleginnen treffen können.

Auch deshalb hat das Ereignis viel verändert. Ein Gefühl der Achtsamkeit ist entstanden. Das Foto von Valentina K. in der Sozialstation wirkt wie eine stete Erinnerung daran, dass es etwas Wichtigeres gibt als die anstrengende Arbeit. „Wir gehen aufmerksamer miteinander um“, sagt Ingrid Theda. „Unfälle geschehen immer wieder, das ist einfach so. Aber wenn jetzt ein Anruf kommt, frage ich nur: Ist der Kollegin etwas passiert?“

Karl-Martin Flüter





65 | Warburg-Hardehausen

Ein Kloster prägte ganze „Zivi“-Generationen

Rund 3500 Zivildienstleistende durchliefen in Hardehausen die Einführungslehrgänge

■ 18 Jahre lang prägte die besondere Atmosphäre eines ehemaligen Zisterzienserklosters ganze Zivi-Generationen im Erzbistum Paderborn: Im Jugendhaus Hardehausen durchliefen von 1993 bis zum Ende des Zivildienstes 2011 rund 3500 junge Männer die Einführungslehrgänge, die das Zivildienstgesetz vorschrieb. Im Auftrag des Bundesamtes für den Zivildienst war der Diözesan-Caritasverband Paderborn Verwaltungsstelle für anerkannte Zivildienstplätze in 475 Dienststellen in Krankenhäusern, Altenheimen und anderen caritativen Einrichtungen im Erzbistum Paderborn. Vor 1993 hatten die Kurse in der Politischen Akademie Biggesees stattgefunden.



Klosteranlage in Hardehausen.
Foto: Bernd Schrewe/
Mues+Schrewe GmbH
Rechte Seite: Zivis in
einer Arbeitsgruppe
bei einem Kurs in
Hardehausen 1995
Foto: Ansgar Hoffmann

Für Josef Krautkrämer, der die Kurse leitete, bot das Jugendhaus das ideale Umfeld: „Das soziale Lernen in der Gruppe wurde durch die Tagesstruktur im Jugendhaus unterstützt.“ Außerhalb der Seminare gab es Möglichkeiten, Kontakt zu anderen Jugendgruppen im Haus aufzunehmen. Die Anfänge 1993 erlebte auch Michael Bieling mit, der zunächst seinen Zivildienst im Jugendhaus leistete und anschließend an der Pforte arbeitete. „Ich hatte immer ein gutes Verhältnis zu den Zivis in den Kursen, habe sie vom Bahnhof abgeholt oder bei Partys Getränke ausgeschenkt.“ Ihn selbst hat der Zivildienst sehr geprägt. „Ich wusste damals zunächst nicht, was ich werden will. Nach dem Zivildienst war klar: was Pädagogisches.“ Heute ist er Lehrer an einem Gymnasium.

Aus Sicht des Gastgebers seien die Zivildienstkurse in der Regel gut gelaufen, erinnert sich Georg Pahlke, damals wie heute im Jugendhaus Hardehausen tätig. „Es gab schon mal Kurse, die

für Schüler in den Orientierungstagen, die striktes Alkoholverbot hatten, einen Schwarzmarkt mit Bier aufmachten“, erzählt er schmunzelnd. Aber in Rücksprache mit Kursleiter Josef Krautkrämer habe das immer geregelt werden können. „Da hat er mehr Nerven gelassen als wir. Das war eine gute Zusammenarbeit.“

Für den Kursleiter war es kein 8-Stunden-Job: „Es ging nicht nur um eine fachliche Einführung, sondern auch darum, junge Menschen zu begleiten“, erklärt Josef Krautkrämer. „Wir mussten uns auch den Sorgen und Nöten der jungen Leute stellen.“ Er hatte ein offenes Ohr, wenn etwa die Freundin Schluss gemacht hatte, beteiligte sich an den Freizeitaktivitäten der Zivis. Weil die Zivis an ihren Einsatzstellen u. a. mit Krankheit und Leid konfrontiert wurden, war die Reflexion des Zivildienstes ein besonderer Schwerpunkt der Kurse. Immerhin sollte der Zivildienst auch ein „Lerndienst fürs Leben“ sein. Als Beauftragter des Bistums für die Zivildienstseelsorge war Hubert Löbbbecke in die Kurse im Jugendhaus Hardehausen eingebunden. „Das waren immer sehr interessante Diskussionen – sehr ungefiltert, oft kontrovers“, erinnert er sich. Den jungen Männern erläuterte er das Interesse der Kirche am Zivildienst und an Menschen in schweren Lebenssituationen.

Ganz praktisch wurde dies auch während der Kurse bei gemeinsamen Aktionen der Zivis mit den Bewohnern des nahe gelegenen Heilpädagogischen Therapie- und Förderzentrums (HPZ) St. Laurentius in Warburg. „Bei Tagesaktionen haben die Zivis dann Schnitzeljagden, Fußballturniere oder ein gemeinsames Lagerfeuer veranstaltet“, berichtet Josef Krautkrämer und erinnert sich an eine Aktion, bei der einer der Menschen mit Behinderung plötzlich spurlos verschwunden war. Eine große Suchaktion wurde eingeleitet, die Polizei verständigt. „Gefunden wurde er dann 200 Meter entfernt in einem kleinen Wäldchen, wo er ein Schläfchen machte.“

Mit dem Ende des Zivildienstes endete eine Ära. Entsprechend wurden die Teilnehmer des letzten Lehrganges gebührend verabschiedet. Rückblickend würdigt Josef Krautkrämer den Zivildienst: „Viele Angebote für Hilfsbedürftige wären ohne ihn nicht möglich gewesen.“

Markus Jonas



Leitlinien

Selektion
als der
Maßstab

Leitlinien

Sicherheit
durch
Hilfsmittel

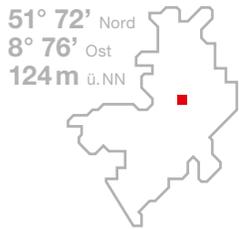
Sensibilität

Leitlinien
Sensibilität

Leitlinien
Sensibilität

Leitlinien

Leitlinien



66 | Paderborn

„Die Ärmsten des Volkes“

Hunderttausende „Wanderarbeiter“ zogen in der Weimarer Republik über die Landstraßen

Rechte Seite:
Auf festgelegten Routen zur nächsten Wanderarbeitsstätte:
Die Strecken für das Heer der Arbeitsuchenden waren auf der „Wanderkarte von Westfalen“ verzeichnet.
Illustration aus: „Caritas im Bistum Paderborn im Jahre 1929“, Seite 36
Unten: „Der Wanderer“ war von 1897 bis 1941 das Fachorgan der Wohnungslosenhilfe in Deutschland.

■ Nein, mit einer Wanderkarte im heutigen Sinn hat diese „Wanderkarte von Westfalen“, abgedruckt im Jahresbericht 1929 des Diözesan-Caritasverbandes, nichts zu tun. „Wanderer“, so bezeichnete man jene Personengruppe, die der Verlust ihres Arbeitsplatzes auf die Landstraßen getrieben hatte, um sich fern der Heimat oft als Tagelöhner durchzuschlagen. „Wanderarbeiter“ würde man heute sagen. Wer dabei Bilder aus China vor Augen hat, liegt nicht falsch, denn es waren zu Spitzenzeiten gegen Ende der Weimarer Republik Hunderttausende, die bettelarm über die Straßen zogen – auf der Suche nach Arbeit, Brot und Unterkunft. Die Not war unvorstellbar. Eine Arbeitslosenversicherung wurde erst 1927 eingeführt, war aber mangels Rücklagen wirkungslos, um die Folgen der Weltwirtschaftskrise 1929 aufzufangen.

Das Phänomen von Massenarbeitslosigkeit war dennoch nicht neu. Bereits in den 80er-Jahren des 19. Jahrhunderts standen Tausende arbeitslose Männer aus den Industrie-Revieren buchstäblich auf der (Land-)Straße. Die Bettelei an den Haustüren wurde erstmals als ernsthaftes Problem beschrieben. Vor allem warf es das bisherige System der Armenfürsorge über den Haufen. Denn Arme waren bislang von ihrem Heimatort, dem „Unterstützungswohnsitz“, zu versorgen – wer sich von zu Hause fortmachte, hatte keinen Anspruch mehr auf Hilfe und musste sich als Bettler durchschlagen. Der Staat sah in der „Vagabunden-Frage“ zunächst eine polizeiliche Herausforderung.

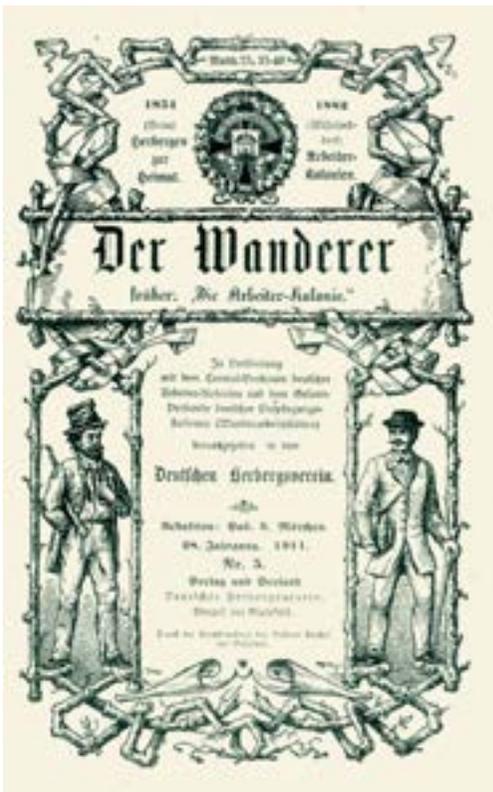
Zu den Ersten, die echte Hilfe statt bloßer Verdächtigung anboten, gehörte der evangelische Pastor Friedrich von Bodelschwingh. Unter dem Motto „Arbeit statt Almosen“ gründete er 1882 bei Bielefeld eine sogenannte Arbeiterkolonie,

deren Bewohner den unfruchtbaren Sandboden der Senne kultivierten. Nach diesem Vorbild entstand 1888 mit „Maria Veen“ bei Reken (Münsterland) die erste katholische Arbeiterkolonie in Westfalen. Keine Geringeren als die Bischöfe von Münster, Osnabrück und Paderborn waren im Vorstand des Trägervereins, des bis heute bestehenden Vereins für katholische Arbeiterkolonien in Westfalen, vertreten.

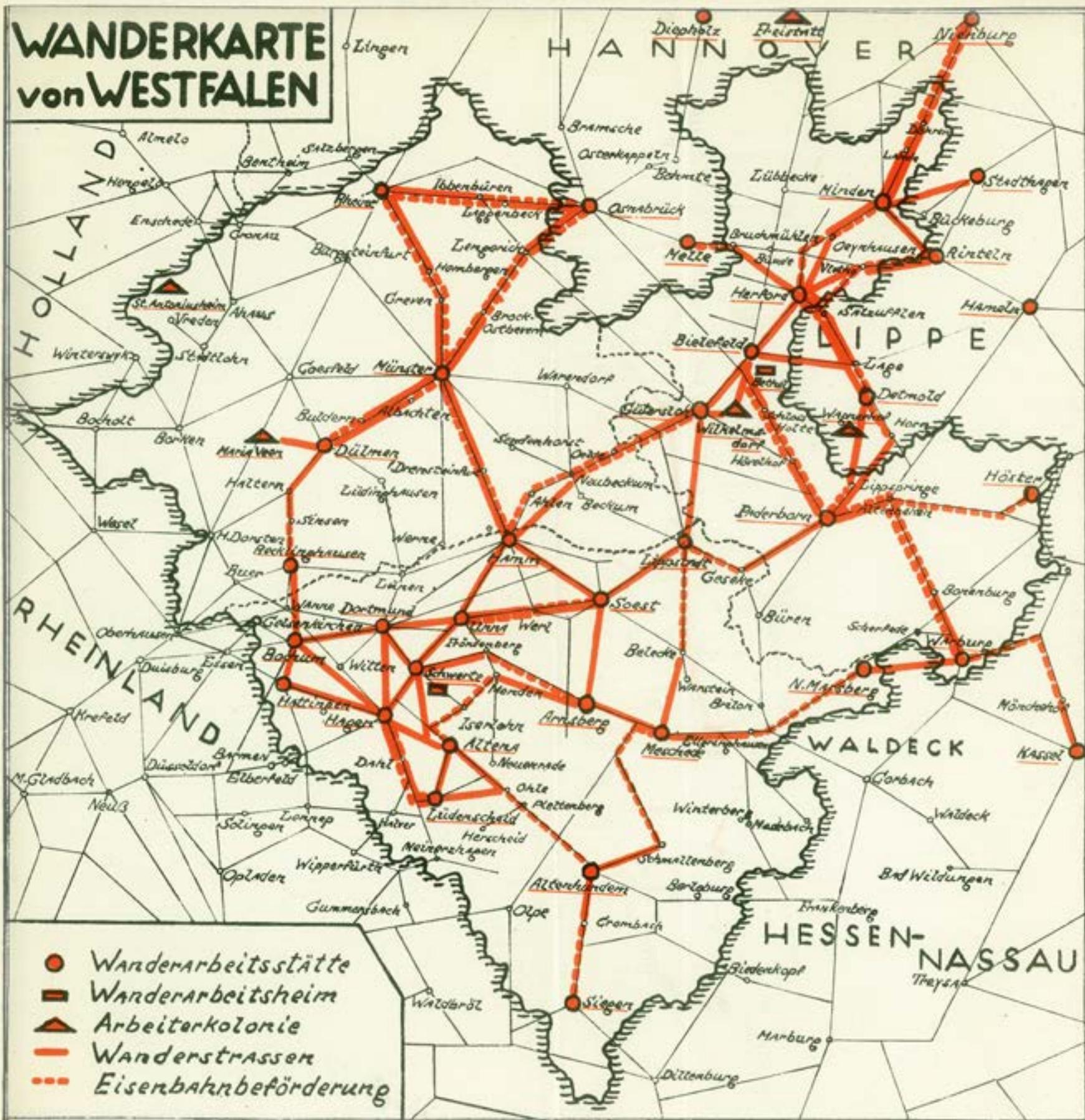
Doch die wenigen Arbeiterkolonien reichten nicht aus, um auf Dauer wirksame Hilfe zu leisten. Das Preußische Wanderarbeitsstättengesetz und später die Reichsfürsorgeverordnung von 1924 ermöglichten ein Hilfsangebot, das, ergänzend zu den Arbeiterkolonien, viele dezentrale Anlaufpunkte vorsah. Diese sogenannten Wanderarbeitsstätten boten den Arbeitsuchenden für einige Tage Unterkunft, Verpflegung und vermittelten Gelegenheitsarbeiten. Aufgenommen wurden männliche Personen ab 16 Jahren. Diese durften nicht mehr als zehn Mark besitzen, ab 1929 nicht mehr als zwei Mark. Die Wanderarbeitsstätten boten keine Dauerunterkunft. Nach wenigen Tagen mussten die Männer auf der Suche nach Arbeit weiterziehen – auf festgelegten Routen zur nächsten Wanderarbeitsstätte. Entweder zu Fuß oder mit der Bahn. Die Strecken waren auf der „Wanderkarte von Westfalen“ verzeichnet.

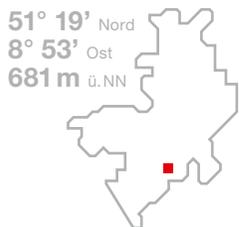
Nachdem sich die katholische Kirche lange Zeit in diesem Hilfe-System wenig engagiert hatte, sollte sich dies Ende der 20er-Jahre ändern. Allein im Bistum Paderborn entstanden fünf sogenannte „Christophorushäuser“: in Meschede, Altenhündem, Niedermarsberg, Lippstadt und in Arnsberg. Allein in Meschede beherbergte man 1929 fast 7 200 Personen, also fast 20 pro Tag. Die Diözesan-Caritasverbände Paderborn und Münster richteten eine gemeinsame Fachabteilung ein, den „Westfälischen Wandererdienst“. Auch beim Deutschen Katholikentag 1927 in Dortmund wurde die Sorge um die „Ärmsten des Volkes“ thematisiert. Man sprach in kirchlichen Publikationen von einer „Diözese ohne Seelsorge“, denn die Zahl der über 200 000 katholischen Erwerbslosen auf den Straßen Deutschlands entsprach der einer kleinen Diözese. Deren Mitgliedern dürfe das zeitliche und ewige Heil nicht verwehrt werden.

Jürgen Sauer



WANDERKARTE von WESTFALEN





67 | Winterberg

Lernen, die eigenen Bedürfnisse zu achten

In der Mutter-Kind-Klinik St. Ursula können Mütter „auftanken für den Alltag“



Karin Krohn leitet die
Kurklinik St. Ursula
in Winterberg seit 2013.

Rechte Seite: Kristina Claßen
„tankt“ in Winterberg auf: Bald
steigt sie nach der Familienzeit
wieder ins Berufsleben ein.
Fotos: Andreas Wiedenhaus

■ Die Mutter-Kind-Klinik St. Ursula liegt mitten im Hochsauerland auf dem 700 Meter hohen Mittelsberg und ist wie geschaffen dafür, Abstand zu gewinnen und einen Überblick zu bekommen. Etwas, was vielen Müttern im alltäglichen Stress verloren gegangen ist. Ein idealer Ort für Mutter-Kind-Kuren also.

Ute Strobel lächelt entspannt. Sie schaut aus dem Fenster auf bewaldete Hänge, die in der Sonne grün leuchten: „Ein toller Blick!“ Die vierfache Mutter aus Eschborn ist mit drei ihrer Kinder in St. Ursula und zieht nach zwei Wochen eine ebenso knappe wie positive Zwischenbilanz: „Ich kann wieder entspannen und ausruhen!“ Das hatte sie, gibt sie zu, im Alltag fast verlernt: Mit vier Kindern und einer halben Stelle bewegte sie sich nach eigener Aussage „am oberen Limit“.

Sie hat die umfangreichen Therapieangebote der Klinik genutzt. Aber auch die Chance, die Routine und die Strukturen, in denen ihr Leben verläuft, zu überdenken. „Irgendwann vergisst man, dass man auch noch etwas für sich selbst tun muss.“ In Winterberg habe sie die Möglichkeit gehabt, zur Ruhe zu kommen und Dinge zu tun, „für die mir sonst die Zeit fehlt“.

Kristina Claßen möchte in Winterberg „Kraft auftanken“. Sie steht vor einer neuen Lebensphase, die ihr einiges abverlangt wird: In ihrer Elternzeit hat sie Betriebswirtschaft studiert und wird jetzt wieder ins Berufsleben einsteigen. Sie ist zum dritten Mal in einer Kur und hat ebenfalls viel Lob für die Winterberger Klinik: „Hier passt alles – vom Therapieplan bis zur Kinderbetreuung.“

Beide Mütter betonen, wie sehr es für sie darauf ankommt, dass sie ihre Kinder gut aufgehoben wissen. „Der Nachwuchs muss gut versorgt sein, das ist eine Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Kur“, macht Karin Krohn deutlich: „Nur so können die Mütter wirklich abschalten und sich auf die Therapien konzentrieren.“ Die 50-Jährige leitet die Klinik seit 2013.

Eröffnet wurde das Haus 1967 als Kinderkurheim der Ursulinen zu Breslau. Weil die Zahl der Kinderkuren kontinuierlich abnahm, gab es ab 1982 auch Mutter-Kind-Kuren. Um die Räumlichkeiten den neuen Anforderungen anzupassen, wurde

die Klinik von 1994 bis 1997 unter anderem um eine Turnhalle erweitert. Mit dem Beginn der Bauarbeiten änderte sich auch die Trägerschaft des Hauses: Der Konvent der Ursulinen übergab die Geschäftsführung der Mutter-Kind-Klinik an die Caritas Kur- und Erholungsheime im Erzbistum Paderborn e. V.

„Damit so eine Kur ein Erfolg wird, müssen die Frauen mitarbeiten und offen für die Angebote sein“, beschreibt die Klinikleiterin einen wichtigen Aspekt des dreiwöchigen Aufenthalts. Schließlich sei es „kein Urlaub, den wir hier bieten“. Solche Missverständnisse seien aber auch selten. Die allermeisten Mütter wüssten, dass sie in der Kur auch „gefordert“ würden: „Schon beim Aufnahmegespräch befassen wir uns mit der Frage, was während der drei Wochen erreicht werden soll“, schildert Karin Krohn die erste Station auf dem Weg zu einer erfolgreichen und nachhaltigen Kur.

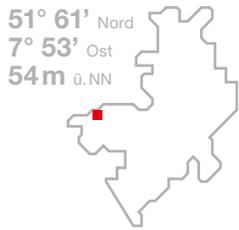
Auf dieses Ziel hin wird dann das individuelle Therapieprogramm ausgerichtet. Karin Krohn: „Einiges tritt aber auch erst während des Aufenthaltes zutage.“ Häufig geschieht dies im Austausch mit anderen Müttern: „Die Gruppengespräche haben in diesem Zusammenhang eine wichtige Funktion.“ Frauen, die sonst auf sich selbst gestellt seien, lernten „Mitbetroffene“ kennen und erführen Solidarität: „Für manche eine völlig neue Erfahrung.“

Viele Mütter seien heute so im Stress, dass sie einen regelrechten „Tunnelblick“ entwickelten und ihre eigene Situation selbst gar nicht mehr beurteilen könnten. In diesem „Hamster-rad“ gefangen, funktionierten sie nur noch, „ohne nach rechts und links zu schauen“.

Umso schöner sei, erklärt die Klinikleiterin, wenn diese Frauen während der drei Wochen in Winterberg „den aufrechten Gang“ wieder lernten: „Man kann diese Veränderung mit schöner Regelmäßigkeit beobachten. Frauen, die gestresst hier ankommen, spüren wieder Lebensfreude und strahlen das auch aus.“ Sie haben während des Aufenthaltes die Möglichkeit, so bringt es Karin Krohn auf den Punkt, „auf das eigene Leben zu schauen und festzustellen, was sie ändern müssen“.

Andreas Wiedenhaus





68 | Lünen

Caritas macht mobil

Hilfe nach Fahrplan: ein ausgedienter Linienbus als Beratungsstelle und Kleiderkammer

Wenn die Menschen nicht zur Caritas kommen, muss die Caritas zu den Menschen kommen: Mit einem ausgedienten Linienbus geht der Caritasverband in Lünen in den 90er-Jahren neue Wege, um Menschen zu erreichen, die nicht in der Lage sind, zentrale Angebote aufzusuchen.
Foto: Caritasverband Lünen

■ Lünen, eine Stadt zwischen Ruhrgebiet und Münsterland, genau an der Nahtstelle zwischen dem größten Ballungszentrum Europas und ländlicher Idylle. Zusammen mit den benachbarten Städten Selm und Werne leben rund 140 000 Einwohner auf einer Fläche von knapp 180 Quadratkilometern. Genau diese Fläche war das Problem, das 1996 dem Caritasverband Lünen und der Pfarrcaritas in den drei Städten Sorgen bereitete: Für zu viele Menschen in unterschiedlichen Notlagen gab es zu lange Wege – trotz öffentlichen Nahverkehrs. Hinzu kam die natürliche Schwellenangst vieler Menschen, Beratungsstellen oder Hilfsangebote wie Kleiderkammern aufzusuchen.

Wenn die Menschen nicht zur Caritas kommen, muss die Caritas zu den Menschen kommen! Diese Idee kam während einer Mittagspause von Caritas-Mitarbeitenden auf. Die Lösung: Eine mobile Versorgung muss her. Wie das am besten realisiert werden könnte, darüber wurde heftig diskutiert. Man einigte sich auf die Version „Bus“. Einen gebrauchten Linienbus müsste man kaufen, umbauen und so einrichten, dass darin gleich mehrere nebeneinander anzubieten ist: Information, Beratung und gebrauchte Kleidung. Die Konzeption wurde von Anfang an mit den Pfarrgemeinden in den drei Städten gemeinsam überlegt. Dabei ging es nicht nur um Fahrpläne und Standorte; noch wichtiger war es, Ehrenamtliche aktiv einzubeziehen. Sie sind die „Experten“ vor Ort. Sie können über Angebote in den Pfarreien, in Vereinen und in der politischen Gemeinde informieren, sie sind in der Lage, Kontakte herzustellen und bei Interesse auch im mobilen Kleiderladen mitzuhelfen.

Nachdem ein ehemaliger Linienbus erworben war, entstand in seinem hinteren Teil ein Bereich für Informations- und Beratungsgespräche. Diese konnten völlig ungestört von der Kleiderausgabe erfolgen; die fand im vorderen Busteil statt. Der Informations- und Beratungsbereich wurde mit fest installiertem Mobiliar so angenehm wie möglich zu einem Beratungsraum gestaltet. Der vordere Busteil wurde bis zum Mitteleinstieg zum Kleiderladen umfunktioniert. Beratung und Information übernahm eine Sozialarbeiterin, die schon in ihrem Anerkennungsjahr beim Caritasverband Lünen die sozialen Strukturen

der drei Städte kennengelernt hatte. Sie hatte beste Kontakte aufgebaut zu den Ehrenamtlichen in den Pfarreien und zu den sozialen Diensten und Einrichtungen im Umfeld. Die Aufgaben des Busfahrers übernahm ein Berufskraftfahrer im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme (ABM).

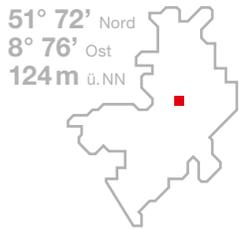
Als es dann endlich losging mit dem Caritas-Bus, trat ziemlich bald Enttäuschung ein. Offenbar hatte die Öffentlichkeitsarbeit nicht funktioniert. Mitteilungen über Zeitungen und Pfarrbriefe waren erfolglos geblieben, stattdessen mussten Handzettel und Plakate erstellt werden, für jede der drei Städte gesondert und alles in deutscher, russischer, türkischer und polnischer Sprache. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten: Der Caritas-Bus wurde in erstaunlichem Maße akzeptiert.

In der folgenden Zeit wurde die Konzeption immer wieder überprüft und nachgebessert. Das betraf Tourenplan und Tourenrhythmus. Einige Standorte konnten fallen gelassen, andere mussten neu hinzugenommen werden; an manchen Stellen konnte der Zeittakt ausgedünnt, an anderen musste er verdichtet werden. Insgesamt lief die Sache sehr gut, nicht zuletzt wegen der ungebrochen guten Unterstützung durch viele Ehrenamtliche in den Gemeinden.

Über lange Zeit hoffte der Caritasverband, den Bus noch viele Jahre einsetzen zu können. Doch das Ende kam schon bald und hatte einen eher banalen Grund: Die ABM für den Busfahrer lief aus. Ehrenamtliche, die einen Bus-Führerschein besaßen, gab es nicht. Und so blieb das ungewöhnliche Hilfsangebot eine Episode. Doch vielleicht erlebt diese Episode an anderer Stelle eine Renaissance. Denn immerhin wurden in Lünen wertvolle Erfahrungen für Caritasverbände gesammelt, die große Flächen bedienen müssen und dem demografischen Wandel mit kreativen Ideen begegnen wollen.

Rolf Leimann





69 | Paderborn

Die Höhen und Tiefen eines Jahrhunderts

Der Kapitelsfriedhof am Hohen Dom zu Paderborn: Ruhestätte von Caritas-Vorsitzenden

■ Der Kapitelsfriedhof am Hohen Dom ist für jeden Paderborn-Besucher ein Muss. „Zum Dreihäsenfenster“ – das Schild am Portal verrät den Grund: An der nördlichen Stirnseite des Friedhofs ist es zu bewundern, das berühmte Fenster, in dessen Maßwerk drei springende Hasen in Kreisform angeordnet sind, und zwar so, dass die Löffel aneinanderstoßen. Die mächtigen Eibenbüsche, sorgsam auf Kugelform geschnitten, dazu die gotische Architektur des mittelalterlichen Kreuzgangs geben diesem Friedhof ein besonderes Flair. Hier ruhen sie, die verstorbenen Domkapitulare und Weihbischöfe am Paderborner

Gestapo verhört worden. 1937 wurde er zum Vorsitzenden des Verbandes ernannt; er schaffte es gemeinsam mit dem neuen Direktor Rudolf Dietrich, den Caritasverband vor der Auflösung zu bewahren, musste aber erleben, dass zahlreiche Krankenhäuser, Heime und andere Caritas-Einrichtungen bis 1945 in Trümmern lagen und viele Caritas-Männer und -Frauen ihren Einsatz für den Nächsten mit dem Leben bezahlten.

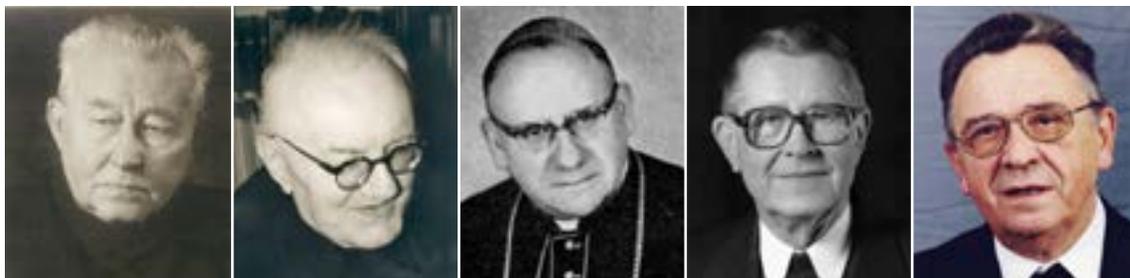
Weihbischof Dr. Wilhelm Tuschen (1903–1961) übernahm 1961 von Prälat Braekling das Amt des Vorsitzenden. Für den dritten Caritas-Vorsitzenden hatte es nur zu einem Antrittsbesuch in der Verbandsgeschäftsstelle gereicht. Er starb mit 58 Jahren. Am 30. September 1961 begann dann mit Weihbischof Dr. Paul Nordhues als neuem Vorsitzenden die „Ära Nordhues“: Die Mitgliederzahlen schnellten durch kreative Werbeaktionen in die Höhe, das Caritas-Ehrenamt erlebte eine Blüte in den Gemeinden. Er starb 2004.

Direkt neben seinem Grab liegt seit 2012 sein Nachfolger Prälat Joseph Becker begraben. Die beiden Caritas-Männer waren grundverschieden:

hier der Akademikersohn aus Dortmund, dort Becker, der Bauernsohn aus dem Waldeckischen, der als Kind Kühe gehütet hat. Diese scheinbar gegensätzlichen Charaktere ergänzten sich für die Caritas auf sympathische Weise. Nordhues, der auch im Ruhestand ein wacher Beobachter (und Kritiker) des Caritasverbandes war, Becker, der als Meister der mündlichen Kommunikation die seltene Gabe hatte, innerhalb kürzester Zeit direkte Brücken zu den Menschen zu schlagen. Bis 2002 war er Vorsitzender des Verbandes.

87 Jahre Caritasgeschichte an einem Ort vereint – in Personen, die auf ihre eigene Art als „Originale“ die Caritas prägten und zugleich das 20. Jahrhundert in seinen Höhen und Tiefen erlebt haben. Die Tiefen erschließen sich, wenn man den Friedhof verlässt: Dort liegen in einer Ecke die Reste einer Luftmine vom 22. März 1945. Sie zerfetzte damals die Besucher einer Jugendmesse im Dom.

Jürgen Sauer



Leiteten als Vorsitzende
den Diözesan-

Caritasverband (v. l.):
Prälat Christian Bartels
(1915–1934),

Prälat Dr. Aloys Braekling
(1934/37–1961),

Weihbischof Dr. Wilhelm
Tuschen (1961),

Weihbischof Dr. Paul
Nordhues (1961–1973) und

Prälat Joseph Becker
(1973–2002)

Fotos: Archiv Diözesan-

Caritasverband

Rechte Seite:

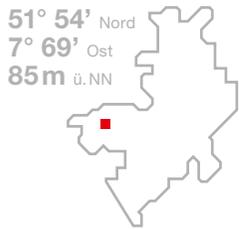
Der Kapitelsfriedhof am
Hohen Dom in Paderborn

Foto: Markus Jonas

Dom. Fünf von ihnen haben die Geschichte des Paderborner Diözesan-Caritasverbandes über fast 100 Jahre geprägt: Prälat Christian Bartels, der Gründungsvorsitzende (vgl. Beitrag Nr. 26), er starb 1939. Sein Nachfolger war Prälat Aloys Braekling. Der Lehrersohn aus Castrop-Rauxel promovierte nach seiner Priesterweihe im Fach Nationalökonomie an der Universität Freiburg. Dort freundete er sich mit Lorenz Werthmann an, dem Gründer des Deutschen Caritasverbandes.

Braekling nahm 1915 als Vikar in Bochum an der Gründungsversammlung des Diözesan-Caritasverbandes in Dortmund teil. Zwei Jahre später sollte er als „Caritas-Sekretär“ der erste hauptamtliche Mitarbeiter des Verbandes werden. Braekling begann sofort mit Mitgliederwerbungen in den Pfarreien. Bald schossen örtliche Caritasvereine aus dem Boden, insbesondere im Ruhrgebiet. 1935 musste ihn Erzbischof Klein durch die Ernennung zum Domkapitular aus der Schusslinie der Nazis nehmen; dreimal war Braekling von der





70 | Unna

Seismograf der Weltgeschichte

Der Katholische Lagerdienst in der Landesstelle Unna-Massen



■ Bereits unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden in den damaligen Westzonen Einrichtungen für Flüchtlinge und Vertriebene aus den deutschen Ostgebieten. Für Nordrhein-Westfalen war dies zunächst eine ehemalige Kaserne in Siegen. 1951 wurde dann in Unna mit dem Bau von Wohnraum für diese Menschen begonnen – damals noch mit der Absicht, die gesamte Anlage später einmal als Bergarbeitersiedlung zu nutzen. Dazu ist es nie gekommen. Die Einrichtung im Ortsteil Massen sollte sich als Seismograf der Weltgeschichte erweisen. Stets war sie mit neuen Flüchtlingswellen konfrontiert. Etwa nach dem Volksaufstand in der DDR 1953, dem Ungarnaufstand 1956, nach dem Mauerbau 1961, nach dem Einmarsch sowjetischer Truppen in die Tschechoslowakei 1968 oder mit den „Boatpeople“ nach dem Ende des Vietnamkrieges. Bis zu 5000 Personen konnte das Lager in Unna-Massen in Spitzenzeiten aufnehmen.

Mit der Perestroika Mitte der 80er-Jahre nahm der Zuzug von deutschstämmigen Personen aus der damaligen Sowjetunion enorm zu. Die Öffnung der Grenzen Ungarns und die Umsiedlung der Botschaftsbesetzer aus Prag und Budapest leitete schließlich die Wende ein. Dies alles führte zu einem Zustrom von Menschen, für die man in Unna und darüber hinaus vor allem eins brauchte: Platz. Mitunter gab es 50 Außenstellen, darunter auch einige auf Rheinschiffen.

Der Katholische Lagerdienst, getragen vom Diözesan-Caritasverband, verstand sich als subsidiäres Hilfesystem. Das heißt, er trat in Aktion, wenn staatliche Hilfen ausgeschöpft waren oder ergänzt werden mussten. Die Hilfen reichten von der Einzelfallhilfe über Sprachförderung bis zur schulischen Förderung bei Kindern und Jugendlichen. Auch nach ihrem Aufenthalt in Unna-Massen wurden die Betroffenen von der Caritas nicht alleingelassen: Die örtlichen Caritasverbände in NRW übernahmen die Begleitung und halfen bei der Integration, auch in die kirchlichen Gemeinden.

Der Katholische Lagerdienst stand für individuelle, passgenaue Hilfen, die über das gesetzliche Soll hinausreichten. Ein typisches Beispiel unter den vielfältigen Angeboten waren Sprachkurse für Personen, die darauf keinen Rechtsanspruch

hatten. Mit dem Kriegsfolgenbereinigungsgesetz fielen ab Januar 1993 die „sonstigen mit einreisenden Familienangehörigen“ ganz aus den gesetzlichen Integrationsmaßnahmen heraus. Für sie entwickelte der Lagerdienst Motivationskurse zum Erwerb der deutschen Sprache. Als 1987 mit den politischen Veränderungen in der UdSSR ein wahrer Exodus einsetzte, wurde neben Friedland 1988 eine weitere Erstaufnahmestelle in Unna-Massen aufgebaut; Mitte 1989 wurde sie nach Hamm verlegt. Die Räume reichten einfach nicht aus: Zeitweise schliefen die Menschen in Zelten oder in Containern.

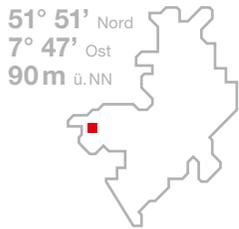
„Katholischer Lagerdienst“ war ein Qualitätsbegriff, nicht nur in NRW. Deshalb wurde der Name erst relativ spät, 1996, in „Katholische Aussiedler- und Flüchtlingshilfe“ geändert. Es gab inzwischen keine Lager mehr, und es galt, sprachliche Sensibilität zu zeigen, etwa gegenüber den jüdischen Emigranten aus der ehemaligen Sowjetunion oder den zahlreichen Bürgerkriegsflüchtlings aus dem ehemaligen Jugoslawien.

Das Engagement des Katholischen Lagerdienstes bzw. der Katholischen Aussiedler- und Flüchtlingshilfe entsprach nicht immer den Vorstellungen der Behörden. Als z. B. 1988 gegen Ende der Sommerferien die Garantiefondsmittel für den Schulbereich gekürzt werden sollten, kündigte der Katholische Lagerdienst an, das sowjetische Fernsehen einzuschalten, um zu zeigen, dass es in Deutschland kein Geld für Aussiedlerkinder gibt. Am nächsten Tag wurden die Mittel wieder aufgestockt. 1990 erreichten der Lagerdienst durch massiven Protest, dass fünfzig Menschen nicht nach Polen ausgewiesen wurden. 1993 war eine ältere Dame aus Kasachstan angekommen; eigentlich hätte sie zurückgemusst. Der Katholische Lagerdienst vermittelte sie in eine Ferienfreizeit, wo sie ihren Aufenthalt durch Mitarbeit in der Küche verdiente. Nach 14 Tagen wurde erreicht, dass auch ihre in Kasachstan zurückgelassenen Kinder nach Deutschland kommen konnten.

Bernhard Dittrich

Bis 2009 bestand in der Landesstelle Unna-Massen die Katholische Aussiedler- und Flüchtlingshilfe des Caritasverbandes. Foto: Diözesan-Caritasverband Paderborn
Rechte Seite: Unna-Massen: Start in ein neues Leben
Foto: Christoph Meinschäfer





71 | Dortmund

Als die Aschenbecher flogen ...

1973 wurde die erste Beratungsstelle für Schwangere eingerichtet

Ingrid Keim war 1973 die erste Leiterin der katholischen Schwangerschaftsberatung im Erzbistum Paderborn. Im Vorfeld der Eröffnung ging es hoch her: Gegner dieses Angebotes stürmten eine Informationsveranstaltung.

Foto: Karl-Martin Flüter

■ Das neue Büro, in das Ingrid Keim am 15. April 1973 einzog, bestand aus einem einzigen Raum. Doch schon wenige Zeit später war aus dem schlichten Zimmer eine bistumsweite Anlaufstelle geworden, die im Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit stand: die „Zentrale Beratungsstelle bei unerwünschten Schwangerschaften“ in der Erzdiözese Paderborn.

„Es ging hoch her“, erinnert sich Ingrid Keim an die Zeit vor mehr als vierzig Jahren. Der Bundestag diskutierte im Frühjahr 1973 über den geplanten „Abtreibungsparagrafen 218“. Die Diskussion über den Schwangerschaftsabbruch polarisierte die Bevölkerung und zog tiefe Gräben zwischen Gegnern und Befürwortern der vorgesehenen Fristenlösung, die einen Abbruch innerhalb eines bestimmten Zeitrahmens straffrei stellte.

Nur zehn Tage nach der Eröffnung der Beratungsstelle, am 25. April 1973, kritisierten die deutschen Bischöfe das Gesetz in einem Hirtenbrief: „Wir Bischöfe müssen nachdrücklich erklären: Sittlich erlaubt ist eine Abtreibung auch in schweren Konfliktfällen niemals. Der Mensch und die Gesellschaft stehen unter dem Gebot Gottes: Du sollst nicht töten.“

In diesem angespannten Umfeld zog die neue Beratungsstelle – „Kommandostelle im Kampf gegen die Abtreibung“, wie eine Dortmunder Zeitung schrieb – Hilfesuchende und Unterstützer, aber auch Gegner an. Bei einer Veranstaltung der Beratungsstelle in Dortmund mussten die Teilnehmer unter den Tischen Schutz suchen, als Gegner den Saal stürmten und mit Aschenbechern warfen, nachdem ihnen die Argumente ausgegangen waren.

Das Erzbistum Paderborn setzte nicht nur auf Worte. Wirkungsvolle soziale Hilfen sollten schwangeren Frauen die Entscheidung gegen einen Abbruch erleichtern. Zu diesem Zweck hatte das Erzbistum Paderborn zusammen mit dem Diözesan-Caritasverband und dem Sozialdienst katholischer Frauen (SkF) die Beratungsstelle gegründet.

Die Verantwortung lag am Anfang ganz allein bei der damals 36-jährigen Ingrid Keim. Die gebürtige Dortmunderin kam nicht ohne Vorerfahrungen. Sie hatte bereits beim SkF im Meschede Frauen beraten. Für die neue Aufgabe – und für ein Einsatzgebiet im gesamten Bistum zwischen Dortmund und

Minden – stand ihr in den Anfangsjahren nur eine Sekretärin zu Verfügung.

Entmutigen ließ sich Ingrid Keim nicht. Ein Plakat in ihrem Büro machte Besuchern klar, worum es ging: „Nicht abtreiben – abgeben zur Adoption“. Tatkräftig baute Ingrid Keim ein diözesanweites Netzwerk von Unterkünften für schwangere Frauen auf – oft in kirchlichen Einrichtungen wie in Personalwohnheimen von Krankenhäusern, in Altenheimen oder Klöstern –, und sie stärkte die Adoptionsarbeit im Bistum. Die Beratungsstelle vermittelte Wohnungen, finanzielle Hilfen und praktische Unterstützung. Die Mittel dazu kamen unter anderem aus einem Fonds des Erzbischofs, später auch über den 1981 gegründeten Verein „Hoffnung für das Leben“. 1977 wurde das Angebot im Bistum ausgeweitet. Jede „Seelsorgeregion“ erhielt eine Beratungsstelle. Zu gewinnen war der Kampf gegen den staatlich legitimierten Schwangerschaftsabbruch auch so nicht. 1980 wurden in Nordrhein-Westfalen fast 25 000 Abtreibungen registriert, fast ein Fünftel allein in Dortmund. Die Beratungsstelle hatte immerhin in selben Zeitraum 516 Frauen beraten und so dabei geholfen, dass 328 Kinder zur Welt kamen.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Ingrid Keim bereits die Unterstützung weiterer angestellter Mitarbeiterinnen. Sie selbst hatte ihr Engagement über das Bistum hinaus ausgedehnt. Ihr Fachwissen war unter anderem bei der Erarbeitung von Bundesgesetzen gefragt. Dass die Rolle katholischer Beratungsstellen durch das Bundesverfassungsgericht 1993 bekräftigt wurde, ist auch auf das erfolgreiche Wirken der Dortmunder Beratungsstelle zurückzuführen.

Als der Caritasverband für das Erzbistum Paderborn auf ein Vierteljahrhundert Schwangerschaftsberatung im Erzbistum zurückblickte, war Ingrid Keim bereits im Ruhestand. 90 000 Frauen hatten da seit 1973 eine Schwangerschaftsberatungsstelle im Erzbistum Paderborn aufgesucht. Und die Arbeit der Beratungsstelle bleibt nach wie vor gefragt. Heute bestehen bistumsweit 14 Schwangerschaftsberatungen – sie alle gehen zurück auf das kleine Büro, das Ingrid Keim 1973 in Dortmund eröffnet hat.

Karl-Martin Flüter



72 | Kattowitz, Polen

Der lange Treck der Nächstenliebe

Hilfsgüter für Polen: Caritas-Lkw bringen mehr als Lebensmittel und Bekleidung

■ Polen, Dezember 1981: Das kommunistische Regime zieht mit der Ausrufung des Kriegsrechtes die Notbremse, um die sich ausbreitende Reformbewegung mit ihrem Ruf nach Demokratie und Freiheit zu beenden. Man fürchtet ein Eingreifen der Sowjetunion. Was im Westen zunächst als politische Krise des Landes wahrgenommen wird, entpuppt sich gleichzeitig als wirtschaftliche Katastrophe mit gravierenden Folgen für die Bevölkerung. „Ein Sechstel der Bevölkerung lebt unter dem Existenzminimum; Schätzungen zufolge müssen sogar 40 Prozent der Kinder mit weniger auskommen, als sie nach Expertenansicht zum Leben benötigen“, erklärt der Deutsche Caritasverband in einem Rundschreiben an die Diözesan-Caritasverbände. Vor allem kranke, alte und erwerbsunfähige Menschen seien von der Armut betroffen.

Im Winter 1981/82 verschärft sich die Versorgungssituation in Polen dramatisch. Ordensschwestern berichten von furchtbaren Zuständen in Kinderheimen, deren Bewohner kaum noch ernährt werden können. Die katholischen Pfarrgemeinden,

letzter Hort der Hilfe für Alte und Kranke, schlagen Alarm angesichts der Massen der zu versorgenden Menschen. Die polnischen Bischöfe richten 1981 im schlesischen Kattowitz die caritative Kommission der polnischen Bischofskonferenz ein, hinter der sich eine Art „Basislager“ für die offiziell verbotene Caritas in Polen verbirgt und die als Anlaufstelle für das internationale Caritas-Netzwerk dient. Der Leiter der Kommission ist der Weihbischof von Kattowitz, Czeslaw Domin (1929 – 1996). Unter dem Mantel der polnischen Bischöfe startet eine der größten Caritas-Hilfsaktionen in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg.

Auch der Diözesan-Caritasverband Paderborn unter seinem Aus-

landshilfereferenten Gerhard Wieczorek mobilisiert alle Kräfte. Kleidung und Schuhe werden durch die örtlichen Caritasverbände gesammelt, Spendenaufrufe ermöglichen den Kauf von Lebensmitteln, Milchpulver und Hygieneartikel. Ein Aufruf des damaligen Paderborner Erzbischofs Degenhardt zu Weihnachten 1981 an alle Gemeinden erbringt über 1,6 Millionen D-Mark. Nachdem im Lauf des Jahres 1981 schon kleinere Transporte unter unendlichen Mühen über zwei kommunistische Staatsgrenzen nach Polen gebracht worden sind, startet am 19. Januar 1982 ein erster größerer Konvoi aus zwölf Lastwagen mit fast 100 Tonnen Hilfsgütern. Am 15. Februar kann dann die Caritas den bis dahin umfangreichsten Transport aller westdeutschen Hilfsorganisationen auf die Reise schicken: 25 Lkw mit rund 250 Tonnen Waren im Wert von 2,5 Millionen Mark werden in verschiedene Orte Polens gebracht. Das Medieninteresse ist gewaltig. „Der lange Treck der Nächstenliebe“ titelt eine Zeitung. Heimische Firmen stellen Lkw und Lagerraum kostenlos zur Verfügung, auch die Fahrer engagieren sich ehrenamtlich.

In Polen erleben die Fahrer Menschen, die vor Freude weinen, aber auch eine Welle der Solidarität, wenn etwa Pannen an den Fahrzeugen zu beheben waren. „In einem kleinen Dorf besorgte man uns nach einer Reifenpanne innerhalb weniger Stunden einen neuen Lkw-Reifen“, erinnert sich Gerhard Wieczorek. Erschütternde Dankesbriefe sind erhalten – die Lkw bringen mehr als Hilfsgüter, sie sind Zeichen der Versöhnung. Zahlreiche weitere Transporte nach Polen folgen. Als Helfer und als Fahrer engagieren sich im Oktober 1982 auch Diözesan-Caritasdirektor Hans Wilk und Generalvikar Bruno Kresing. Letzterer lässt es sich nicht nehmen, einen Klein-Transporter selbst Richtung Kattowitz zu steuern.

Partnerschaftliche Beziehungen sind aus der Caritas-Aktion in viele polnische Bistümer erwachsen. Als der charismatische Bischof Czeslaw Domin 1992 erster Bischof des Ostseebistums Köslin-Kolberg wird, ist schnell klar, dass die Kontakte zwischen den Caritas-Organisationen beider Bistümer weitergehen müssen. 1994 wird diese Partnerschaft offiziell besiegelt.

Jürgen Sauer

Rechte Seite:

Diözesan-Caritasdirektor

Hans Wilk (1926–2003)

und der damalige

Paderborner Generalvikar

Bruno Kresing im Gespräch

mit dem Erzbischof von

Krakau, Kardinal

Franciszek Macharski

Foto: privat

Unten: Artikel in der Werler

Zeitung vom 16. 2. 1982

Caritas schickte größten Waren-Treck nach Polen

25 Lastzüge starteten mit 250 Tonnen Fracht von Paderborn

Von Bernd Eiber

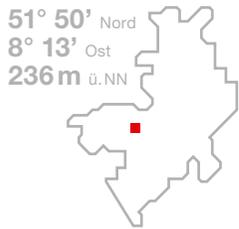
Paderborn (amtk). Heute früh wird in neun polnischen Gemeinden wertvolle und dringend benötigte Nahrungsmittel, Kleider und Medikamente. Güter, die gestern der größte Polen-Konvoi, der bislang in der Bundesrepublik gestartet ist, nach rund 1 500 Kilometern in das von Versorgungsproblemen geplagte Land brachte. 25 Lastzüge starteten

von Paderborn auf die hilfsbringende Reise, welche weitere Züge waren bereits am Wochenende in Richtung Grenze aufbrachen. 250 Tonnen Fracht vom Caritasverband für das Erzbistum Paderborn bildende der Treck, an Diözesan-Abteilungen in Adenstedt, Paderborn, Köslin, Dömitz, Posen, Lötz, Kattowitz, Posen und Poznan. Wert der Waren: rund 2,5 Millionen Mark.



25 Lastzüge starteten gestern von Paderborn in Richtung Polen. Es über waren bereits am Wochenende auf die Reise geplant.





73 | Mönesee

Im Waldschlösschen Caritas-Berufung entdecken

St. Meinolf – Bildungsstätte für Elisabeth-Frauen

Rechte Seite:
Das Jagdschloss St. Meinolf, mitten im Arnberger Wald gelegen, war von 1948 bis 1979 eine bevorzugte Bildungsstätte im Erzbistum Paderborn – auch für den Diözesanverband der Elisabethvereine, später Caritas-Konferenzen. Bis 2013 diente das malerische Gebäude aus dem Jahr 1911 als Hotel- und Gastronomiebetrieb.

Unten: Die Geschäftsführerinnen der Caritas-Konferenzen im Erzbistum Paderborn (v. l.): Annette Rieger (seit 1995), Maria Reichmann (1945 bis 1984) und Christel Sulk (1985 bis 1995). Das Foto entstand im Jahr 1995.
Fotos: Jürgen Sauer

■ Ein Waldschlösschen mit vielen Giebeln, Türmchen und gepflegten Anlagen – dies war von 1948 bis 1979 eine bevorzugte Bildungsstätte im Erzbistum Paderborn. Ungezählte „Elisabeth-Frauen“ haben hier in St. Meinolf grundlegende Schulungen und Ermutigung für ihren ehrenamtlichen Dienst erfahren.

Die Elisabeth-Konferenzen gibt es seit 1845 im Erzbistum Paderborn. Sie erlebten nach dem Zweiten Weltkrieg einen großen Aufschwung und wurden zu einem flächendeckenden Erfolgsmodell. Großen Anteil daran hatten die intensiven Schulungen der ehrenamtlich tätigen Frauen. Entwickelt und angeboten wurde die Schulungen von der langjährigen Diözesan-Geschäftsführerin Maria Reichmann und Weihbischof Dr. Paul Nordhues, geistlicher Begleiter des Verbandes. Hier wurden Frauen zur Leitung und Führung ehrenamtlicher Elisabeth-Konferenzen befähigt. Gleichzeitig förderten die Schulungen die persönliche Berufung zur Caritas.

„Liebe Elisabeth-Vorsitzende unserer Landgemeinden“, so beginnt eine Einladung von Maria Reichmann aus dem Jahr 1954, mit der zu einer „Heranbildung verantwortlicher Helferinnen für die Landgemeinden“ im Januar eingeladen

wurde. „Bedenken wegen erschwerter Anfahrt nach St. Meinolf besteht nicht. Selbst bei Glatteis wird eine Möglichkeit geschaffen, die Teilnehmerinnen vom Bahnhof in Personenzug bis an das Haus zu fahren. Das Haus ist gut geheizt. Die Schwestern sind sehr besorgt, den Aufenthalt trotz der kalten Jahreszeit angenehm zu gestalten.“

Parallel zu den Schulungen in St. Meinolf wurden die „Frauen aus

den Industriegebieten“ in der St.-Klemens-Kommende in Dortmund geschult. Auch bei dezentralen Tagungen sorgte man sich um das leibliche Wohl: „Zu einem internen Arbeitskreis über neue und drängende Fragen der Elisabetharbeit treffen sich leitende Elisabethfrauen am 26. Juni 1946 in Lippstadt. Für Unterkunft und Verpflegung (mittags und abends) ist gesorgt. Man möge nach Möglichkeit Bettwäsche, Brot und Aufstrich für den eigenen Bedarf, Fett- und einige Nahrungsmittelkarten mitbringen.“

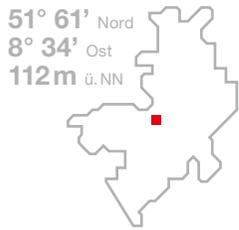
Die Schulungen waren geistlich durchdrungen und immer aktuell: Nach der gemeinsamen heiligen Messe wurden aktuelle Themen beraten. „Ein Einblick in die Caritas der Gegenwart wird in mehreren Referaten gegeben – unter besonderer Berücksichtigung neuer Kenntnisse auf dem Gebiet der Gesetzeskunde – Wohlfahrtspflege“, heißt es in einer Einladung vom 6. Februar 1955. Viele Generationen von „Elisabethfrauen“ haben in St. Meinolf und an anderen Orten das Rüstzeug erhalten, um über Jahre und Jahrzehnte aus einer christlichen Grundhaltung heraus Not zu entdecken und zu helfen – ehrenamtlich, unbürokratisch, selbstverständlich und ohne großes Aufsehen.

Und heute? St. Meinolf, das romantische Schlösschen am Mönesee, schloss 1979 als Bildungsstätte seine Pforten. Aus den „Elisabethfrauen“ sind die „Caritas-Konferenzen im Erzbistum Paderborn – Das Netzwerk von Ehrenamtlichen“ (CKD) geworden. Bildung ist immer noch ein wesentlicher Teil der CKD-Arbeit. Mehr als 120 Regional- oder Dekanatsarbeitskreise, von Ehrenamtlichen für Ehrenamtliche organisiert, finden jährlich im Erzbistum statt. Außerdem werden vom CKD-Diözesanverband pro Jahr bis zu 5 000 CKD-Mitarbeiter(innen) geschult. Heute muss niemand mehr Bettzeug und Nahrungsmittelkarten mitbringen, auch die Anreisen sind nicht mehr so beschwerlich. Aber das Wesentliche hat sich nicht geändert: Hieß es 1948 „Sorgen wir, dass bei unseren führenden Elisabethfrauen Wahl und Berufung in eins gehen!“, so heißt es heute: „Berufungen leben – Ehrenamtliches Engagement bei der CKD“.

Annette Rieger







74 | Erwitte

Wunden des Krieges

Die Josefs-Gesellschaft sorgte dafür, dass Kriegsversehrte wieder zurück ins Leben fanden

■ Am 29. August 1949 wurde sie offiziell durch die Josefs-Gesellschaft übernommen, die Burg Erwitte. Dieses Gebäude, dessen älteste Teile aus dem 15. Jahrhundert stammen, hatte im 17. Jahrhundert dem Adelsgeschlecht Landsberg zu Erwitte als repräsentatives Schloss gedient. Während der Nazi-Zeit war darin eine NSDAP-Schulungsburg untergebracht. Nach dem Krieg beherbergte Burg Erwitte zunächst belgische Besatzungstruppen. Bevor die Josefs-Gesellschaft dann 1949 die Burg als Heil- und Schulungsstätte für Kriegsversehrte nutzen konnte, waren umfangreiche Umbauten erforderlich. Im August 1949 war es so weit. Die Burg konnte bezogen werden. Und sie wurde dringend benötigt, denn die Zahl der aus dem Zweiten Weltkrieg mit bleibenden Schäden Zurückgekehrten war groß. Die meisten von ihnen mussten umgeschult werden, eine neue berufliche Ausbildung erhalten, damit sie mit ihren kriegsbedingten Behinderungen in die Lage kamen, für sich und ihre Angehörigen den Lebensunterhalt zu verdienen.

Die Initiative zur Gründung der Heil- und Schulungsstätte Erwitte ging vom Sozialministerium des Landes Nordrhein-

Westfalen aus. Zunächst wurde die Burg gepachtet, erst im September 1953 wurde sie durch die Josefs-Gesellschaft per Kaufvertrag mit dem Land NRW als Eigentum erworben. 1959, also nach ziemlich genau zehn Jahren, wurde das Anwesen an die Bundesfinanzverwaltung verkauft.

In den zehn Jahren zwischen 1949 und 1959 wurde eine Orthopädie- und Bandagenwerkstatt betrieben; 1950 wurde zusätzlich eine orthopädische Schuhmacherei eingerichtet. Im Mai 1951 eröffnete die Josefs-Gesellschaft in Burg Erwitte eine Handelsschule; handwerkliche Ausbildung wurde in neun Berufsfeldern angeboten. Kostenträger für die unterschiedlichen Maßnahmen waren die Versorgungsämter in NRW. Ab 1953, als die Zahl der Umschulungen deutlich zurückging, wurden männliche Jugendliche mit einer körperlichen Behinderung aufgenommen, die in Erwitte ihre gewerbliche Ausbildung durchliefen.

Langjähriger Direktor der Einrichtung war ab 1950 der Priester Franz Wüstefeld, der zuvor den Caritasverband Halle (Saale) geleitet hatte (vgl. Beitrag Nr. 81). Der Paderborner Erzbischof Jaeger persönlich hatte Wüstefeld für diese Aufgabe auserkoren. „Ich brauche Sie im Westen“, hatte der aus Halle stammende Erzbischof dem jungen Priester gesagt. Mit falschem Pass gelang es Wüstefeld, die damalige DDR via Ostberlin zu verlassen. Die Hilfe für die Versehrten des Krieges war dem Erzbischof ein Anliegen. So erteilte er der Einrichtung bei der feierlichen Einweihung den kirchlichen Segen. Der Vorsitzende der Josefs-Gesellschaft, Ministerialdirektor Dr. Rombach, begrüßte anschließend eine illustre Festversammlung und skizzierte die Geschichte der Burg. Dabei zitierte er den Mephistopheles aus Goethes Faust: „Ich bin ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“ So ähnlich sei es Burg Erwitte ergangen. In der unseligen Nazi-Zeit sei dort der Ungeist der Menschenverachtung gepredigt worden. Von nun an sollten in Erwitte die an Seele und Leib genesen, „die unter den Folgen des ehemals hier gezüchteten Ungeistes ihres körperliche Unversehrtheit preisgeben mussten“.

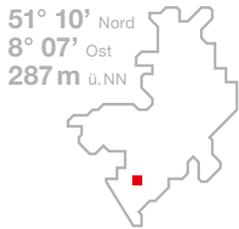
Theo Breul

Die Burg Erwitte in den 50er-Jahren: Wo noch wenige Jahre zuvor die Nazis Hass und Menschenverachtung lehrten, gab es nun Hilfe für diejenigen, die für diese Ideologie mit dem Verlust ihrer körperlichen Unversehrtheit bezahlen mussten.

Rechte Seite: Neben der körperlichen Rehabilitation bot Burg Erwitte auch eine berufliche Perspektive für die Bewohner, zu denen später auch Körperbehinderte zählten, deren Behinderung nicht durch den Krieg verursacht war. So konnten die Betroffenen Ausbildungen in neun unterschiedlichen Handwerksberufen absolvieren.
Fotos: privat







75 | Lennestadt-Altenhundem

Lernen, mit dem Sterben zu leben

In Altenhundem wurde 1991 das erste stationäre Hospiz im Erzbistum Paderborn gegründet



Einen geschützten Rahmen für die letzten Lebensstage bietet das St.-Elisabeth-Hospiz in Altenhundem. Rechte Seite: Die Tischlerei Hellekes aus Lennestadt-Bonzel schuf für das Hospiz diese Holzskulptur mit dem Titel „Engel“. Fotos: Ronald Pfaff

■ Es war die Not im Umgang mit unheilbar Kranken und Sterbenden, die den Anstoß gab für die Gründung des ersten stationären Hospizes im Erzbistum Paderborn. Im ländlichen Lennestadt-Altenhundem wurde 1991 das St.-Elisabeth-Hospiz gegründet.

Initiator war Pfarrer Hans-Josef Feldhagen. Schon in seiner Zeit als Pfarrer in Warstein in den 70er-Jahren hatte er als geistlicher Berater der Caritas-Konferenzen und der Sozialstation wiederholt die niedergelassenen Ärzte zu Gesprächen eingeladen. „Kein Abend verging, ohne dass die Not, die diese Ärzte im Umgang mit unheilbar Kranken und Sterbenden und deren Angehörigen hatten, zur Sprache kam“, erinnert er sich. Der Umgang mit den Kranken war für ihn eine „sehr zentrale seelsorgliche Tätigkeit“. 1981 kam Pfarrer Feldhagen nach Altenhundem. „Da hatte ich ein Krankenhaus mit 240 Betten am Hals“, erzählt er. „Das war nicht das, was ich mir gewünscht hatte. Aber ich dachte: Mach was draus.“ Seine Vorstellung, das Krankenhaus zu einer Art „Gesundheitszentrum“ umzugestalten, das Menschen hilft, „gut zu leben und zu sterben“, stieß zunächst auf Unverständnis. Auch die 3-Bett-Zimmer, die „wichtige Gespräche“ fast unmöglich machten, und Verbotsschilder für Patienten in bestimmten Bereichen des Krankenhauses „haben mich sehr wach gemacht“, erinnert er sich. „Da ist mir die Hospizidee gekommen.“ Nämlich die Wünsche Schwerstkranker und Sterbender zu erfüllen: „Sie möchten in vertrauter Umgebung leben und sterben, begleitet und an der Hand eines Menschen.“ Und: „Sie möchten ohne große Schmerzen sterben. Das ist oft anders.“

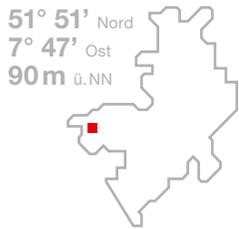
Pfarrer Feldhagen nahm Kontakt mit dem Internisten Dr. Paul Becker auf, der die Hospizidee in Deutschland verbreitete. „Da hatte ich meine Bekehrung“, sagt Feldhagen. Zum 100-jährigen Bestehen des Altenhundemer Krankenhauses lud er Becker zum Festvortrag ein. In seiner Begrüßungsansprache verkündete Feldhagen die Gründung eines Hospizvereins. „Wir haben es verlernt, mit dem Sterben zu leben“, begründete er dies. Wenn es um das Sterben gehe, regiere die Hilflosigkeit. Der Verein solle in dieser Situation Hilfe ermöglichen. Neben einzelnen Persönlichkeiten gehörten der amtierende Pfarrge-

meinderat und Kirchenvorstand zu den Gründungsmitgliedern des Hospizvereins, darunter als Pfarrgemeinderatsmitglied Martin Schäfer, der seitdem Geschäftsführer des Vereins ist.

Durch die gute Zusammenarbeit der Kirchengemeinde St. Agatha in Altenhundem mit den Olper Franziskanerinnen und dem Caritasverband für den Kreis Olpe kam es schneller als ursprünglich erhofft zur Eröffnung des Hospizes. „Das war ein ungeheurer Lernprozess, den wir alle miteinander durchgemacht haben“, erzählt Pfarrer Feldhagen. Bei der Einweihung des stationären Hospizes mit fünf Plätzen am 24. November 1991 war das St.-Elisabeth-Hospiz erst das fünfte seiner Art in Deutschland. „Da waren wir absolut federführend. Da sind wir alle stolz drauf“, sagt Martin Schäfer als dienstältester Geschäftsführer eines Hospizvereins. „Zudem war es außerhalb Englands in ganz Europa das erste Hospiz auf dem Land.“ Die Vorreiterrolle des Altenhundemer Hospizvereins zeigt sich auch darin, dass sich auf Anregung von Martin Schäfer und Pfarrer Feldhagen im November 1991 Vertreter der Hospizbewegung in NRW im Pfarrzentrum in Altenhundem trafen, um die Gründung einer „Hospiz-Arbeitsgemeinschaft in NRW“ vorzubereiten. Diese fand dann im April 1992 in der Kolpingfamilienstätte in Oberhundem statt. Viele Jahre war Pfarrer Feldhagen deren Sprecher, wurde vom Erzbischof von Paderborn auch zum Diözesanbeauftragten für die Hospizbewegung ernannt. Es folgte noch 1992 die Gründung der Bundesarbeitsgemeinschaft Hospiz, 2007 umbenannt in Deutscher Hospiz- und Palliativverband. Nach dessen Angaben gibt es in Deutschland zuletzt 195 stationäre Hospize. Auf dem Gebiet des Erzbistums Paderborn sind es neun Hospize, davon sieben in katholischer Trägerschaft. Ein großer Erfolg der Hospizbewegung, die in Altenhundem eine ihrer Wurzeln hat. „Hospize wollen niemandem eigenes Tun abnehmen“, sagt Pfarrer Feldhagen, der heute im Ruhestand in Dülmen lebt, „sondern Menschen zu einem anderen Umgang mit Sterbenden ermutigen.“

Markus Jonas





76 | Dortmund

Arbeitswelt aus christlicher Verantwortung gestalten

Das Sozialinstitut Kommende ist eine gute Adresse für die Caritas



Die Kommende, das Sozialinstitut des Erzbistums Paderborn, steht heute für vielfältige Aktivitäten, die auf eine christliche Gestaltung der Arbeitswelt zielen – auch für die Gestaltung des sogenannten Dritten Weges für kirchlich-caritative Träger.
Foto: Jürgen Sauer
Rechte Seite: Ob heute mit den Direktoren der Arbeitsagenturen oder früher mit Vertretern der Ruhrkohle AG – die Kommende schafft Kontakte und Begegnungen – hier der frühere Paderborner Erzbischof Johannes Joachim Degenhardt während einer Grubenfahrt in den 70er-Jahren.
Foto: privat

■ Spätherbst 1946: Die meisten Menschen in Deutschland kämpfen ums Überleben, denken mit Sorge an den nächsten Winter. Doch viele Menschen denken schon weiter, entwickeln Pläne für ein anderes, gerechtes Gesellschaftssystem. Auch in Dortmund werden diese Fragen leidenschaftlich diskutiert. So auch von einer Gruppe von katholischen und evangelischen Christen. Ihr Treffpunkt ist ein ehrwürdiges Anwesen am Brackeler Hellweg. Die frühere Niederlassung des Deutschritterordens war wenige Jahre zuvor durch eine Erbschaft in den Besitz des Erzbistums gelangt. Ein Ort, um Pläne zu schmieden: Wie kann eine neue Gesellschaft aussehen? Und vor allem: Welche Ideen hat dazu die christliche Soziallehre? Nichts war tabu. So wurde ebenso die Eigentumsfrage diskutiert wie auch die soziale Neuordnung der Betriebe oder die Sozialisierung der Grundstoffindustrien. Insgesamt ging es immer auch um die Würde menschlicher Arbeit. Am Ende dieser Diskussionen stand 1949 die Gründung des Sozialinstituts des Erzbistums Paderborn in Dortmund.

Um den besonderen Auftrag und die Arbeit zu profilieren, erhielt die Kommende bewusst nicht den Titel „Akademie“: Man wollte sich aktiv in den Aufbau der Bundesrepublik aus dem Geist christlicher Weltverantwortung einbringen! Kennzeichnend für die Arbeit wurde die „Gemeinsame Sozialarbeit der Konfessionen“ (GSA) im Bergbau und beim Opel-Werk Bochum als Modell der arbeitsweltbezogenen Bildung. Außerdem wurden die „Sozialen Seminare“ als langfristige Form politischer Bildung auf der Grundlage der katholischen Soziallehre angeboten. Das erste Seminar der GSA fand 1950 in der Kommende statt. Bewusst wurde damals der Dialog mit führenden Unternehmerpersönlichkeiten über die Fragen einer neuen Sozialordnung der Betriebe gesucht.

Die „Sozialen Seminare“ waren bis in die 80er-Jahre ein Markenzeichen der politisch-sozialen Bildung in den deutschen Diözesen. Frauen und Männer qualifizierten sich, um ihren Glauben im betrieblichen und politischen Alltag fundiert zu bezeugen. „Die Soziale Frage im Wandel“ oder „Politisches Handeln und politische Gemeinschaften“ waren thematische Bausteine dieser sich über zwei Jahre erstreckenden Kurse.

Heute lassen sich selten Menschen auf einen solch langen Prozess ein. Das „Soziale Seminar“ lebt aber in anderer Form weiter. So thematisieren Projekte mit Hauptschulen die Grundfragen der „Sozialen Seminare“.

In den 50er-Jahren wuchsen die Aufgaben der Kommende. Neu hinzu kamen zahlreiche Jugendwerkwochen mit Auszubildenden, die später vor allem in der Außenstelle Haus Bockholt angeboten wurden. In bester Erinnerung sind bei vielen früheren Teilnehmern die Primaner- und Studentenkurse. Hier fanden sie Raum, ihre gesellschaftliche und religiöse Situation zu reflektieren und Strategien zum politisch-sozialen Engagement zu entwickeln. Eine neue Form der Arbeit sind Projekte, in denen Jugendliche alternative Strategien zur Gewalt kennenlernen: In Musik, Sport und Spiel lernen sie, sich zu artikulieren und ihr Sozialverhalten zu ändern. Die Kommende führt außerdem Bewerbungstrainings durch, begleitet Ausbildungspatenschaften und bestärkt Betriebe, in junge Menschen zu investieren.

Die Erfahrungen in der arbeitsweltbezogenen Bildung führten in den 70er-Jahren zum Aufbau und zur kontinuierlichen Weiterentwicklung des Fachbereichs „Seminare für Mitarbeitervertretungen (MAV)“. Allein in der Erzdiözese Paderborn sind mehr als 50 000 Menschen bei kirchlich-caritativen Trägern beschäftigt. In diesen Einrichtungen sorgen Mitarbeitervertretungen dafür, dass die Beschäftigten sich an der Gestaltung und Konfliktlösung im Arbeitsalltag beteiligen. Die Mitarbeitervertretungen finden in der Kommende einen idealen Ansprechpartner, um sich für die Arbeit zu qualifizieren.

In einem breiten Programm werden außerdem Fortbildungen und Schulungen zum kirchlichen Dienstrecht angeboten. Zum Programm der Kommende gehört auch der regelmäßige Austausch mit Gewerkschaftern, Politikern, Verbänden sowie den Leitungen der Arbeitsagenturen über aktuelle politische und gesellschaftliche Entwicklungen.

Werner Meyer



48° 32' Nord
24° 50' Ost
964 m ü. NN



77 | Jablunitsa, Ukraine

Tschernobyl ist nicht vorbei

Ein Feriendorf in den Karpaten schenkt Erholung und Lebensfreude

■ Elena ist neun Jahre alt und lebt in der Nähe von Kiew. Als sich 1986 die Katastrophe von Tschernobyl ereignete, war sie noch nicht auf der Welt. Trotzdem ist auch sie ein Opfer der Katastrophe. Elena leidet unter den Strahlenschäden, die ihre Eltern damals erlitten haben. Elena ist eines von über 200 000 Kindern, die jedes Jahr mit gesundheitlichen Schäden geboren werden. Zu den Folgen zählen vor allem Tumore, Erkrankungen des Magen-Darm-Traktes und der Atemwege. Besonders verbreitet ist Schilddrüsenkrebs. Hochrechnungen gehen davon aus, dass 70 Prozent aller Kinder in der Ukraine ein geschwächtes Immunsystem haben. Elena zum Beispiel leidet unter chronischen Kopfschmerzen, hat schlechte Blutwerte und eine Leberentzündung. An vielen Unternehmungen ihrer Freundinnen kann sie nicht teilnehmen. Auch das Lernen fällt ihr schwer. Ihre Eltern – wie die meisten Familien in der Ukraine – leben unter der Armutsgrenze. Das Geld für eine Kur können sie nicht aufbringen.

Um diesen Kindern vor Ort zu helfen und damit kostspielige Auslandserholungen zu vermeiden, hat der Caritasverband für das Erzbistum Paderborn gemeinsam mit anderen Verbänden 1996 ein Feriendorf für strahlengeschädigte Kinder und Jugendliche in der Westukraine errichtet. Dieses Feriendorf

liegt inmitten des Karpaten-Nationalparks in der Nähe des Wintersportortes Jablunitsa an der Grenze zu Rumänien. Die Region mit ihren riesigen Nadelwäldern ist schon seit Jahrhunderten für ihr heilendes Klima bekannt.

In der Einrichtung können bis zu 150 Kinder jeweils für drei Wochen aufgenommen werden. Für die kleinen Gäste ist es mehr als Urlaub: Die medizinische Versorgung, das gesunde Klima sowie die mineral- und vitaminreiche Ernährung bewirken bei ihnen oftmals kleine Wunder. „Die Jungen und Mädchen bewegen sich mehr, sie zeigen mehr Initiative und haben größeren Appetit“, erklärt Schwester Dominica von der medizinischen Abteilung des Feriendorfes. Laboruntersuchungen beweisen, dass ein Kuraufenthalt in Jablunitsa das Blutbild der kranken Kinder nachhaltig verbessert. Da die Erholung für Kinder aus einkommensschwachen Familien kostenlos ist, müssen die Ausgaben für den laufenden Betrieb vor allem durch Spenden gedeckt werden.

Der Kuraufenthalt beträgt in der Regel 21 Tage. Der Tagessatz für den Aufenthalt eines Kindes liegt bei etwa zwölf Euro einschließlich medizinischer und pädagogischer Betreuung. Für den jährlichen Unterhalt der Einrichtung muss die ukrainische Caritas rund 160 000 Euro aufbringen – und dies allein aus Spendenmitteln.

Dank vieler Tausend Spender aus dem Erzbistum Paderborn konnte das Kinderferiendorf um ein Gebäude erweitert werden, in dem die Kinder auch bei schlechtem Wetter spielen und basteln können. Möglich wird dies durch die Aktion Rest-Cent, bei der rund 2 000 Mitarbeiter aus caritativen Einrichtungen im Erzbistum Paderborn auf die Cent-Beträge ihres monatlichen Gehaltes verzichten.

Fast 20 Jahre nach der Eröffnung des Feriendorfes haben inzwischen Tausende Kinder und Jugendliche die Chance gehabt, dort ihr geschwächtes Immunsystem zu regenerieren. Bischof Stanislaw Szyrokoradiuk, Präsident von „Caritas spes“, berichtet, dass ihn inzwischen in der Ukraine und in Weißrussland junge Erwachsene ansprechen und mit leuchtenden Augen erzählen, wie sie als Kind in Jablunitsa waren.

Dr. Dirk Lenschen

Traumhafte Lage inmitten der ukrainischen Karpaten: das Kinderferiendorf in Jablunitsa

Foto: Dr. Dirk Lenschen

Rechte Seite:

Drei Wochen Lebensfreude

in gesunder Umgebung:

Jablunitsa ist für Kinder

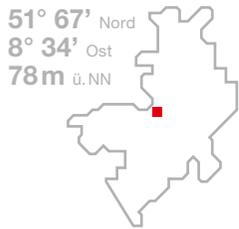
und Jugendliche

ein kleines Paradies.

Foto: Juri Durkot







78 | Lippstadt

Als der Kreuzbund noch „die frohe Insel“ hieß

Ernst Beelte: Erinnerungen an Haupt- und Ehrenamt in der Suchtkrankenhilfe

■ Als ich 1963 nach Lippstadt kam, habe ich als Sozialarbeiter vor dem Kreuzbund-Pfarrer Johannes Hoffmeister ein Abstinenzversprechen abgelegt (Anmerkung d. Red.: Solche Versprechen legten auch Mitarbeiter ab, die wie der Autor keine Alkoholiker waren; sie wurden scherzhaft „Edelabstinenzler“ genannt). Soweit ich mich erinnern kann, wurde im Ritus des Versprechens der heilige Johannes der Täufer als Schutzpatron des Kreuzbundes angerufen. Der Wechsel von der Kreuzbund-Beratungsstelle zur ambulanten Beratungs- und Behandlungsstelle des damaligen Caritasverbandes Lippstadt hat bei mir dazu beigetragen, nach drei Jahren die totale Alkoholabstinenz aufzugeben. Nicht zuletzt auch deshalb, weil mir die Betroffenen deutlich gemacht haben, auf solche „Edelabstinenzler“ als „Trinkerretter“ gut verzichten zu können. Die Betroffenen organisierten sich selbst, trugen Verantwortung auf allen Ebenen.

Die über 100-jährige Geschichte des Kreuzbundes in Lippstadt weist Aktivitäten auf, die lange vor der professionellen Arbeit der Suchtberatungsstellen wahrgenommen wurden. Seit 1901 hatte es sich der Verband unter der (damaligen) Bezeichnung „Trinkerfürsorge“ zur Aufgabe gemacht, „trunksüchtigen Personen“ und ihren Familien zu helfen. Erst 1958 wurde in Lippstadt eine institutionelle Suchtberatungsstelle gegründet. Zu deren Vorkämpfern gehört der frühere Vikar von St. Elisabeth und spätere Pfarrer von St. Antonius, Johannes Hoffmeister. Die Caritas-Schwester Luise Evers übernahm im Jahr 1958 die Beratungstätigkeit. Nach ihrer Pensionierung wurde die Beratungsstelle 1963 von einem staatlich anerkannten Sozialarbeiter besetzt.

In den Anfangsjahren hat die Arbeit nur wenig Anerkennung gefunden. Im Jahresbericht von 1963 heißt es: „Es gibt genug Gebiete der Fürsorge, die ohne weiteres von jedermann

anerkannt und geschätzt werden: die Krankenpflege, Mütter- und Kindererholung usw. ... Das alles ist notwendig, und wer dort arbeitet, ist der Ehre wert. Ob die Fürsorge an suchtgefährdeten und -kranken Personen diesen Ehrenschutz genießt, ist oftmals fraglich. Vielleicht schämt man sich, dass unsere Arbeit notwendig ist. Mitunter fürchtet man wohl auch, dass wir vielen Menschen – schon durch unser Dasein – eine Gewissensfrage bedeuten, wieweit sie selbst, wenn auch nur vereinzelt und jedenfalls gedankenlos, mitschuldig an Genusssucht und Trinkerelend geworden sind.“

Bis 1969 umfasste der Einzugsbereich der Caritas-Suchtberatungsstelle die damaligen Kreise Lippstadt und Wiedenbrück. Dies erklärt, dass angesichts der Größe des Einzugsgebietes im Verhältnis zum Personalstand (ein Sozialarbeiter und eine Stundenschreibkraft) eine intensive Arbeit kaum zu leisten war. Eine Ausweitung der Suchtkrankenhilfe wurde durch die ständig steigenden Zahlen suchterkrankter und suchtgefährdeter Personen erforderlich. So arbeitete die Suchtberatungsstelle des Caritasverbandes eng mit dem Diakonischen Werk zusammen, das im Kreis Soest vier weitere Beratungsstellen und ein sozialtherapeutisches Behandlungszentrum unterhält.

Nicht nur aus der Tradition heraus ergibt sich bis heute eine gute Zusammenarbeit zwischen dem Kreuzbund und der Caritas-Beratungsstelle. Sie liegt auch im Selbstverständnis der Zusammenarbeit ehren- und hauptamtlicher Mitarbeiter in der Suchtkrankenhilfe begründet.

Die Betroffenen in der Helfergemeinschaft Kreuzbund sind für die Arbeit einer Caritas-Beratungsstelle unverzichtbar. Die enge Verzahnung von Haupt- und Ehrenamt wird an vielen Details deutlich: So erinnere ich mich aus der Anfangszeit meiner Tätigkeit im Kreuzbund an eine Gruppenbezeichnung: „die frohe Insel“, so nannte sich eine Kreuzbund-Gruppe, die gesellige Veranstaltungen, fröhliche Feste, Tanzabende, Kegeln und Ausflugsfahrten veranstaltet hat. Die Bezeichnung „die frohe Insel“ ist in der über 100-jährigen Geschichte des Kreuzbundes überholt. Die Helfergemeinschaft Kreuzbund führt schon lange kein Inseldasein mehr.

Ernst Beelte



Ernst Beelte (hinten) begann 1963 als Sozialarbeiter bei der Kreuzbund-Beratungsstelle, die später als ambulante Beratungs- und Behandlungsstelle zum damaligen Caritasverband für den Kreis Lippstadt (später fusioniert mit Soest) wechselte.
Foto: privat

Rechte Seite: Seltene Dokument aus dem Archiv des Kreuzbundes in Lippstadt: Aufnahmeschein vom 1. Januar 1902
Foto: Kreuzbund Lippstadt

Versprechen.

Ich *Frau Sophie Hinzenkamp*
 verspreche mit der Hilfe Gottes auf mein
 Wort zu Ehren des heiligsten Herzens
 Jesu und zur Sühne für alle Sünden der
 Trunkenheit mich aller geistigen Getränke zu
 enthalten auf *1 Jahr*

Lippstadt den *1. Januar 1902*

Das Mitglied *Frau Hinzenkamp*
in Lippstadt

wurde am *1. Januar 1902*
 in das katholische Kreuzbündniß, Gruppe III zu

Lippstadt
 aufgenommen.

Der Vorsitzende:

Pieper

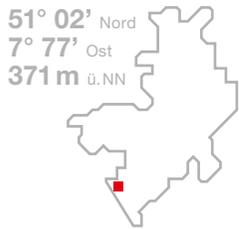
Den Mitgliedern des Kreuzbündnisses („Enthaltjam-
 feitsbundes“) ist der vorübergehende Gebrauch von ge-
 brannten Getränken auf ärztliche Anordnung hin gestattet.
 Die Statuten verpflichten nicht unter einer Sünde.

Mit kirchlicher Genehmigung.



Aufnahmeschein III.

Jesus, Maria, Joseph!
 erleuchtet uns, helfet uns, rettet uns. Amen.
 (Ablass von 200 Tagen, einmal täglich zu gewinnen.
 Papst Leo XIII., 20. Nov. 1890.)



79 | Drolshagen

Die kellnernden Kids vom Stupperhof

Eine ungewöhnliche Außenwohngruppe des Josefshauses Olpe

■ Bis 2007 war der Stupperhof bei Olpe ein verfallener Bauernkotten. Heute führen in dem sanierten Bauernhof Jugendliche, die nicht mehr in ihrer ursprünglichen Familie leben können, gemeinsam mit ihren Betreuern eine florierende Scheunenwirtschaft. Doch die Jause ist mehr als ein Betrieb: Sie bietet Hilfe auf dem Weg ins Leben.

Noch ein Blick auf den „Bitte lächeln“-Smiley am Küchenausgang – dann flitzen Veronique (15) und Max (14) zu ihrer Kundschaft: Freundlich und routiniert verteilen die Jugendlichen Berge von Kirsch-Sahne-Waffeln, Apfelstrudel, Cappuccino und Kaffee an die hungrigen Sonntagsausflügler. Wiebke (17) testet in der Küche den Waffelteig, während Sozialpädagoge Jörg Höfer die frischen Käsekuchen anschneidet. An einem Sonntag wie heute brummt der Laden – mehr als 60 Gäste wollen mit Selbstgebackenem aus der hofeigenen Küche versorgt werden.

Die Einheimischen kennen die Wirtschaft in dem alten Bauernhaus noch aus Kindheitstagen. Für die meisten Ausflügler unterscheidet sich die behaglich-rustikale Scheunenjause „Op'm Stupper“ mit den uralten Eichenbalken und dem blauen Bauern-Steingut kaum von einem professionellen Gastronomiebetrieb. Und doch ist der Stupperhof inmitten der herbydylischen Sauerländer Hügellandschaft etwas Besonderes: Er gehört zu einer von aktuell elf Außenwohngruppen des Josefshauses Olpe, eines heilpädagogischen Heims für Kinder und Jugendliche der Gemeinnützigen Gesellschaft der Franziskanerinnen zu Olpe. Acht Jugendliche ab 13 Jahren leben auf dem Stupperhof. Sie gehen zur Schule oder machen eine Ausbildung und helfen mit „Op'm Stupper“.

„Die Scheunenwirtschaft ist zentraler Bestandteil unseres pädagogischen Konzepts“, erklärt Einrichtungsleiterin Magdalena Knäbe. Eine feste Tagesstruktur, Verantwortung übernehmen, Alltagsfertigkeiten trainieren, Sozialkompetenz üben – für die meisten der Jugendlichen im wahrsten Sinne Neuland. Es gilt, brachliegende Felder und Fertigkeiten zu bearbeiten. „Das negative Selbstbild, das viele Jugendliche hier von sich haben, darf sich nicht verfestigen. Im Jugendalter werden die Weichen gestellt, ob sich psychische Auffälligkeiten manifes-

tieren oder nicht“, erklärt Knäbe. Für die Jugendlichen will der Stupperhof Hilfe auf dem Weg ins Leben sein. Die meisten haben schon früh häusliche Gewalt, Missbrauch und Vernachlässigung erfahren. Die Folgen: psychische Störungen, emotionale Probleme, Kontakt- und Lernschwierigkeiten, Stigmatisierung. „Die Kinder brauchen bis zu zwei Jahre, bis sie hier wirklich angekommen sind. Oft trauen sie keinem Menschen mehr, andere sind völlig distanzlos“, sagt Magdalena Knäbe. „Wir wollen den Jugendlichen eine sinnvolle, kreative Beschäftigung geben. Sie sollen merken, dass sich ihr Einsatz lohnt.“ Sieben Sozialpädagogen und Erzieherinnen kümmern sich in der Intensivgruppe um die Heranwachsenden. Vier Hauswirtschaftlerinnen helfen auch bei der Scheunenwirtschaft mit – denn die Jugendlichen arbeiten dort nur an den Wochenenden für zwei Stunden immer abwechselnd in kleinen Gruppen.

Bis auf das Kassieren übernehmen die Jugendlichen für alles Verantwortung: Sie planen und organisieren, helfen beim Kuchenbacken, bedienen die Gäste, räumen die Tische ab, spielen. Längst kennt Kimberly die feinen Unterschiede zwischen einem Cappuccino, einem Latte macchiato oder einem deutschen Kaffee. „Die Jugendlichen lernen hier beruflichen Alltag kennen“, sagt Sozialpädagogin Jörg Höfer. Die Bereitschaft, in der Jause mitzuhelfen, gehört zu den Aufnahmekriterien im Stupperhof.

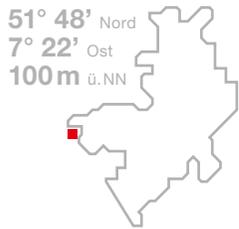
„Die Tür von der Küche nach außen in das Café zu überwinden, ist für viele Jugendliche am Anfang das größte Hemmnis. Viele haben große Scheu, sich nach außen zu präsentieren“, sagt Sozialpädagogin Jörg Höfer. „Aber wenn sie dann merken: Ich kann was, ich bekomme Bestätigung, dann sind sie kaum zu bremsen“, weiß Erzieherin Dorit Müller. Lohn der Mühe: ein besseres Selbstwertgefühl, Stolz auf die geleistete Arbeit. Hier und da ein paar Euro mehr dank Trinkgeld. Aber, stellt Knäbe klar: „Wir sind ein Lern- und Lebensort, kein Wirtschaftsbetrieb.“

Claudia Scheffler



Der Stupperhof ist ein beliebtes Ausflugslokal bei Olpe. Betrieben wird die Scheunenwirtschaft von Jugendlichen des Josefshauses Olpe, die auf dem Stupperhof in einer Außenwohngruppe ein neues Zuhause gefunden haben. Die Scheunenwirtschaft ist Teil des pädagogischen Konzeptes: Verantwortung übernehmen, Alltagsfertigkeiten trainieren, Sozialkompetenz üben – für die meisten der Jugendlichen im wahrsten Sinne Neuland.
Foto: Claudia Scheffler
Rechte Seite: Die Tür von der Küche nach außen in das Café zu überwinden, ist für viele Jugendliche am Anfang das größte Hemmnis.
Foto: Jens Dittmann





80 | Bochum

„Sie strömen in Scharen in die Städte ...“

Vom Mädchenschutz zur Jugendberufshilfe: IN VIA Katholische Mädchensozialarbeit



Berna Klasen (1920–2003) prägte als IN-VIA-Diözesangeschäftsführerin die katholische Mädchensozialarbeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Foto: privat

Rechte Seite:

Zu den Schutzangeboten zählten auch die Bahnhofsmissionen. Sie waren Teil einer lückenlosen Kette von Hilfeangeboten für Arbeitssuchende junge Frauen, die von der Beratung in der Heimatgemeinde über Stellenvermittlung bis zu Wohnheimen in der Großstadt reichten.

Foto: IN VIA

■ Die Geburtsstunde der katholischen Mädchensozialarbeit im Erzbistum Paderborn schlug im Jahr 1907 mitten im Ruhrgebiet. In Bochum, damals zum katholischen Bistum Paderborn gehörend, zündete als Erstes die Idee, katholischen Dienstmädchen Schutz vor materieller Ausbeutung und geistig-religiöser Entwurzelung zu bieten. Am 23. Mai 1907 referierte der Münchner Kapuzinerpater Benno Auracher vor dem Bochumer Katholischen Frauenbund über die Notwendigkeit, sich für diese Aufgabe verbandlich zu organisieren. In München war bereits 1895 der „Marianische Mädchenschutzverein“ mit der ersten Bahnhofsmission Deutschlands ins Leben gerufen worden.

Gerade im Ruhrgebiet fehlte ein derartiges Schutz- und Vermittlungsangebot. „Sie strömen in Scharen in die Städte, um sich den Lebensunterhalt zu verdienen“, beschrieb der Dortmunder Pfarrer Aloys Haehling von Lanzener kurz vor dem Ersten Weltkrieg die Zuwanderung junger, arbeitsloser Frauen aus ländlichen Gebieten ins Revier. Statt am heimischen Herd standen Frauen nun an Fabrikischen, in fremden Küchen begüterter Bürgerfamilien, hinter Kneipentresen oder landeten – wenn sie in die Fänge von Zuhältern gerieten – in der Prostitution. Der stürmische Wandel von der Agrar- zur Industriegesellschaft rührte auch an die vormals geschlossene katholische Lebenswelt: Religiöse Erziehungs- und Rollenideale drohten auf der Strecke zu bleiben.

Bereits wenige Monate nach dem Bochumer Referat von Pater Auracher verfügte der Paderborner Bischof Wilhelm Schneider die Gründung des Marianischen Mädchenschutzvereins für die ganze Diözese. Die Vereinsgründung erfolgte am 18. Dezember 1907 in Bochum, wo auch bis 1931 die Zentrale für das Bistum Paderborn angesiedelt war. Wichtigstes Arbeitsfeld: die Vermittlung von Dienstboten und Hausangestellten in sichere, geprüfte Arbeitsverhältnisse. Der Bedarf für diese Aufgabe war immens, zumal es Arbeitsämter im heutigen Sinne noch nicht gab. Bereits 1908 existierte ein Netz von elf Ortsgruppen. Hinzu kamen 450 Vertrauenspersonen in den Kirchengemeinden. Allein für das Jahr 1913 wurden 2.244 Stellenvermittlungen registriert.

Doch Mädchenschutz war mehr als nur eine „Jobbörse“. Es ging um die Begleitung von jungen Menschen, die in der Fremde unterwegs (lateinisch: „in via“) waren. Geistig-religiöse Beheimatung war dabei genauso wichtig wie berufliche Bildung. Ergänzend richtete der Verein in den Städten Schutz-einrichtungen wie Bahnhofsmissionen oder Wohnheime ein.

Ob Fabrikarbeiterinnen an der Ruhr, schlesische Erntehelferinnen in der Magdeburger Börde oder Landjahr-Mädchen in der Nazi-Zeit – der katholische Mädchenschutzverein war von Anfang an mit vielfältigen Wanderungsbewegungen von Frauen konfrontiert. In der Frauenbildung wurde der Verein durch die karitativen Frauenorden unterstützt. Sie betrieben im Erzbistum Paderborn in den 30er-Jahren über 200 Näh-schulen. Während des Zweiten Weltkriegs kümmerten sich Ordensfrauen in Zivil gemeinsam mit verdeckt arbeitenden Mädchenschutz-Mitarbeiterinnen unter dem Begriff „wandernde Kirche“ um Zwangsarbeiterinnen.

Nach dem Krieg waren es vor allem die Heimatvertriebenen und Aussiedler, denen die besondere Sorge galt. Fast 20.000 junge Mädchen, überwiegend aus Flüchtlingsfamilien, erhielten durch Vermittlung des Paderborner Diözesanverbandes die Chance zu einer hauswirtschaftlichen Ausbildung in Ordenshäusern. Bereits in den 50er-Jahren bot der Verband Lehrgänge für junge Aussiedler im neuen Bundeszentrum des Verbandes, dem Paderborner Meinwerk-Institut, an. Inzwischen ist das Spektrum der Angebote sehr viel breiter und gilt nicht mehr nur für Mädchen. Seit Mitte der 70er-Jahre ist der IN-VIA-Diözesanverband mit seinen Gliederungen in Dortmund, Unna, Paderborn, Olpe und Bielefeld/Herford ein wichtiger Baustein der Jugendberufshilfe. Wer als Au-pair ins Ausland möchte oder sich für ein Freiwilliges Soziales Jahr entscheidet, für den ist ebenfalls der Verband eine attraktive Adresse.

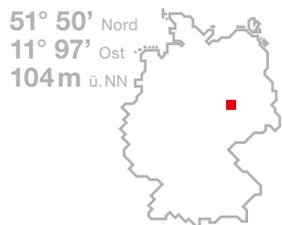
Unterwegs sein – ob freiwillig oder gezwungen – wird immer zum Mensch-Sein dazugehören. Zur Caritas gehört es, den Betroffenen dabei eine ausgestreckte Hand zu bieten.

Jürgen Sauer

tung Bahnsteig

Ausgang





81 | Halle (Saale)

Nachts wurden 30-Kilo-Pakete geschleppt

Drehkreuz für Hilfsgüter in die sowjetische Besatzungszone während der Berlin-Blockade

Rechte Seite: Das ehemalige Caritas-Lagergebäude in der August-Bebel-Str. 40 im heutigen Zustand. Das frühere Gebäude der Studentenverbindung Teutonia war der Caritas nach dem Zweiten Weltkrieg von der sowjetischen Kommandantur zugewiesen worden.
Foto: Robert Pasitka/Mues+Schrewe GmbH

■ Eigentlich war der junge Priester Franz Wüstefeld wegen eines Kunststudiums nach Halle (Saale) gekommen. Der Paderborner Erzbischof Lorenz Jaeger hatte den 30-jährigen Pfarrvikar von Bielefeld-Senne während des Zweiten Weltkriegs in den Ostteil des Paderborner Erzbistums geschickt und ihn so vermutlich vor einer Einberufung in die Wehrmacht gerettet. Neben seinem Studium betreute Wüstefeld die katholische Gemeinde in Halle-Ammendorf. Als Haushälterin hatte er seine Cousine Lidwina gewinnen können. Die damals 20-Jährige bekam dadurch die Chance, die lang ersehnte Abendschule zu besuchen, um den Hochschulabschluss nachzuholen.

Vom Krieg blieb Halle weitestgehend verschont. Dies mag auch ein Grund gewesen sein, dass Erzbischof Jaeger im Oktober 1946 im südlichen Teil des Magdeburger Bistumsteils den Caritasverband Halle (Saale)-Merseburg errichtete. Pfarrvikar Franz Wüstefeld wurde dessen erster Leiter. Die Herausforderungen für die junge Caritas waren riesig. Vor allem die Versorgung von Kriegswaisen sollte bald im Mittelpunkt der Arbeit stehen.

Weil es keine staatlichen Kinderheime gab, waren die Behörden froh, dass sich die Caritas in diesem Bereich engagierte. Auf Schloss Steinfeld, das von seinen Besitzern verlassen worden war, wurde ein erstes Kinderheim eingerichtet. Aufgenommen wurden deutsche Kinder aus Ostpreußen oder Schlesien, die per Bahn in Halle eintrafen.

1948 kam die größte Bewährungsprobe für den jungen Caritasverband Halle-Merseburg: Die Sowjets hatten die Versorgungswege nach West-Berlin blockiert. Damit konnten auch keine ausländischen Hilfsgüter wie Care-Pakete über Berlin in die sowjetische Besatzungszone gelangen. Für die Transporte aus dem europäischen Ausland wurde der Caritasverband in Halle die zentrale Anlaufstelle. Ein Grund mag das besondere

Lagergebäude der Caritas gewesen sein. Die Sowjetische Kommandantur hatte der Caritas das Gebäude der Studentenverbindung Teutonia in der August-Bebel-Str. 40 zugewiesen. Die riesigen „Pauksäle“ dieser schlagenden Verbindung eigneten sich bestens für Lagerzwecke.

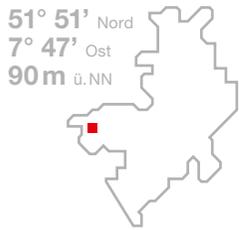
So günstig die Räumlichkeiten waren, so improvisiert stellte sich die Personalsituation dar. Weil es nur wenige ältere Caritas-Mitarbeiterinnen gab, mussten alle mit anpacken, die dazu körperlich in der Lage waren: Von Franz Wüstefeld über den damaligen Studentenpfarrer Hugo Aufderbeck bis hin zu Lidwina Wüstefeld. „Manche Pakete mit Fleischkonserven wogen rund 30 Kilo“, erinnert sie sich. Die LKW-Transporte umfassten in der Regel 15 bis 25 Tonnen Lebensmittel sowie Kleidung, Schuhe und Medikamente. Nicht selten trafen sie nachts ein und mussten dann sofort entladen werden. Hugo Aufderbeck, der spätere Bischof von Erfurt, erwies sich bei diesen Aktionen von unschätzbarem Wert: Er wuchtete die Zweizentnersäcke mit Reis, Mehl oder Zucker klaglos zwei Treppen hinauf in die Lagerräume. Von Halle aus wurden dann die Hilfsgüter in die komplette „Ostzone“ weitergeleitet.

Noch bis 1950 war Franz Wüstefeld in Halle tätig. Auf Bitten von Erzbischof Jaeger ging er dann in den Westteil des Erzbistums. In Erwitte leitete er für die Josefs-Gesellschaft die Heil- und Schulungsstätte des Landes NRW, eine Reha-Einrichtung für Kriegsversehrte (vgl. Beitrag Nr. 74). Und noch einmal machte er mit Hilfsgüter-Paketen von sich reden: In Erwitte baute er die Caritas-Kriegsgefangenenhilfe auf. Gemeinsam mit den Kriegsversehrten und vielen freiwilligen Helfern wurden bis 1955 regelmäßig Pakete für 1 400 deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion zusammengestellt. Wüstefeld wurde anschließend Generalsekretär des Bonifatiuswerkes. 1962 war er Mitbegründer und erster Vorsitzender des Vereins für christliche Kunst im Erzbistum. Er starb im Jahr 2006.

Jürgen Sauer



Die Caritas in Halle wurde 1948 Adressat von Hilfsgüterlieferungen aus dem europäischen Ausland in die sowjetische Besatzungszone.
Mitte: Prälat Franz Wüstefeld (1913–2006) in einer Aufnahme aus den 1950er-Jahren.
Fotos: privat



82 | Dortmund

Nur für Damen

Das St. Josefinenstift ist ein einzigartiges Altenheim im Erzbistum Paderborn

■ Im Erzbistum Paderborn stehen Seniorenheime in vielfältiger Prägung und Trägerschaft zur Verfügung. Ein reines Damenstift gibt es jedoch nur selten: Das St. Josefinenstift in Dortmund gehört dazu. Die Einrichtung wird von der Katholischen St.-Johannes-Gesellschaft Dortmund getragen, die neben Seniorenheimen auch Krankenhäuser und eine Jugendhilfe betreibt.

Das St. Josefinenstift gehört zu den ältesten Senioren-Einrichtungen im Erzbistum Paderborn. Gegründet wurde es im Jahr 1884 von dem Fabrikbesitzer und Stadtrat Heinrich Schüchtermann und seiner Frau Antoinette. Im Statut der Stiftung sind die Gründungszwecke nachzulesen. Die Einrichtung diente der ambulanten

Kranken- und Altenpflege, als Armenküche und als „Kleinkind-Verwahrschule“, der Unterkunft von dienstlosen Mägden, als Näh-, Flick-, Koch- und Bügelschule und dem „Asyl“ arbeitsunfähiger weiblicher Personen. Kurzum: Das Stift bildete eine soziale Einrichtung, die den ärmsten und schwächsten Gliedern der damaligen Stadtgesellschaft Hilfe bot.

Über 130 Jahre „Josefinengeschichte“ liegen nun zurück. Das Gebäude wechselte zweimal seinen Standort. Heute gibt es keine Armenküche mehr, die Kinder-Verwahranstalt und die Hauswirtschaftsschule sind ebenfalls aufgelöst. Eines ist jedoch geblieben, das St. Josefinenstift bietet ausschließlich Damen Unterkunft im Seniorenheim an. Das Gebäude steht am Ostwall in Dortmund, nahe der Fußgängerzone, mit einem wunderschönen innen liegenden Garten. Manches Hochbeet wird von den Bewohnerinnen noch selbst gepflegt.

Das Besondere eines Damenstiftes liegt sicher in seiner Atmosphäre. Fragt man die Mitarbeiterinnen, sind sich alle

einig: Wir sind hier sehr weiblich geprägt! In allem. In der Freizeitgestaltung gibt es Angebote vom Sektfrühstück über den Muttertagsbrunch bis zur Bastelrunde. Die Damen legen viel Wert auf Dekorationen, die sie auch selbst herstellen und an deren Gestaltung sie mit Rat oder Tat mitwirken. Jahreszeitlich oder festtagsangemessen muss sie sein. Im Umgang miteinander sind die Frauen sehr empathisch. Eine spirituelle und emotionale Offenheit sorgt für Verbundenheit untereinander. Fürsorglichkeit und Hilfe dem anderen gegenüber werden großgeschrieben. Stirbt jemand, fällt man sich in die Arme und trauert gemeinsam. Tränen sind zugelassen, und niemand muss hier unnötig Haltung wahren. Dies gilt im Übrigen auch für den Humor. Ausgelassen wird zum Beispiel Karneval gefeiert. Wer möchte, verkleidet sich und gibt sich für ein paar Stunden ein anderes Gesicht. Oft wird Karten gespielt, dazu gibt es ein Gläschen Wein, denn auf gesellige Stimmung legen die Damen viel Wert. Wer möchte, kocht für die anderen in der Küche seine alten Rezepte und erhält dafür viel Lob. Ja, früher haben sie immer für die ganze Familie gekocht, für ihre Männer und Kinder. Rezeptbücher brauchen sie nicht, die sie sind in Fleisch und Blut übergegangen ...

Dieses harmonische Miteinander entsteht durch gemeinsame Geschichten, ähnliche Lebensläufe und Schicksale. Eine Generation von Frauen, die den Krieg erlebt, Männer und Söhne vielleicht verloren haben. Mutterrolle, Ehefrau, in einzelnen Fällen berufstätig. Die Lebensprobleme, die sich in 80 Jahren ergeben, bewältigten sie alle ähnlich und entwickelten damit ein hohes Maß an Verständnis für diese Welt und ihre Menschen.

Natürlich sagen die Bewohnerinnen des St. Josefinenstiftes auch: Manchmal fehlt uns ein „Charmeur“, beim Tanz oder Nachmittagskaffee, aber ein kleiner Ersatz für männliche Anwesenheit bietet u. a. Herr Frage, der Friseur, der mit über 70 Jahren zweimal in der Woche in seinen kleinen Frisierraum im Josefinenstift schicke Frisuren onduliert, die Schere und die Wickler schwingt, Hauben in angenehmer Temperatur auf Köpfe schiebt und dabei aufmerksam allen ihren Geschichten lauscht.

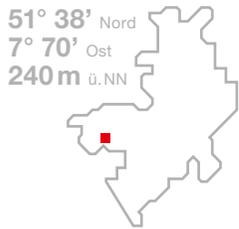
Gudula Stroetzel



Gestaltung und Kreativität werden großgeschrieben im St. Josefinenstift.

Rechte Seite: Eine „grüne Insel“ mitten in der Dortmunder Innenstadt
Fotos: Kath. St.-Johannes-Gesellschaft Dortmund





83 | Iserlohn

Als die Kasse über 52 Billionen Mark enthielt ...

Die Vinzenz-Konferenz St. Aloysius kann auf über 160-jähriges Wirken zurückblicken

■ Im Mai 1833 schlossen sich sechs Studenten der Pariser Universität zur Société de Saint-Vincent de Paul zusammen, um christliche Nächstenliebe vor Ort zu üben und die Kranken und Armen in ihren Wohnungen aufzusuchen. Sie stellten ihre Organisation unter den Schutz des heiligen Vinzenz von Paul. Diese Laienbewegung entwickelte sich rasant, und schon Ende der 1840er-Jahre gab es Konferenzen in vielen Ländern Europas und in Nordamerika.



Die Vinzenz-Konferenz
St. Aloysius im Jahr 2014

Foto: C. Lanwehr

Rechte Seite:

Gründungsurkunde der
Vinzenz-Konferenz

St. Aloysius Iserlohn

aus dem Jahr 1852

Foto: Vinzenz-Konferenzen

In Deutschland wurde die erste Vinzenz-Konferenz 1845 in München gegründet. Im Bistum Paderborn wurde die Idee 1848 zunächst in der Bischofsstadt aufgegriffen. Drei Jahre später, am 29. März 1852, kam es zur Gründung einer Vinzenz-Konferenz in der St.-Aloysius-Gemeinde in Iserlohn. Die Gründung wurde mit der Urkunde vom Generalrat in Paris bestätigt. Das älteste erhaltene Protokollbuch der Konferenz beschreibt die Arbeit und das Wirken zum Ende des 19. Jahrhunderts. So ist dort u. a. vermerkt:

■ Der Witwe X wurde ein Brot bewilligt, der Witwe Y wurde ein Paar Schuhe bewilligt

■ Das Patronatsfest der Vinzenz-Konferenz wurde heute – 22. Juli 1893 – durch gemeinschaftliche heilige Kommunion der Mitglieder gefeiert. Nachmittags wurde nach vorgeschriebenem Gebet die Generalversammlung in der Kirche abgehalten. Die Konferenz zählt gegenwärtig: 3 Ehrenmitglieder, 25 aktive Mitglieder, 169 Teilnehmer.

■ Der Witwe X wurde anstatt eines halben Brotes ein ganzes Brot bewilligt.

■ Der Witwe X wurde die Unterstützung auf sechs Wochen zur Strafe entzogen.

■ Der Witwe X wurde ein Paar Kinderschuhe bewilligt. Der Witwe Y wurde wöchentlich ein Brot bewilligt. Frau Z wurde ein Brot entzogen.

■ Der Familie X sowie der Familie Y wurden bisherige Unterstützungen entzogen, weil beide ihren religiösen Verpflichtungen nicht nachkommen.

Diese Beispiele zeigen, mit welchen bescheidenen Mitteln versucht wurde, die Not zu lindern, aber auch die konsequente Haltung der Konferenz bei Entzug der Unterstützungen.

Einen Spiegel seiner Zeit bildet der Jahresabschluss der Vinzenz-Konferenz für das Jahr 1923, das Jahr der großen Inflation: Am 2. Januar 1924 wird im Protokollbuch der Bestand zum Jahresabschluss mit: 52 Billionen 571 Milliarden 661 Millionen 302 585 Mark und 57 Pfennig ausgewiesen. Die allmähliche Normalisierung des Lebens zeigt sich in den Zahlen und Hilfsleistungen der einzelnen Protokolle.

In der nationalsozialistischen Diktatur wurden alle katholischen caritativen Einrichtungen der Stadt Iserlohn zur Pfarrcaritas zusammengeschlossen, die insgesamt 590 Mitglieder zählte. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg lag der Schwerpunkt der Konferenzarbeit in der Hilfe für die vielen Flüchtlinge, die nach Iserlohn gekommen waren. Mit Kleidung, Möbeln, Küchengeräten und Unterstützung zum täglichen Leben wurde so gut wie eben möglich geholfen. Auch wurden Arbeitsplätze im Handwerk und in der Industrie vermittelt.

1958 wurde die neue Pfarrgemeinde Hl. Dreifaltigkeit in Iserlohn-Wermingsen gegründet. Die Vinzenzbrüder aus der neuen Pfarrei gründeten dort am 24. April 1959 eine eigene Vinzenz-Konferenz. Beide Konferenzen arbeiten heute mit den Caritas-Konferenzen im Pastoralverbund Iserlohn-Mitte eng und gut zusammen. Schwerpunkte der Konferenzarbeit sind heute u. a. Haus- und Krankenbesuche, finanzielle Unterstützung in Notfällen, Unterstützung der Iserlohner Tafel „CariTasche“, des ökumenischen Mittagstisches und des monatlichen Arbeitslosentreffs. Ein Problem stellt heute die Überalterung der Konferenzen dar. Die Vinzenzbrüder sind aber zuversichtlich, auch in Zukunft jüngere Männer für diesen besonderen Dienst zu gewinnen. Von Vinzenz von Paul stammt der Satz: „Für glanzvolle Taten findet Gott genügend Arbeiter, jedoch für unscheinbares Wirken – da braucht Er noch viele.“

Manfred Schulte

Urkunde über die Aufnahme

in den Verein vom

heil. Vincenz von Paul.



Lettre d'Agrégation

à la Société de

Saint-Vincent de Paul.

Paris den 17. März 1859

THEURER MITBRUDER,

Ir sind durch den Generalrath beauftragt Ihnen anzuzeigen, dass er in seiner Sitzung vom 29. März 1859 die Conferenz von Herlohn in den Verein aufgenommen hat.

Diese Aufnahme bringt unsere Mitbrüder in Gemeinschaft der Gebete, der guten Meinungen und der guten Werke mit allen Conferenzen und macht sie der unschätzbaren, dem Vereine durch die Breven vom 10 Januar und 12 August 1845, so wie durch die späteren Breven ertheilten Ablass theilhaftig. Unter diesen geistigen Vortheilen erwähnen wir besonders des vollkommenen Ablasses, welchen die neuen Mitglieder am Tage ihrer Aufnahme in den Verein gewinnen können. Der Generalrath überlässt es Ihrem Ermessen den Tag dieser Aufnahme nach den Verhältnissen zu bestimmen und macht Sie besonders auf die folgenden Anempfehlungen aufmerksam.

Genehmigen Sie, theurer Mitbruder, den Ausdruck unserer innigsten Ergebenheit in J. Chr.
Der Praesident des Oberverwaltungs Rathes :

Le Président, général
de la Société :

J. J. J.

Paris, le 12 Mars 1859.

MONSIEUR ET CHER CONFRÈRE,

Ous sommes chargés par le Conseil Général de vous annoncer qu'il a, dans sa séance du 29 Mars 1859, agréé à la Société la Conférence de Herlohn.

Cette agrégation a pour effet de mettre nos Confrères en communauté de prières, d'intentions et de bonnes œuvres avec toutes les conférences, et de les faire participer aux précieuses Indulgences accordées à la Société par les Brefs des 10 janvier et 12 août 1845, ainsi que par les Brefs postérieurs. Parmi ces faveurs spirituelles, nous vous signalons spécialement l'Indulgence plénière que les Membres nouveaux peuvent gagner le jour de leur réception dans la Société. Le Conseil général vous laisse le soin de fixer, suivant vos convenances, le jour de cette réception. Il appelle toute votre attention sur les recommandations qui suivent.

Agréez, Monsieur et cher Confrère, l'expression de notre affectueux dévouement en Notre-Seigneur JÉSUS-CHRIST.

L'un des Vice-Présidents généraux :

L. J. J.

Besondere Anempfehlungen für die Conferenzen.

1. SORGFALT BEI DER WAHL DER MITGLIEDER.

Nichts ist verderblicher für eine Conferenz als die Zahl ihrer Mitglieder ohne Vorsicht vermehren zu wollen. Viel besser ist es für sie weniger zahlreich zu sein, aber Mitglieder zu haben, welche geeignet sind. Wenn sie Personen aufnimmt, die nicht alle von der Kirche vorgeschriebenen Pflichten und besonders die feierlichste, die oesterliche Pflicht erfüllen, so läuft sie ernste Gefahr bald nur ein Werk rein menschlicher Wohlthätigkeit zu sein und das geistige Wohl der Armen aus den Augen zu verlieren.

Ausser dieser Hauptbedingung, von der nie abgewichen werden darf, ist es nöthig, dass das angenommene Mitglied wahre Liebe für den

zeugung dass der Besuch unserem Heilande gilt, ist es ein Leichtes ihn mit Liebe und Einsicht zu vollführen.

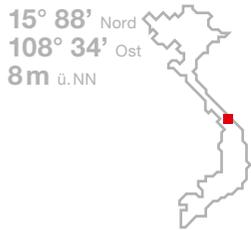
3. PÜNKTLICHKEIT BEIM BESUCHE DER SITZUNGEN UND FREUND-SCHAFTLICHER VERKEHR UNTER DEN MITGLIEDERN.

Diese beide Punkte dürfen nicht ohne Gefahr vernachlässigt werden, sie stehen miteinander in der engsten Verbindung. Ohne die Pünktlichkeit liegen die Sitzungen bald darnieder, die Mitglieder verlieren den Muth, die Collecten werden geringer, und man ist gezwungen viele Werke zu unterlassen, die sonst sehr leicht auszuführen wären. Anderseits werden ohne gemüthlichen Verkehr die Sitzungen

bildet. Die Kraft der Conferenzen bestand bis jetzt in ihrer Eintracht, und so lange diese erhalten wird, kann man die besten Erfolge erwarten.

5. ZUVORKOMMENDE UND EHRERBIETIGE BEZIEHUNGEN ZU DEM CLERUS.

Katholisch vor Allem, muss unser Verein es für eine Ehre halten, sich in der Pfarre der Pfarrgeistlichkeit und in der Diöcese dem Bischofe anzuschließen. Die innige Verbindung mit der Kirche, für welche die Segnungen der Bischöfe und die höchste Genehmigung des heiligen Stuhles als köstliche Zeugnisse dienen, ist für unseren Verein, wie für alle katholischen Werke, eine unentbehrliche Bedingung ihrer Dauer und die nochwen-



84 | Hoi An, Vietnam

Das größte Abenteuer seines Lebens

Edelbert Biermann: als Malteser im Vietnamkrieg



Bis heute engagiert sich Biermann bei den Maltesern für die Auslandshilfe. So begleitete er bereits 20 Hilfsgütertransporte nach Litauen und Lettland

Rechte Seite: Edelbert Biermann aus Warstein-Belecke als junger Malteser-Helfer 1968 in Vietnam. Das idyllische Bild trägt, die Frontlinie ist nur 65 Kilometer entfernt. Immer wieder kommt es zu Vietcong-Überfällen. Drei deutsche Malteser bezahlen ihren Einsatz im Vietnamkrieg mit dem Leben.

Fotos: Malteser Hilfsdienst

■ Hoi An, eine Kleinstadt in Südvietnam am Südchinesischen Meer. Wo das genau liegt, wusste in Warstein-Belecke niemand. Weder Edelbert Biermann, der sich dorthin auf den Weg machen wollte, noch seine Eltern. Als der damals 20-Jährige und somit noch nicht Volljährige ihnen die Einwilligungsfomulare für seinen Auslandsaufenthalt vorlegte, unterschrieben sie im guten Gefühl, dem Jungen könne da schon nichts passieren. Wollte er doch nur mit den Maltesern ins Ausland, um dort in einer Sanitätsstation zu helfen. Für Edelbert Biermann wurde sein Aufenthalt im Jahr 1967 zu einem der größten Abenteuer seines Lebens. Denn wenn seine Eltern gewusst hätten, dass ihr Sohn mitten ins Kriegsgebiet an die Grenze zu Nordvietnam ging, sie hätten die Erlaubnis nicht erteilt.

Doch der Reihe nach. Der Krieg in Vietnam tobte bereits einige Jahre ohne große Bewegung, das Land war gespalten. Die Regierung Südvietnams hatte Deutschland um humanitäre Hilfe gebeten. Das DRK war bereits mit dem Hilfsschiff Helgoland im Chinesischen Meer, die Malteser betreuten mehrere Sanitätsstationen rund um Hoi An. Über ihre Mitgliederzeitung hatten sie auch in der Diözese Paderborn Handwerker und Helfer gesucht. Für Edelbert Biermann, der sich bereits ehrenamtlich als Sanitäter bei den Maltesern engagierte, genau das Richtige. Er hatte gerade als Elektriker bei AEG ausgelernt, war für ein Jahr freigestellt und brannte auf seinen Auslandseinsatz.

Nach Impfungen und Untersuchungen auf Tropentauglichkeit ging es im November 1967 mit 20 Mitfahrern nach Vietnam zum humanitären Einsatz, 36 Stunden dauerte die Anreise über Saigon und Da Nang bis Hoi An. Als Elektriker hatte Biermann sich dort um die Anlagen in dem Hilfskrankenhaus, mehreren Häusern und Bunkern zu kümmern, 65 Kilometer südlich der Kriegslinie zu Nordvietnam. Drei Außentrupps versorgten Verletzte in den Dörfern, in der Zahnarztstation wurden täglich rund 80 Zähne gezogen. Als er im Spätherbst ankam, erlebte er die Regenzeit, sechs Wochen lang. Doch nachdem er sich eingelebt hatte, war Biermann viel unterwegs. Die Amerikaner nahmen ihn im Flugzeug mit zu den Außenstationen, dort konnten sie seine Fähigkeiten als Elektriker in den Lazaretten brauchen.

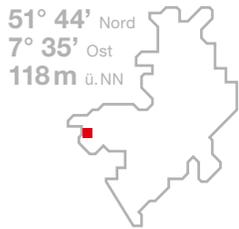
Zum Jahresbeginn 1968 dann feierte er mitten in den Tropen Karneval: Viele der Malteser stammten aus dem Rheinland, sie hatten ihr Brauchtum mitgebracht. Doch kaum war das Fest zu Ende, wurde es ernst. Die Tet-Offensive brachte alles durcheinander. In einem groß angelegten Angriff stürmten die Nordvietnamesen los, auch in Hoi An und der Außenstation An Hoa wurden viele Häuser zerstört. Selbst die Krankenstation des Einsatzortes von Edelbert Biermann flog teilweise in die Luft. Besonders die Bilder der vielen Toten nach der Tet-Offensive waren für den jungen Warsteiner schwer zu bewältigen. „Wenn man anfang zu überlegen, dann war man da schnell wieder weg“, weiß er noch heute. Eine psychologische Betreuung gab es nicht. Zum Schutz vor den Vietcong wurde das Hilfspersonal aus Deutschland nachts mit dem Lazarettschiff Helgoland raus auf See gebracht, bis sich die Lage wieder beruhigt hatte.

Seinen Eltern zu Hause schrieb Biermann viele Briefe. Doch so genau schilderte er darin nicht, was sich in Vietnam abspielte. Mutter, Vater und sechs Geschwister im Sauerland sollten sich keine Sorgen um ihn machen. Wer alle Vorsichtsmaßnahmen befolgte, dem passierte auch nichts, erinnert sich Biermann. Einige Malteser taten das nicht, machten einen Sonntagsausflug. Monika Schwinn und Bernhard Diehl wurden mit drei anderen Maltesern gefangen genommen, nur die beiden überlebten die fast vierjährige Gefangenschaft.

Edelbert Biermann hat das später verfolgt, froh, wieder zu Hause zu sein. Das Kapitel Vietnam endete für ihn 1968 nach acht Monaten, dann wurde er ausgeflogen. In Warstein baute er sich seine Familie auf, bekam zwei Söhne und engagierte sich bei den Maltesern bis auf Diözesanebene. Das tut er bis heute. Das Kapitel Vietnam ist dabei ein besonderes geblieben. Seine späteren Auslandseinsätze führten ihn nach Litauen und Lettland. Dorthin fährt er auch heute noch, in diesem Jahr zum 20. Hilfseinsatz. Doch Litauen, das ist ein anderes Kapitel als Hoi An.

Christian Schlichter





85 | Witten

Ehrenamt erklimmt die Himmelsleiter

Wertpapieraktion zeigt die Bedeutung des Ehrenamtes

■ Wir haben es immer gewusst: Ehrenamt ist unbezahlbar! Aber wie viel ist der freiwillige Einsatz für den Nächsten wirklich wert – in Euro und Cent? Im Jahr 2004 haben katholische Kirchengemeinden in Witten und Hagen ihr caritatives Engagement sichtbar gemacht. In Witten beteiligten

man einen – fiktiven – „Stundenlohn“ von 6,50 Euro zugrunde, so hatte die „Himmelsleiter“ einen Wert von 488 358 Euro. Mitgemacht hatten die Pfadfinder, die Vereine St. Martin und Nangina, Besuchsdienste und andere Caritas-Gruppen. Neben Kaffee, Kuchen und Kabarett wurden den rund 150 Gästen Musik und ein Informationsgespräch mit den Wittener Lokalpolitikern geboten.

Auch in Hagen veranstaltete der Caritasverband Hagen eine Wertpapier-Aktion. Dort kamen rund 68 000 ehrenamtliche Stunden im Wert von ca. 450 000 Euro zusammen, dokumentiert von rund 420 freiwillig Engagierten in der Caritas. Insgesamt dürfte die Zahl der Freiwilligen weit höher sein, man schätzte 2004 rund 650 Personen. Darüber hinaus helfen viele im Verborgenen – nicht organisiert, einfach von Mensch zu Mensch.

Der Fachdienst Gemeindec Caritas (ab 2007: Fachdienst Caritas-Koordination in den Dekanaten) wollte durch diese Aktion im Rahmen der bundesweiten Woche des Ehrenamtes auf den Stellenwert des caritativen ehrenamtlichen Engagements in den katholischen Gemeinden, in Einrichtungen und im Caritasverband aufmerksam machen. Rechnet man die dort geleistete Arbeit in Geldwert um, so wurde konkret deutlich, in welcher Größenordnung kommunale Haushalte entlastet werden. Dieser „Nebeneffekt“ des Ehrenamtes wird in der öffentlichen Diskussion gerne vergessen.

Doch zum Glück ist Ehrenamt unbezahlbar. In Euro und Cent kann man eben nicht ausdrücken, was es wert ist, einem Hilfesuchenden Hoffnung zu geben, Trauernde zu trösten, Menschen aus der Isolation zu befreien oder jungen Leute eine schulische oder berufliche Chance zu geben. Die Anlässe dazu sind in der Caritas vielfältig: Ob in Besuchsdiensten, offener Seniorenarbeit, in Familienpatenschaften, in Kleiderkammern oder Tafeln, in der Hausaufgabenhilfe für Migrantenkinder oder in die Begleitung von Sterbenden: Ehrenamt macht reich!

Jürgen Sauer



Ihre „Aktien“ zu Himmelsleitern
zusammengeheftet, präsentierten die Ehrenamtlichen aus dem Dekanat Witten symbolisch den Wert ihrer geleisteten Arbeit. Die „Aktienrolle“ reichte vom Turm der St.-Marien-Kirche bis vor den Altar.
Foto: privat

sich 537 Ehrenamtliche aus den Gemeinden an der Aktion und brachten ihre geleistete Arbeit auf einem besonderen Papier zum Ausdruck: einem Wertpapier! Zum Schluss wurden diese „Aktien“ zusammengeheftet. Als Höhepunkt des Ehrenamtstages wurden die Wertpapiere an einer langen Leine am Turm der St.-Marien-Kirche in den Herbsthimmel gezogen. 75 132 Stunden unentgeltliche Arbeitszeit pro Jahr waren die stolze Bilanz der beeindruckenden Aktion. Legt



WERTPAPIER

FÜR EHRENAMTLICHE, CARITATIVE ARBEIT
IN GEMEINDE UND VERBAND

Kirchengemeinde:

Dekanat:

54° 46' Nord
19° 94' Ost
20 m ü.NN



86 | Mamonowo (Heiligenbeil), Russische Föderation

„Ich weiß nicht, wie man lacht“

Überleben in Bauruinen: Hilfe für sozial schwache Familien im Königsberger Gebiet

■ Wladyslaw scheint die Schlaglöcher vorauszuahnen. Geschickt lenkt der polnische Priester den Fiat-Kleinbus über die Holperpisten abseits der Hauptstraße, die früher Reichsstraße 1 hieß und heute als „A 194“ in der russischen Exklave

Kaliningrad das frühere Königsberg mit dem Grenzort Mamonowo (Heiligenbeil) verbindet. Nur noch wenige Häuser sind hier abseits der Piste auszumachen zwischen Feldern, die seit Jahren nicht mehr bestellt wurden. Vieles liegt brach, weil Spekulanten aus Moskau oder St. Petersburg das Land gekauft haben, ohne ein Interesse an einer landwirtschaftlichen Nutzung zu haben.

Nicht nur die Vegetation ist sich selbst überlassen, auch die Landarbeiterhäuschen, die oft noch aus deutscher Zeit stammen. Es sind bessere Ruinen, die man spottbillig

mieten kann: umgerechnet zehn Euro im Monat für verrottete und verschimmelte Behausungen. „Nicht einmal Tiere würde man hier unterbringen“, erklärt Oksana Steshka von der Caritas Kaliningrad. Kurz darauf stoppt Wladyslaw den Bulli an einer solchen Ruine. Hier lebt Olga, alleinerziehende Mutter von acht Kindern.

Die Familie hat die Besucher schon erwartet: die Besucher der Caritas aus Paderborn, vor allem aber Schwester Alberta vom Sozialzentrum der Caritas in Mamonowo. Mit Gebrüll stürzen Maksim und Nikita, die Zwillinge, auf die Ordensfrau zu und schließen sie in die Arme. Im Handumdrehen sind die Besucher von anderen Kindern umringt. Wo sie überall herkommen, lässt sich im Halbdunkel des stickigen Raumes nur erahnen. Die schwach leuchtende Glühbirne an der Decke verdeckt gnädig den Blick auf das heruntergekommene Mobiliar. Neben an im Badezimmer erkennt man eine verrostete Badewanne.

Schwester Alberta hat Obst mitgebracht. Wie ein halbes Dutzend andere Familien könnten auch Olga und ihre Kinder ohne regelmäßige Lebensmittelspenden der Caritas nicht überleben. Gelegenheitsjobs und ein wenig Kindergeld reichen nur für das Nötigste. Zwei Euro kostet das Kilo Äpfel am Straßenstand in Kaliningrad; 200 bis 300 Euro stehen dem an monatlichem Durchschnittseinkommen gegenüber. Tränen stehen Olga in den Augen, als sie Schwester Alberta auf die Wange küsst. „Sie gibt mir Kraft, das Ganze hier zu überstehen“, sagt sie.

Seit über 20 Jahren sind die Katharinenschwestern in Mamonowo präsent, finanziell mit Spenden unterstützt vom Diözesan-Caritasverband Paderborn. Eigentlich stammt die Ordensgemeinschaft aus dem benachbarten Braunsberg (Braniewo) auf der polnischen Seite der Grenze. Nach dem Ende der Sowjetunion und der Öffnung des Kaliningrader Gebietes zog es einige Schwestern nach Mamonowo, an den Sterbeort ihrer Gründerin Regina Protmann. Das katholische Schwesternhaus wurde bald Anlaufstelle für bedürftige Kinder und Familien. Einigen wenigen Straßenkindern konnten die Schwestern Obdach bieten.

In unmittelbarer Nachbarschaft des Schwesternhauses entstand mit Hilfe aus Paderborn ein modernes Sozialzentrum. Dort betreuen die Schwestern Kinder, die zu arm sind, um einen Kindergarten besuchen zu können. Solche Kinder werden in der Schule oft als „lernbehindert“ abgestempelt, weil die Eltern als „asozial“ gelten, drogen- oder alkoholkrank sind. Manche Kinder stehen hier erstmals in ihrem Leben vor einem Waschbecken. „Sie wissen nicht, was das ist“, erklärt Oksana Steshka. Bei Bedarf ist auch psychologische Hilfe möglich. Manche Kinder sind traumatisiert. Extremes Beispiel ist der Fall von Geschwistern, die als Kleinkinder unversorgt von ihren Eltern im Stich gelassen wurden. Sie wurden durch Zufall von Nachbarn entdeckt und gerettet. Ein Baby war bereits im Schlaf von Ratten angefallen und im Gesicht verletzt worden. Auf die Frage einer Erzieherin, warum das Kind niemals lacht, antwortete es: „Ich weiß nicht, wie man lacht.“

Jürgen Sauer



Die einzige Waschmöglichkeit für eine neunköpfige Familie besteht aus einer verrosteten Badewanne.

Foto: Jürgen Sauer.

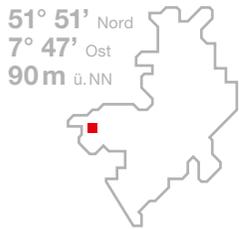
Rechte Seite:

„Schwester Alberta gibt mir Kraft, das Ganze hier zu überstehen“, sagt Olga (2. v.l.).

Die alleinerziehende Mutter von acht Kindern lebt in einem verfallenen Häuschen in der russischen Exklave Kaliningrad (Königsberg). Gemeinsam mit der Caritas versuchen polnische Katharinenschwestern, sozial schwachen Familien materielle Hilfe und emotionalen Halt zu geben.

Foto: Achim Pohl





87 | Dortmund

Berufung auf der Polizei-Station

Am 18. Januar 1899 hatte Agnes Neuhaus, die Gründerin des SkF, ihr Schlüsselerlebnis

■ „Polizei-Station“ – so hieß Ende des 19. Jahrhunderts die Station im Dortmunder Louisenhospital, auf die die Polizei solche Frauen brachte, bei denen wegen Prostitution eine akute Geschlechtskrankheit zu vermuten war. Eigentlich war Agnes Neuhaus auf dem Weg zu einer mittellosen Witwe, die sie im Auftrag der städtischen Armenfürsorge in jenem Spital besuchen wollte. Von der „Polizei-Station“ hatte sie nicht

die geringste Ahnung. Erst unmittelbar vor der Tür war ihr klar, wohin sie in wenigen Minuten kommen würde. Und wie es oft ist, wenn Menschen ihre wirkliche Lebensaufgabe finden, so war es auch hier: Agnes Neuhaus traf einen Menschen, der sie – geradezu wie ein Engel – die nächsten Schritte führte. Der „Engel“ war die Diakonisse Schwester Helene. Freundlich und bestimmt erklärte sie,

dass gerade für die katholischen Mädchen und Frauen dieser Station dringend eine Hilfe gesucht werde; um die evangelischen Frauen kümmere sich die Diakonissen-Kommunität. Was aber aus den katholischen Patientinnen werde, das sei ihnen allein überlassen.

Zur selben Zeit fiel Agnes Neuhaus ein, was sie im Haus ihrer Mutter kürzlich eher beiläufig gehört hatte. Ihre Mutter hatte sich mit einer Freundin über eine Frau aus Bonn unterhalten: Berta Lungstraß. Diese versorgte junge Frauen, die durch eine ungewollte Schwangerschaft in eine Notlage geraten waren. Agnes Neuhaus fiel ein Weiteres ein, ein Gebet oder besser: eine Zusage, die sie im Gebet erhalten hatte: Gott hatte ihr versprochen, sie auf ihrem Weg zu führen, sie nie allein zu lassen; er würde ihr zeigen, welche Aufgabe ihr Leben bestimmen soll. Dies alles kam zusammen und ließ für Agnes Neuhaus auch nicht die Spur eines Zweifels zu: Das ist *m e i n e* Aufgabe, *m e i n e* Bestimmung.

Es war der 18. Januar 1899. An diesem Tag entstand, was kurzer Zeit später unter dem Namen Verein vom Guten Hirten, ab 1901 als Katholischer Fürsorgeverein für Mädchen und Frauen, 1903 als Katholischer Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder und seit 1968 unter dem Namen Sozialdienst katholischer Frauen (SkF) ein weit gegliederter Fachverband der katholischen Freien Wohlfahrtspflege ist.

Agnes Neuhaus hat nie ein Hehl daraus gemacht, in diese Aufgabe ziemlich unvorbereitet hineingeraten zu sein. Wie sie in ihren Lebenserinnerungen mitteilt, hätte sie sich eine solche Aufgabe nie und nimmer selbst ausgesucht. Zu „unpraktisch und unbeholfen bei Inangriffnahme einer neuen Arbeit“, zu unerfahren mit den Lebenslagen ihrer Schutzbefohlenen, zu unsicher, was sie wie in den schwierigen Gesprächen mit Klientinnen oder Behörden zu sagen hätte – so hat sie sich selbst empfunden. Umso dankbarer war sie für die Weggefährten: angefangen bei den Behörden und der Polizei über die Ärzte im Krankenhaus (ihr Vater und zwei ihrer Brüder waren Ärzte), ihren Ehemann, den Amtsgerichtsrat Adolf Neuhaus, bis hin zum Pfarrer Propst Löher, der sie immer wieder in ihrem Engagement bestärkte.

Es gab keine Vorerfahrungen und keine Vorbilder, auf die Agnes Neuhaus hätte zurückgreifen können. Einrichtungen, in denen sie ihre Schützlinge hätte unterbringen können, waren anfänglich äußerst rar. Viele der Dortmunder Mädchen und Frauen brachte sie zunächst in das Kloster der Schwestern vom Guten Hirten in Köln-Melaten. Erst allmählich und dann auch in Trägerschaft des eigenen Fürsorgevereins standen auch andere Heime zur Verfügung.

Als Agnes Neuhaus am 20. November 1944 in Soest starb, war sie 90 Jahre alt. Sie hinterließ – trotz aller Probleme, die ihr die Nationalsozialisten bereitet haben – einen vorbildlich strukturierten, fachlich aufs Beste zugeworbenen Verband. Beim Requiem am 25. November 1944 im Soester Patroklidom sprach Prälat Braekling aus Paderborn; er nannte Agnes Neuhaus „Haupt und Seele“ des Verbandes. Und wie um das zu bestätigen, brach an jenem regnerisch-trüben Tag die Sonne durch, als man den Sarg der Agnes Neuhaus in die Erde senkte.

Theo Breul

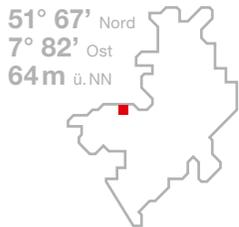


Die Frauenklinik („Dudenstift“) des Städtischen Krankenhauses Dortmund Anfang des 20. Jahrhunderts.

Foto: Städtische Kliniken Dortmund

Rechte Seite: Agnes Neuhaus im Kreise ihrer Weggefährtinnen im Katholischen Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder, heute Sozialdienst katholischer Frauen SkF (rechte Seite)
Foto: Archiv SkF Gesamtverein Dortmund





88 | Hamm

Eine symbolträchtige Feile

Caritasverband Hamm unterstützt Jugendliche bei ihrer Selbstfindung

■ Eine Feile gehörte zu den wenigen Werkzeugen, mit denen die Jugendwerkstatt des Caritasverbandes Hamm 1979 ihre Arbeit aufnahm. 35 Jahre später ist sie noch immer im Einsatz, etwa beim Bau der „Da-Vinci-Bühne“ Anfang 2014 im Herzen Hamms. Der Auftrag, eine Veranstaltungsbühne für den „Verein zur Förderung des Martin-Luther-Viertels“ zu bauen, hielt die Jugendwerkstatt in Atem. Meterlange Balken und Bretter wurden auf Maß geschnitten. Es wurde gehobelt, gespelt und gefeilt, denn in der Jugendwerkstatt wird Wert auf Handarbeit gelegt. „Sehen, fühlen und erleben, was man tut“, das ist das Motto. So kam bei der Bearbeitung der Balken und Bretter auch die 35 Jahre alte Holzfeile immer wieder zum Einsatz. Sie ist mittlerweile aufgrund ihres Alters zum Symbol der langjährigen erfolgreichen Jugendarbeit geworden.



Am 26. April 2014 war es dann so weit. Auf dem Martin-Luther-Platz hatten sich zahlreiche Schaulustige, Künstler und Vertreter aus Politik und Gesellschaft versammelt. In einem Festakt wurde die „Da-Vinci-Bühne“ offiziell ihrer Bestimmung übergeben. Sie ist das dritte Objekt, das der Verein und die Jugendwerkstatt gemeinsam geplant und im Hammer Kunstquartier umgesetzt haben. Begonnen hat die Kooperation mit Schutzabdeckungen für Skulpturen. Sie entstanden aus alten Rolltreppenstufen und schützten die Steinfiguren darunter vor mutwilliger Zerstörung. „Uns ist es wichtig, dass die Arbeit der jungen Erwachsenen nachhaltig ist und gewürdigt wird“, so der Leiter der Jugendwerkstatt, Marco Schmelzer.

Die Jugendwerkstatt der Caritas wurde 1979 gegründet in einem Teil von Hamm, in dem viele Familien in schwierigen Verhältnissen lebten. Die Arbeitslosigkeit unter ihnen war hoch. Der Jugend fehlte es an Perspektiven. Reiner Holtmann, Fachbereichsleiter Kinder-, Jugend- und Familienhilfe beim Caritasverband Hamm, erinnert sich: „Wer als junger Mensch in dieser Gegend aufwuchs, hatte es schwer, sich gesellschaftlich zu integrieren und anerkannt zu werden. Ihm fehlte es häufig nicht nur an Zuwendung in der Familie und sozialer Kompetenz, sondern er musste auch gegen Vorurteile ankämpfen.“

Holtmann gehörte zu den Mitbegründern der Einrichtung und übernahm damals die Leitung. Trotz minimaler Möglichkeiten gewann die Jugendwerkstatt immer mehr an Bedeutung. „Wir hatten nur wenig Werkzeug, und die Räumlichkeiten waren beengt, aber wir zeigten den jungen Leuten, dass sie etwas leisten können, und standen ihnen auf Augenhöhe zur Seite.“

Anfang der 1980er-Jahre folgte übergangsweise der Umzug in das Gebäude des ehemaligen Kinderheimes Vorsterhausen im Hammer Westen. Als dieses abgerissen wurde, konnte die Jugendwerkstatt in eine ehemalige Schreinerei in der Oswaldstraße in Bockum-Hövel ziehen. Noch heute ist sie dort Anlaufstelle für Jugendliche und junge Erwachsene aus Hamm, die sich mit Hilfe des Werkstattteams eine berufliche Grundqualifikation aneignen.

„Wir haben nie Beschäftigungstherapie angeboten“, betont Reiner Holtmann. „Es wurde immer etwas Sinnvolles gefertigt.“ In den Anfängen waren es Schachteln, Kisten und kleine Schränke für den Hausgebrauch. 35 Jahre später bauen die Heranwachsenden in Kooperation mit verschiedenen Firmen in Projektarbeit auch Objekte für den öffentlichen Raum, wie beispielsweise die „Da-Vinci-Bühne“.

„Es ist unsere Aufgabe, für die jungen Menschen da zu sein und sie bei ihrer Selbstfindung zu unterstützen“, fasst Reiner Holtmann zusammen. „Als christlicher Wohlfahrtsverband sind wir verpflichtet, Menschen in schwierigen Lebenslagen zu helfen, heute und auch in Zukunft, denn die Nöte sind nicht kleiner geworden.“

Im Mai 2014 feierte die Jugendwerkstatt im Rahmen der Caritas-Aktion „Woche der Solidarität“ offiziell das 35-jährige Bestehen. Außer im Holzwerkbereich, dem Herzstück der Jugendwerkstatt, können die jungen Erwachsenen berufliche Erfahrung auch im Medien- und Hauswirtschaftsbereich sammeln und den Hauptschulabschluss nachholen. Das Kurs- und Projektangebot der als außerschulischer Lernort benannten Jugendwerkstatt ist gemäß dem Landesjugendplan inzwischen eine anerkannte und vom Land NRW und von der Stadt Hamm geförderte Maßnahme der Jugendberufshilfe.

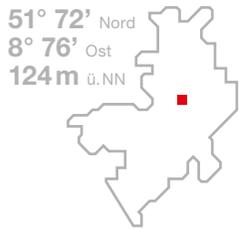
Elisabeth Plamper

Mit der mehr als 30 Jahre alten Holzfeile werden noch immer Werkstücke bearbeitet.

Rechte Seite:

Als erstes Projekt im Martin-Luther-Viertel gestalteten die jungen Erwachsenen eine Schutzabdeckung für die dortigen Kunstwerke.
Fotos: Elisabeth Plamper





89 | Paderborn

Die Kapelle nahm ein Drittel der Klinik ein

Heilung und Heil im Gründungsbau des Brüderkrankenhauses St. Josef

■ Das Brüderkrankenhaus St. Josef ist neben dem St. Vincenz-Krankenhaus die zweite katholische Klinik in der Bischofsstadt. Das Krankenhaus ist eine Gründung der Barmherzigen Brüder aus Trier. 1894 hatten auf Wunsch des damaligen Paderborner Bischofs Dr. Wilhelm Schneider zunächst vier Brüder die ambulante Krankenpflege in der Stadt übernommen. 1897

kaufte der Generalobere, Bruder Theodor, an der oberen Husener Straße ein Grundstück „außerhalb der Stadt“ von 45 915 Quadratmetern für 24.500 Mark. Der Magistrat begrüßte den Grundstückskauf und das Bauvorhaben eines Krankenhauses, zu dessen Förderung der kostenlose Wasserleitungsanschluss und später bis auf Weiteres 1000 m³ Wasser pro Jahr in Aussicht gestellt wurden.

Das neue dreistöckige Krankenhaus mit 42 geräumigen Zimmern, darunter sechs große Säle, ein „Operationssaal mit anschließendem Arztwaschzimmer“ und ein Verandazimmer, war zunächst für 60 Patienten gedacht. Errichtet wurde es im gotischen Stil, wie es damals modern war. Für heutige Verhältnisse ungewöhnlich: Die Kapelle nahm etwa ein Drittel des gesamten Gebäudes in Anspruch. Das gesamte Gebäude wurde innerhalb von zwei Jahren errichtet. Die Einweihung nahm am 1. April 1904 der Gaukirchpropst Franz Nacke vor.

Der erste Obere der Brüder, Br. Camillus Blase, stand 21 Professbrüdern und einem Novizen vor, die die Krankenpflege übernahmen. Die Zahl blieb über Jahre hinweg konstant. 1928 zählte das Krankenhaus auch schon 32 weibliche Arbeitskräfte. 1937 kamen einige Missionsschwester vom Kostbaren

Blut aus Neuenbeken zur Unterstützung der Krankenpflege in das Brüderkrankenhaus. Ihre Mitarbeit wird in der Chronik damit begründet, dass der damalige Bischof Kaspar Klein die Besetzung des Hauses mit „braunen Schwestern“ unterbinden wollte. Zudem waren die meisten Brüder zum Kriegsdienst eingezogen worden.

Nach einer Zeit als Lazarett wurde das Haus durch die Bombenangriffe auf Paderborn bis zum ersten Stock völlig zerstört. Der Krankenhausbetrieb siedelte zeitweilig zum Missionshaus der Schwestern nach Neuenbeken um, bis das Haus nach raschem Wiederaufbau notdürftig wieder in Betrieb gehen konnte. 1956 wurden die Stationen durch ein modernes Bettenhaus erweitert. Zehn Jahre später, 72 Jahre nachdem sie gekommen waren, zogen sich die Brüder aus Paderborn zurück, und die Neuenbekener Schwestern übernahmen das Krankenhaus.

Ab 1971 begann eine längere Umbauphase, in der das jetzt noch bestehende Haus mit rund 400 Betten errichtet wurde. Bei den Schwestern stellte sich im Laufe der Jahre auch auf dem Hintergrund neuer gesetzlicher Bestimmungen immer mehr die Frage, ob sie das St.-Josefs-Krankenhaus weiter in ihrer Trägerschaft behalten sollten. Die Barmherzigen Brüder von Trier fühlten sich dem Haus noch verbunden und zeigten starkes Interesse, das Haus wieder zu übernehmen. Am 1. Januar 1996 kamen die Brüder mit drei Ordensleuten zurück und übernahmen wieder ihr ehemaliges Krankenhaus. Gleichzeitig änderte sich der Name in Brüderkrankenhaus St. Josef, und es nahm eine schwunghafte Entwicklung. Beschäftigte das Haus 1966 noch 162 Mitarbeitende, sind es derzeit über 1 200. Auch die Zahl der Patienten ist sprunghaft gestiegen. Waren es im Jahr 1969 3 000 Patienten, fanden 2013 über 60 000 Menschen stationäre oder ambulante medizinische Hilfe in derzeit 14 Fachkliniken. Vor allem in den letzten Jahren wurde das Haus durch eine Reihe von Um- und Anbaumaßnahmen erweitert. Das Brüderkrankenhaus ist Teil der BBT-Gruppe, unter deren Namen die Barmherzigen Brüder Trier fast 30 Krankenhäuser und soziale Einrichtungen betreiben.

Gerd Vieler



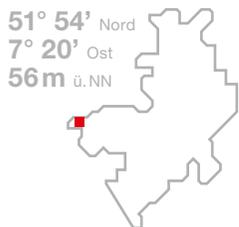
Ständig wurde das Krankenhaus durch Neu- und Anbauten erweitert. Derzeit sind neben der Stationsrenovierung zwei größere Baumaßnahmen in Planung.

Foto: Gerd Vieler

Rechte Seite: Das erste Krankenhaus an der Husener Straße, erbaut im gotischen Stil, wurde am 1. April 1904 eröffnet.

Foto: Barmherzige Brüder, Trier





90 | Herne

Kunst hilft heilen

Das Arbeitslosenzentrum Herne geht ungewöhnliche Wege mit Langzeitarbeitslosen

Rechte Seite:

Francis Bacon, Schimpanse, 1955, Staatsgalerie Stuttgart
Foto: © The Estate of Francis Bacon. All rights reserved/
VG Bild-Kunst, Bonn 2015

Das Arbeitslosenzentrum Herne ist eine kirchliche Initiative und hilft seit 1987 Betroffenen mit Rechtsberatung, Berufswegeplanung oder Psychotherapie. Durch Präsenz bei Pfarrgemeindefesten, Demonstrationen vor dem Arbeitsamt, Aktionen auf Plätzen und politischen Veranstaltungen wird das Problem Arbeitslosigkeit in die Öffentlichkeit getragen.
Foto: Jürgen Sauer

■ Natürlich Rechtsberatung, Berufswegeplanung, klassische Sozialarbeit, sogar Psychotherapie – das alles macht das Arbeitslosenzentrum (ALZ) Herne, aber da ist noch einiges mehr. Freitagnachmittag. Erwachsenenbildung. Der Beamer springt an. Ein Bild, ein Gemälde, erscheint auf der Raufasertapete. Francis Bacon: Schimpanse, von 1955.

„Da hast du uns wieder etwas mitgebracht!“ Allgemeine Verwunderung. Jemand steht auf, geht näher heran, schüttelt den Kopf und setzt sich wieder. „Es könnte ein Affe sein. Ein Affe, der auf einer Stange sitzt.“ „Das ist ganz gut.“ „Irgendwie erkennt man nichts. Das ist alles so undeutlich. Könnte der nicht besser malen?“ „Undeutlich. Stimmt. Wie wirkt das Bild auf euch?“ „Ich kann damit noch nichts anfangen.“ „Düster.“ „Ich find das irgendwie deprimierend.“ „Ich meine, das ist bedrohlich.“ „Nicht schlecht. Das ist ja schon eine Menge. Jemand sagte vorhin, dass er einen Affen sieht. Was könnte das für ein Affe sein?“

„Ein Schimpanse?“ „Genau, ein Schimpanse. Schaut ihn euch noch einmal an.“ „Der reißt das Maul auf. Der brüllt.“ „Ja.“ „Der hat Angst.“ „Quatsch, der ist sauer. Der ist aggressiv.“ „Könnte beides zutreffen.“ „Wenn ich die Striche hier sehe ...“ Der Mann geht zur Leinwand. „Ich mein, der sitzt wo drin und ist deshalb so wütend, so aggressiv. Könnte gefangen sein.“ „Ich finde, der heult vor Schmerzen.“ „Lasst uns mal sammeln. Deprimierend, bedrohlich hat jemand gesagt. Düster. Der Affe, der Schimpanse, hat Angst, ist sauer, wirkt aggressiv. Es sieht aus, als ob er gefangen wäre.“ „Hätte er das nicht deutlicher malen können?“ „Was meinen die anderen?“ „Ich glaube, der will so malen.“ „Würde das Bild auch so auf euch wirken, wenn der ganz klar und deutlich einen Affen in einem, sagen wir einmal, Käfig gemalt hätte?“ Schweigen. „Man weiß gar nicht,

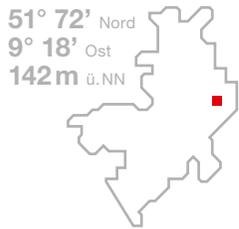
wo der sitzt. Das ist irgendwie komisch. Das wirkt irgendwie fremd und geheimnisvoll.“ „Man fühlt sich irgendwie fremd, befremdlich.“ „Wer malt so etwas?“ „Aber warum malt der einen Affen?“ „Warum einen Affen? Für was könnte der Schimpanse stehen?“ „Affen sind verspielt und ein bisschen verrückt.“ „Ja, die Richtung ist schon richtig. Aber ich denke an noch etwas anderes.“ Leise: „Die poppen rum auf dem Affenfelsen.“ Gelächter. „Sag es ruhig laut. War gar nicht so falsch.“ „Er wieder.“ Peinliches Schweigen. „Gut. Etwas feiner ausgedrückt, könnte man sagen: Der Schimpanse steht für Lebenskraft, Vitalität.“ „Der Arme ist gefangen, deshalb leidet er und ist aggressiv. Der kommt da nicht raus.“ „Aha, ein Bild einer vitalen Kreatur in auswegloser Gefangenschaft. Da sind, wie ihr erkannt habt, Wut und Angst. Gefangenschaft ist zwanghafte Isolation. Der Affe ist beschränkt und eingeengt. Leiden wie ein Tier, sagt man schon einmal.“ „Deshalb ist alles so düster.“ „Genau, die Farben unterstreichen das: Schwarz für Düsternis und Blau für ...“ „Der hat seinen Blues.“ „Genau, Traurigkeit.“ „Der Maler muss ja ein Leben geführt haben.“ „Aber warum dieses Verwischte?“ „Jemand eine Idee?“ Nichts. „Als ob ihm beim Malen der Lappen ausgerutscht ist.“ „Genau, so sieht das aus. Der Künstler hat einmal über seine Bilder gesagt: Meine Bilder sollen aussehen, als sei ein menschliches Wesen hindurchgegangen und hätte eine Spur menschlicher Anwesenheit und Erinnerung an vergangene Ereignisse hinterlassen, wie eine Schnecke ihren Schleim: Verwischtheit als menschliche Spur also.“ „Was war das für ein Typ? Der muss allerhand mitgemacht haben.“ ... „Am Anfang kann ich immer gar nichts mit den Bildern anfangen.“ „Unglaublich, was da drinsteckt.“ ...

Kunst erinnert uns an all das, was wichtig ist im Leben. Kunst lehrt uns hoffen. Kunst nimmt unsere Sorge ernst. Sie hilft uns, Balance wiederzufinden; ermöglicht Selbsteinsicht; lässt uns wachsen. Durch Kunst lernen wir wieder, Dinge und Menschen um uns herum wertzuschätzen. Kunst kann uns in Krisenzeiten helfen, wieder ins seelische Gleichgewicht zu kommen, indem wir empfänglicher werden für das Schöne. Kunst hat ihren Wert im Arbeitslosenzentrum.

Franz-Josef Strzalka







91 | Brakel

Nachgehende Hilfe für psychisch Kranke

Bei der Versorgung im ländlichen Raum ist der Caritasverband im Kreis Höxter Vorreiter

■ Psychisch kranke Menschen landeten früher in der Regel in „Nervenheilstätten“ – wenn sie nicht zu Hause versteckt wurden. Das änderte sich erst Ende der 60er-Jahre. Im Erzbistum Paderborn gab damals das Krankenhaus St. Josef in Bad

Driburg den Anstoß zu einem Umdenken. Dem Allgemeinkrankenhaus gelang es unter dem jungen Chefarzt Dr. Hanns Philipzen im Jahr 1968, erstmals Plätze für die Behandlung psychisch kranker Menschen einzurichten. Bis dahin waren in Deutschland allein die Landeskrankenhäuser für diese Personengruppe zuständig. Ab den 70er-Jahren veränderte sich die Gesetzeslage. Nun hatten die Kommunen die Pflicht, die Versorgung psychisch Kranker sicherzustellen. Dr. Philipzen

entwickelte darauf die Idee, eine Art Beratungsstelle für psychisch kranke Menschen analog zu den anderen bekannten Beratungsstellen zu entwickeln. Es kam 1973 zur Gründung des Caritas-Beratungszentrums in Brakel, das auch andere Beratungsdienste unter einem Dach vereinte (vgl. Beitrag Nr. 9).

Der Sozialpsychiatrische Dienst innerhalb des Zentrums hatte die Pflichtaufgabe der ambulanten Versorgung psychisch Kranker vom Gesundheitsamt übernommen. Angestellt waren zunächst ein Arzt und zwei Sozialarbeiter(innen). Die wesentliche Veränderung durch die neuen Mitarbeiter geschah durch die sogenannte „nachgehende Versorgung“. Hierfür wurden die Angebote und Sprechstunden im Kreisgebiet verstärkt ausgebaut, etwa auch in den Räumlichkeiten der Caritas-Sozialstationen. Für die Menschen war es das erste Mal, nicht in amtlichen Umgebungen ihre Anliegen und Probleme zu besprechen.

Dennoch erreichte der Dienst nicht alle Betroffenen und deren Angehörige. So kam es mehr und mehr auch zu Hausbesuchen. Gerade diese Veränderung hat sich als sehr wertvoll

erwiesen, denn bei vielen Erkrankungen ist es den Menschen zumindest zeitweise nicht möglich, sich auf den Weg zur Beratungsstelle zu machen. Die Mitarbeiter begegneten den Menschen in ihrer natürlichen Umgebung und somit auch angstfreier. Diese neue Erfahrung ließ ganz andere Gesprächsinhalte über die Bewältigung des Alltags im Familienverbund oder auch als einzeln lebender Mensch zu.

Zu einem Versorgungssystem gehören aber auch andere Bausteine. So begann man, sich rechtzeitig Gedanken zu machen über Arbeitsplätze für psychisch erkrankte Menschen, die nicht in der Werkstatt für geistig Behinderte angesiedelt sein sollten. Es kam zur Gründung einer besonderen Werkstatt für psychisch Kranke in Bad Driburg. Derzeit gibt es drei dieser Werkstätten im Kreisgebiet. Auch der Bereich Wohnen nahm bei weiteren Überlegungen großen Raum ein. Neben einem Wohnheim für psychisch Kranke gibt es heute die Möglichkeit des ambulant betreuten Wohnens. Auch im Bereich der Freizeitgestaltung werden immer mehr Ideen für Angebote, insbesondere für die Wochenenden, entwickelt. So gibt es z. B. den Frühstückstreff, der sehr gerne angenommen wird.

Bei all diesen Entwicklungen und Bemühungen stellten die Mitarbeiter fest, dass nicht jeder Mensch, der von psychischer Erkrankung betroffen ist, auf diese Weise erreicht wird. Es kam folgerichtig zur Eröffnung einer Tagesstätte für psychisch kranke Menschen. In geschützter Umgebung können dort Angebote zur Lebensbewältigung und Alltagsgestaltung in qualitativ höherwertiger Form geschaffen werden. Es wird Menschen Zeit und Raum geboten, in ihrem Tempo Möglichkeiten der Entwicklung zwischen kreativem Tun und Ruhezeiten zu finden.

Somit vervollständigte sich Schritt für Schritt das Versorgungsangebot für psychisch Kranke.

Eine noch ungelöste Herausforderung bildet die Gruppe älter werdender psychisch Kranker. Für sie gibt es bisher keine angemessenen Versorgungsangebote. In anderen Regionen sind diese Angebote durch die Schaffung gerontopsychiatrischer Tagesstätten oder ähnlicher Dienste weiter fortgeschritten. Hier bedarf es gerade in ländlichen Regionen kreativer Ideen.

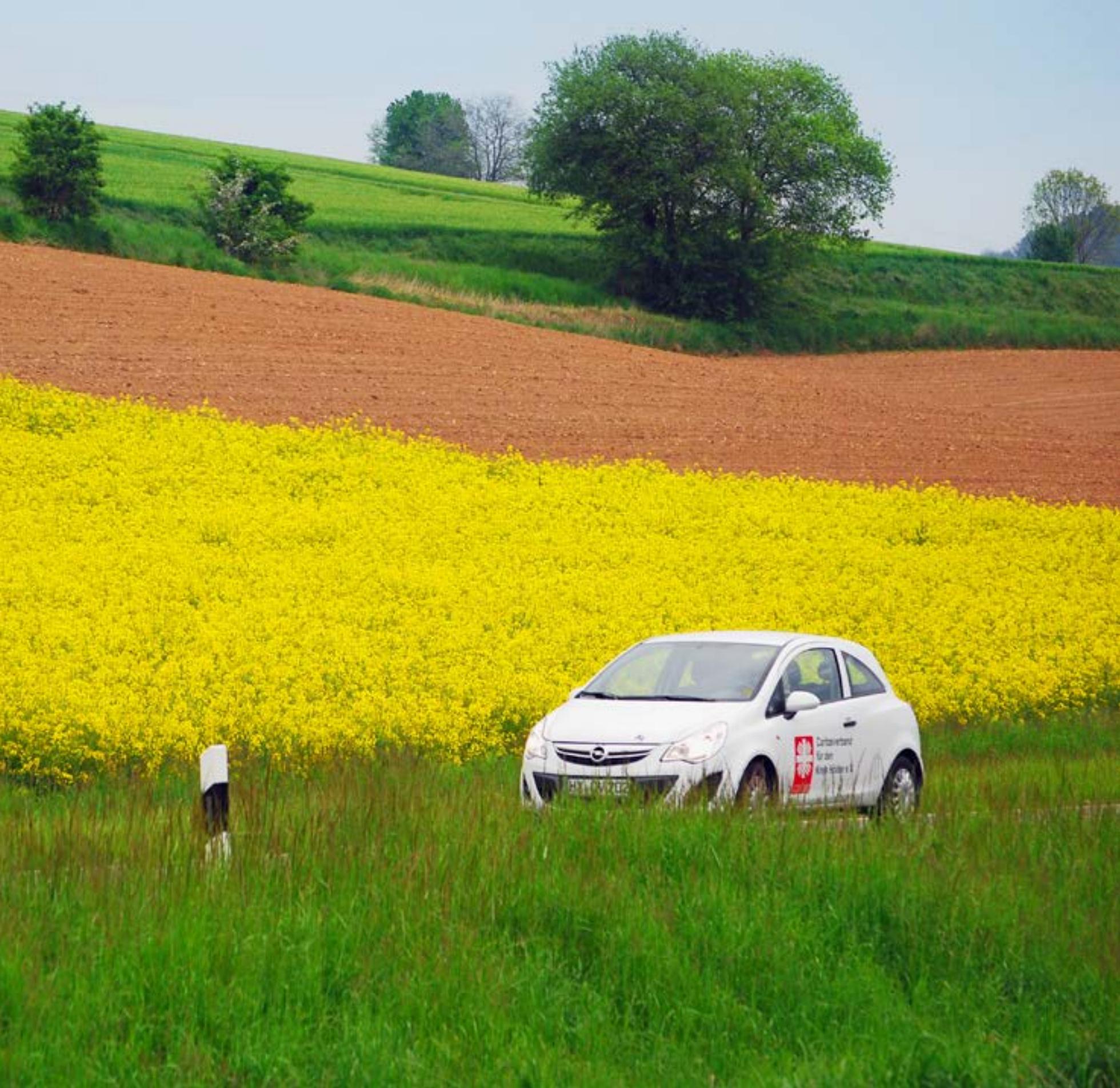
Alfred Ludwig

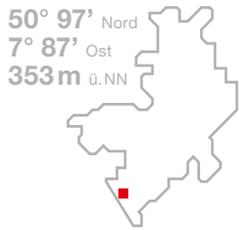


Das Team des Sozialpsychiatrischen Dienstes für den Kreis Höxter im Jahr 2013: Um die große Linde vor dem Beratungszentrum gruppieren sich (v. l.): Katharina Reede, Martina Zimmermann, Ulrike Lengeling, Ruth Süper-Welling, Steffani Schröder-Czornik und Angelika Keirsebilck. Es fehlt Gundel Witte-Berkemann.

Foto: Sabine Robrecht / Westfalen-Blatt

Rechte Seite: Ambulante Versorgung ist im Kreis Höxter mit weiten Wegen verbunden. Foto: Martina Schäfer





92 | Wenden

„Wenn ich Not sah, wusste ich, dass man helfen muss“

Ein Lebensprogramm im Zeichen der Caritas: Elsbeth Rickers

■ *Im Alter von 98 Jahren starb am 18. September 2014 die „Grande Dame“ der Caritas im Erzbistum Paderborn: Elsbeth Rickers. Ihr Einsatz für den Nächsten spiegelt die Nöte des 20. Jahrhunderts wider und ist zugleich ein erstaunliches Lebensprogramm im Zeichen der Caritas. Ein Porträt aus dem Jahr 2012.*



Als erste Frau im Erzbistum Paderborn wurde Elsbeth Rickers 1994 mit dem Päpstlichen Silvesterorden ausgezeichnet. Von links: der damalige Vorsitzende des Diözesan-Caritasverbandes, Prälat Joseph Becker, die damalige Diözesan-Vorsitzende der Caritas-Konferenzen, Elisabeth Freifrau von Lüninck, Erzbischof Degenhardt, Elsbeth Rickers, Hans Wilk (Caritasdirektor 1973 bis 1991), Volker Odenbach (Caritasdirektor 1991 bis 2009)
Foto: Jürgen Sauer
Rechte Seite: Grande dame der Caritas: Elsbeth Rickers aus Wenden im Jahr 2012
Foto: Claudia Scheffler

„Wollen Sie einen Kaffee? Mit Milch und Zucker?“, fragt Elsbeth Rickers. Die alte Dame brüht den Kaffee selbst auf, stellt die Tassen mit Platzdeckchen auf den Wohnzimmertisch, holt Kekse. Diese elegante Erscheinung mit den hellwachen Augen und dem schelmischen Lächeln soll fast 100 Jahre alt sein? „Das liegt bei uns ein bisschen in

der Familie, mein Vater ist auch über 90 geworden.“ Elsbeth Rickers lächelt. Und verrät ihren Jungbrunnen: „Man bleibt lebendiger, wenn der Geist wach bleibt und man sich für andere interessiert.“ Genau das hat sie ihr ganzes Leben getan – seit 1945 engagiert sie sich in der Caritas – zunächst in ihrem Wohnort, später auf der Diözesan- und Bundesebene.

Rückblende: Am 20. April 1916 wurde Elsbeth Rickers in Essen geboren. Mit 13 Jahren kam sie ins katholische Wenden, der Vater war Direktor der örtlichen Strumpfwarenfabrik. Es folgte ein Jahr in einem Ursulinenkloster in Belgien: Dort lernte die gutbürgerliche Tochter „gutes Benehmen, Kochen und die französische Sprache“. Eine Schule fürs Leben – danach hatte sie nie wieder Scheu, auf große politische Empfänge zu gehen, Konversation zu betreiben. In den 30er-Jahren ließ sie sich in Bonn zur Krankenschwester ausbilden. „Hier hab ich Caritas gelernt, den Umgang mit kranken Menschen, den Umgang mit Menschen in Ausnahmesituationen.“

Als Tochter aus gutem Haus – woher kam das Interesse an anderen Menschen? Es ist ihr, so Elsbeth Rickers, in die Wiege gelegt worden. Sowohl ihr Vater wie die Mutter waren sozial eingestellt und im Elisabethverein ihrer Kirchengemeinde aktiv. Das hieß praktischer Dienst am Nächsten: Neun bis zwölf Kinder waren damals in den Familien keine Seltenheit, in den

reicheren Haushalten wurde für die kinderreichen Familien oft mitgekocht. Elsbeth Rickers: „Von meiner Mutter hab ich gelernt, dass dieses Helfen selbstverständlich ist. Wenn ich Not sah, wusste ich, dass man helfen muss.“

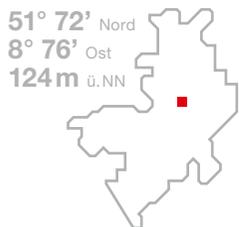
Das erklärt auch ihre Tatkraft nach dem Krieg, obwohl sie selbst Schlimmes durchgemacht hat: Mit zwei kleinen Kindern flüchtete sie im Dezember 1943 aus Leipzig, wo sie damals mit ihrer Familie lebte, nur wenige Stunden vor dem großen Bombenangriff. Ihr Mann gilt bis heute als vermisst. Zurück in Wenden, half sie den Menschen, denen es noch schlechter ging als ihr: 1945 schloss sie sich der Wendener Pfarrcaritas an, fuhr mit dem Rad und ihren zwei kleinen Kindern zu Landrat und Fabrik-Besitzern, um Strohsäcke, Wannen oder Waschbretter für die vielen Heimatvertriebenen zu organisieren. Auch später, als die allergrößte Not gelindert war, schaffte Elsbeth Rickers es mit dem ihr eigenen Kopf fast immer, einflussreiche Menschen für ihre wohltätigen Ziele zu mobilisieren.

Ihre Initiativen gingen bald über die unmittelbare Hilfe für Notleidende hinaus. Ihr Interesse galt vor allem den Helfern. 1949 war Frau Rickers Mitbegründerin der ersten Familienpflegeschule in der Bundesrepublik, 1956 folgte die erste Pflegevorschule in NRW in Wenden, an deren Anfang ebenfalls Frau Rickers als Mitbegründerin steht. 1973 bis 1984 war sie Diözesanvorsitzende der Caritas-Konferenzen im Erzbistum Paderborn, von 1973 bis 1993 stellvertretende Vorsitzende des Diözesan-Caritasverbandes.

Für Elsbeth Rickers kam schon früh das politische Engagement hinzu. „Ohne politische Macht können Sie nichts durchsetzen. Und ohne Geld auch nicht.“ Von 1970 bis 1985 vertrat sie den Wahlkreis Olpe für die CDU im Düsseldorfer Landtag. Als Vorsitzende der NRW-Gefängniskommission entwickelte sie gemeinsam mit Gefangenenseelsorgern Konzepte für den Straf- und Jugendstrafvollzug. Elsbeth Rickers war 1991 Mitbegründerin des Hopizes zur hl. Elisabeth in Althenhudem. Bis zuletzt engagiert sie sich im Verein „Mutter-Kind-Hilfe“ und in der nach ihr benannten Stiftung „Mutter und Kind“ für junge, oft minderjährige Mütter im Kreis Olpe.

Claudia Scheffler | Jürgen Sauer





93 | Paderborn

Auch „etwas eigenartige Damenhüte“ gespendet

Nach beiden Weltkriegen waren Sachspenden aus dem Ausland lebenswichtig

■ *Im Caritas-Kalender 1955 blickt Prälat Aloys Braekling, der erste hauptamtliche „Sekretär“ des Diözesan-Caritasverbandes, auf die Zeit unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg zurück. Für die Caritas war die materielle Not vieler Menschen eine Herausforderung. Sach- und Geldspenden aus dem Ausland waren lebenswichtig.*



1920. Kurz bevor Bischof Karl Josef im März nach Köln übersiedelte, ließ er mich rufen, um mir die wenigen ersten Akten und das wenige, aber wertbeständige erste Geld auszuhändigen, das ihm aus Amerika zugegangen war als Auslands-Spenden. Es waren Dollar-Messstipendien und einige für bestimmte Anstalten oder bestimmte Caritasaufgaben zu verwendende Summen. Plötzlich kam auch von der Güterabfertigung der „Avis“ einer Liebesgabensendung. Wohin nur schnell mit den etwa 20 Ballen,

Fässern, Kisten? Die Schwestern vom Josefschulhaus am Kasseler Tor stellten einen Schuppen zur Verfügung. Da haben wir ausgepackt: Hosen, an denen noch der Lehm vom Felde klebte, Joppen, Westen, Kappen, Hüte, die noch den eingetrockneten Schweiß harter Landarbeit in sich trugen, Schuhe mit abgetretenen Absätzen und Sohlen, aber auch gut erhaltene Frauenmäntel, etwas eigenartige Damenhüte und -schuhe, gebrauchte, aber doch geflickte und saubere Wäsche aller Art.

Dann kam als Kommentar vom Bischof der Brief eines westfälischen Franziskaner-Pfarrers aus den Staaten; er habe in den Zeitungen und aus Privatbriefen erfahren von der großen Not in Deutschland, da habe er helfen wollen und seine Pfarrkinder aufgerufen zur Hilfe, wobei es ihm vor allem angekommen sei auf die Schnelligkeit der Hilfe; daher habe er gesammelt, verpackt und abgeschickt, ohne erst die Gaben einzeln zu prüfen, das würden die Leute in Deutschland wohl selbst tun. – Da mussten also die Liebesgaben erst alle ausgepackt, einzeln geprüft, gereinigt, sortiert, ausgebessert werden, bevor sie an Bedürftige ausgegeben werden konnten. Denn die Bedürftigen selbst hatten ja kaum jemals das zum Waschen, Fli-

cken, Ergänzen Notwendige. Also mussten Schwesternhäuser, Nähschulen, auch Elisabethvereine usw. herangezogen werden zur Auswertung der Auslandsspenden.

Was haben wir für Mengen von Spenden erhalten! Aus Amerika, aus Holland, vom Hl. Vater! Auch aus andern Ländern. Aber im Gedächtnis bleiben vor allem die Waggons mit Amerika-Gaben, mit Holland-Paketen – die ganze Inflationszeit hindurch und darüber hinaus. Die qualitativ besten Gaben an Wäsche, Kleidung, besonders auch an Stoffen kamen vom Päpstlichen Hilfswerk. Die größte Menge natürlich aus Amerika. Die Holland-Spenden zeichneten sich aus durch eine individuelle, persönliche Note bei fast allen Sendungen.

Die Geldspenden waren nicht nur in sich wertvoller, sie machten auch weniger Arbeit. Aber Arbeit machten auch sie; denn sie sollten verwendet werden zuallererst nach dem Willen der Spender. Aber was meinte denn ein amerikanischer Spender, wenn er seine Gabe einem „städtischen Krankenhaus“ zudachte? Meinte er ein Krankenhaus im Eigentum und in der Verwaltung einer Stadtgemeinde? Oder ein Haus einer Kirchengemeinde, das in einer Stadt, nicht in einem Dorfe läge? Das musste doch zunächst eindeutig festgestellt werden. Oder was für ein „Vinzenzhospital“ meinten die guten Leute in Amerika, die dem Bischof in einem langen Briefe zuerst erzählten, sie oder ihre Eltern stammen aus Brakel, dann sich erkundigten nach den Sorgen des Bischofs mit dem Priesterseminar usw. in Paderborn und schließlich eine ansehnliche Dollarsumme bestimmten „für das Vinzenzhospital“?

Den Spendern von Sach- und von Geldwerten im Ausland musste nicht nur die Ankunft ihrer Gaben mitgeteilt und dafür gedankt werden, es waren auch die Beziehungen zu ihnen zu pflegen. Was für gute, liebevolle Menschen haben wir dabei kennengelernt!

Ich bin nie den Eindruck losgeworden: Wir müssen uns schämen, so viel Liebe und Güte empfangen und fast als selbstverständlich entgegengenommen zu haben.

Aloys Braekling (1881–1965)

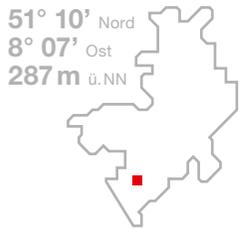
*Diözesan-Caritasdirektor (-sekretär) von 1917 bis 1935
Vorsitzender des Diözesan-Caritasverbandes von 1935 bis 1961*

Ohne Care-Pakete hätten viele Deutsche die Nachkriegszeit kaum überlebt. Auch der Diözesan-Caritasverband war Adressat (und Verteiler) von Hilfsgüter-Paketen aus dem Ausland.

Rechte Seite: Im Jahr 1948 war eine Delegation der US-amerikanischen Caritas (Catholic relief services) zu Gast beim Diözesan-Caritasverband. Direktor Edgar Swanstrom, später Weihbischof in New York und Konzilsteilnehmer, informierte sich über die Hilfe der Caritas für die Vertriebenen im Sozialwerk Stukenbrock – für die Kinder hatte er Schokolade dabei.

Fotos: Walter Nies / Stadtarchiv Lippstadt NL Nies AB 504 g 069; 497 e 61





94 | Lennestadt-Altenhundem

Smily kids

Kreuzbund gründete 1996 die erste Gruppe für Kinder aus suchtbelasteten Familien

■ Lisa* (7) hat sich in ihrem Zimmer verkrochen und den Kopf unter dem Kissen versteckt, Marco (9) suchte Deckung unter den Kopfhörern eines lauten Walkmans, und Florian (8) verzog sich ins Freie, wo er den Fußball monoton gegen die Garagenwand drosch. Wenn die Väter (manchmal auch Mütter) betrunken waren und zu Hause randalierten, stürzte es diese Kinder in ein Chaos der Gefühle: Angst vor der geliebten Person, die so fremd und bedrohlich wirkte, mischte sich mit Hass und Ab-

Gattwinkel. „Billigen“ Trost möchte sie nicht spenden. Denn als Ehefrau eines Alkoholkranken, der seit vielen Jahren „trocken“ ist, kann sie nachvollziehen, dass jeder Rückfall eine Katastrophe für die ganze Familie bedeutet. „Jeder hat Angst davor, dass es wieder so schlimm wird wie früher.“

Was die Kinder trägt, ist das Gefühl, dass sie in dieser Runde, und oft nur hier, verstanden werden. Denn nicht jeder hat so viel Glück wie Lena (13), die Gruppenälteste. „Wenn mein Vater trank, ging ich immer zu einer Freundin. Mit ihr konnte ich über alles sprechen.“ Für alle anderen Kinder ist die Suchtkrankheit des Vaters ein gut gehütetes Geheimnis, über das man in der Freizeit oder Schule besser nicht spricht. Die Angst vor Unverständnis und blöder Anmache sitzt tief. Frau Gattwinkel: „Die Kinder wissen genau: Wenn sie reden, wo man sie nicht versteht, wird über ihren Vater oder ihre Mutter schlecht gesprochen. Und das möchten sie nicht.“

Dank der Gruppe ist auch die Scheu gewichen, offen mit den Eltern über die Sucht zu reden – was auch für die Eltern eine ganz neue Erfahrung ist. Dazu tragen auch kindgerechte Informationen zur Suchtkrankheit bei. So stellten die Kinder eine Mappe mit ausgeschnittenen Bildern von all jenen Lebensmitteln und Süßigkeiten zusammen, in denen Alkohol enthalten ist. Klar, dass sie heute verstehen, warum selbst bestimmte Sorten Ketchup, Fertigpizza oder Schokolade für den Vater tabu sind. Die Kinder lernen so, dass Sucht eine Krankheit ist und nichts damit zu tun hat, dass Vater oder Mutter „böse“ sind. Aus Angst, Hass und Abscheu sollen sich so wieder Liebe und Vertrauen entwickeln. Für Christa Gattwinkel das wichtigste Ziel ihrer Arbeit.

Inzwischen ist Christa Gattwinkel mehrfach für ihre Pionierarbeit in der Unterstützung von Kindern aus suchtbelasteten Familien ausgezeichnet worden, unter anderem mit dem Pauline-von-Mallinckrodt-Preis der CaritasStiftung im Erzbistum Paderborn. Das Konzept wurde aufgrund internationaler Anfragen bereits ins Englische, Spanische und Polnische übersetzt.

*alle Kindernamen geändert

Jürgen Sauer

Kinder aus suchtbelasteten Familien schämen sich oder haben Angst, über die Sucht des Vater oder der Mutter zu sprechen.

Bei den Gruppentreffen der „smily kids“ sind diese Barrieren nicht da. „Als die Kinder zum ersten Mal redeten, war mir, als wäre ein Ventil geöffnet, denn es sprudelte nur so aus ihnen heraus“, berichtet Christa Gattwinkel.

Rechte Seite: Das Gefühl, mit ihrem besonderen Problem verstanden und angenommen zu werden, vermitteln die Gruppentreffen der „smily kids“.

Fotos: Kreuzbund



scheu. Hinzu kommen Schuldgefühle. „Manchen Kindern wird im betrunkenen Zustand vorgeworfen, dass sie der Grund für die Sucht seien“, sagt Christa Gattwinkel. „Es ist so erschreckend, wie solche Kinder leiden.“ 1996 gründete sie die erste Kindergruppe des Kreuzbundes, des Caritas-Fachverbandes für alkoholranke Menschen und deren Angehörige: Inzwischen gibt es vier Gruppen im Erzbistum Paderborn. Ihr Name ist Programm: smily kids – die lächelnden Kinder.

1998 hatte ich zum ersten Mal die Gelegenheit, an einem Treffen der „smily kids“ im Pfarrheim von Altenhundem teilzunehmen. Einmal im Monat trafen sich dort bis zu acht Kinder. Spielen, Basteln, „Fantasieren“ und vor allem Gespräche standen auf dem Programm: Im Kreis saßen sie zunächst zusammen und berichteten, wie es ihnen in den letzten Wochen ergangen ist. „Mir geht’s nicht gut“, sagte beispielsweise Dominik und krampfte dabei nervös seine Hände ineinander. Sein Vater war rückfällig geworden und befand sich wieder in einer Suchtklinik. „Er ist auf einem guten Weg“, tröstete Christa





95 | Dortmund-Bövinghausen

Wir können etwas tun

Die „Messe der Solidarität“ bot 1997 Impulse für sozial-caritatives Handeln

■ Die Szene erinnert an die bizarre Kulisse eines expressionistischen Stummfilms: eine Maschinenhalle voller Metallmonster. Zwischen den riesigen Turbinen, Antriebswellen und Förderanlagen schrumpfen die Menschen auf Zwergengröße. Kein Zweifel: Die Maschinenhalle des heutigen Industriemuseums Zeche Zollern II/IV in Dortmund-Bövinghausen roch im Jahr 1997 noch nach harter Arbeit, obwohl die letzten Kumpel den Ort schon in den 60er-Jahren verlassen hatten. Der richtige

Ort also, um solche Menschen in den Mittelpunkt zu stellen, die ihre Lebensgrundlage verloren haben, denen durch Arbeitslosigkeit und Armut das gesellschaftliche Abstellgleis droht. Und wo sonst könnte man besser kirchliche Verbände und Initiativen miteinander in Kontakt bringen, die sich für diese Menschen einsetzen?

Die „Messe der Solidarität – Werkstatt gegen Armut“ am 19. April 1997

wollte mehr sein als eine „Leistungsschau“ der Suppenküchen und Wärmestuben im Erzbistum Paderborn. Vor der historischen Kulisse des Industriemuseums sollte vielmehr ein Zeichen gesetzt werden: Aus vielen kleinen „Mosaiksteinchen“ isolierter Initiativen gegen Armut formte sich zumindest einen Tag lang ein auch optisch eindrucksvolles, für die meisten der knapp 1 000 Besucher ermutigendes Netzwerk der Solidarität.

Die Präsentation auf mehreren Ebenen der Maschinenhalle reichte von traditionellen Verbänden wie Caritas, Kolping und Frauengemeinschaft über Einrichtungen der Jugendberufshilfe bis zu neuen kirchlichen Initiativen wie den Dortmunder „Job-Clubs“ für Arbeitslose, dem „Gast-Haus“, einem Tagestreff für Wohnungslose in Dortmund, oder „Haus Ende-Syburg“, einer

Familiengemeinschaft in Herdecke, die das gemeinsame Leben mit Menschen in Armut und Not praktiziert.

Diözesanrat und Diözesan-Caritasverband hatten mit der ersten Veranstaltung dieser Art im Erzbistum Paderborn ein klares Ziel vor Augen: Das vorhandene Netzwerk der Solidarität soll erweitert werden. Konkret: Die fast 800 katholischen Gemeinden im Erzbistum sollen für neue Formen diakonischen Handelns gewonnen werden. Alle Pfarrgemeinderäte des Erzbistums waren in besonderer Weise nach Dortmund eingeladen worden. „Arbeitslosigkeit – Handlungsschritte für Pfarrgemeinden“ hießen denn auch zwei von mehreren Werkstätten, in denen beispielsweise die Kolpingsfamilie Schloß Holte über konkrete Schritte im Kampf gegen Jugendarbeitslosigkeit berichtete.

Andere Werkstätten beleuchteten die Arbeit von Kleiderkammern, Suppenküchen und Wärmestuben, gaben Einblick in Schuldnerberatung, Hilfen für Alleinerziehende, für Migranten und Suchtkranke. In Fachgesprächen referierten Experten zu den unterschiedlichsten Ausprägungen von Armut: arm durch Alter, Kinderreichtum, Behinderung, Arbeitslosigkeit und Migration. Wer sich beispielsweise für das Thema „Armut durch Alter“ entschieden hatte, konnte von Theo Hengesbach (1954–2009) vom Dortmunder Kreuzviertel e. V. erfahren, wie sich die traditionelle, oft auf Freizeitgestaltung ausgerichtete Seniorenarbeit in Pfarrgemeinden umgestalten lässt in echte Netzwerke gegenseitiger Hilfe.

Der damalige Paderborner Weihbischof Dr. Reinhard Marx ging auf die innerkirchlichen Konsequenzen aus dem Sozialwort der Kirchen ein. Es sei ein wesentlicher pastoraler Auftrag für die Gemeinden, ihren Blick für die Armen zu öffnen. „Wir sollten in jeder Gemeinde versuchen, Projekte gegen Armut einzurichten.“

Eindrucksvoll dann der gemeinsame Abschlussgottesdienst mit Erzbischof Degenhardt. „Ich weiß sehr wohl, dass durch unsere vielfältigen Initiativen die politischen und gesellschaftlichen Herausforderungen nicht einfach gelöst werden“, sagte er in seiner Predigt, „aber sie machen deutlich, dass wir etwas tun können.“

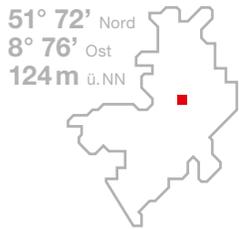
Jürgen Sauer



Diskussionsrunden zwischen alten Förderanlagen: Die „Messe der Solidarität“ brachte Initiativen gegen Armut und Ausgrenzung miteinander ins Gespräch.

Rechte Seite: Eine „Kathedrale“ der Industriekultur: die Maschinenhalle der Zeche Zollern II/IV in Dortmund-Bövinghausen
Fotos: Jürgen Sauer





96 | Paderborn

Ein Stein, der Herzen anrührt

Gedenkstätte des SKM erinnert an verstorbene „Schwestern und Brüder von der Straße“

Zum Gedenken an die verstorbenen „Schwestern und Brüder von der Straße“ hat Fritz an der Gedenkstätte des SKM in Paderborn eine Kerze entzündet.
Foto: Markus Jonas

■ Leichter Regen setzt ein. Fritz nimmt eine rote Grabkerze und geht aus der Tagesstätte für Wohnungslose des SKM in Paderborn zum Gedenkstein. „Herr, gib deinen Frieden“, heißt es auf dem großen Findling, der nur wenige Schritte von der Tagesstätte entfernt einen Platz gefunden hat. „Zum Gedenken an die verstorbenen Schwestern und Brüder von der Straße.“ Fritz hockt sich hin, stellt die Kerze vor den Stein und zündet sie an. Schweigend verharrt er einen Augenblick.

„Den Stein habe ich immer im Blick, wenn ich komme und mein Fahrrad da vorn abstelle“, erzählt er. „Da denke ich jeden Tag an die Leute, die ich gekannt habe und die gestorben sind. Das ist automatisch.“ Etwa an Thomas H., der täglich von der Übernachtungsstelle des SKM zur Tagesstätte kam und 2013 im Alter von 46 Jahren verstarb. Wegen einer Erkrankung an Chorea Huntington, einer erblichen Erkrankung des Gehirns, litt er unter starken körperlichen Einschränkungen. „Er konnte seine Schuhe nicht mehr binden, ließ sich aber von mir helfen. Fritz, kannst du mal den Knoten rausmachen? fragte er mich dann.“ In eine stationäre Einrichtung wollte er nicht, verweigerte sich allen Versuchen, ihm zu helfen. „Ich bin glücklich, so will ich leben“, sagte er, wenn die Sozialarbeiter des SKM auf ihn zukamen. „Er hatte seinen Weg gefunden“, sagt Joachim Veenhof nachdenklich. „Ich habe alle Freiheiten, die ich brauche, sagte er dann.“ Erst als er nicht mehr schlucken konnte und in seinem Hals und Rachenraum Krebs festgestellt wurde, ging er in eine Fachklinik. Er starb im Hospiz „Mutter der Barmherzigkeit“ in Paderborn und wurde in Bielefeld beigesetzt. Zu einer Andacht am Hospiz kam ein Großteil der Gäste der Tagesstätte. „Er war bei allen bekannt, genoss Respekt und Sympathien.“ Am Gedenkstein brannten noch lange Kerzen.

Der Gedenkstein hilft den Gästen der Tagesstätte, über den Tod zu sprechen. „Dadurch setzen sie sich mit diesem empfindlichen Thema auseinander“, sagt Veenhof. Denn: „Unsere Gäste haben Angst vor einem einsamen Tod.“ Als der Stein 2008 aufgestellt werden sollte, seien die Wohnungslosen von dieser Idee „sehr angerührt“ gewesen, berichtet Johannes Bracke, Geschäftsführer des SKM – Katholischer Verein für soziale Dienste in Paderborn. Er brachte die Idee von einem Besuch

der Partnerorganisation „ReFoMix“ im ungarischen Debrecen mit. Diese Organisation hilft ebenfalls den Wohnungslosen in ihrer Stadt. „Bei denen habe ich gesehen, dass sie in ihrer Tagesstätte eine Stele zur Erinnerung an die Verstobenen haben. Diese Idee fand ich klasse und dachte: Das machen wir auch.“ Den Findling bekam der SKM von Eckehard Schlegel aus Detmold geschenkt, die Gestaltung übernahm Bildhauermeister Michael Diwo aus Paderborn. „Den Satz auf dem Stein haben wir gemeinsam mit unseren Gästen überlegt und abgestimmt“, berichtet Johannes Bracke. „Von der Idee waren viele sehr angetan und sagten: Wenn wir nicht mehr da sind, ist da ein Platz, wo man an uns denkt.“ Denn nach ihrem Tod werden viele Wohnungslose an ganz verschiedenen Orten beigesetzt, je nachdem, wo Verwandte leben. Wenn das Sozialamt die Bestattung übernimmt, stehen die Kosten im Vordergrund. Dann wird ein Verstorbener aus Paderborn auch schon mal in Bielefeld beigesetzt, weil es dort billiger ist. Ein Besuch am Grab ist deshalb schwierig. Da füllt der Gedenkstein eine Lücke. „Er hilft, daran zu denken, dass jemand aus der Runde verschwunden ist“, sagt Bracke. „Am Todestag wird dann auch schon mal eine Kerze angesteckt.“ Ein- oder zweimal im Jahr findet auch eine Andacht am Gedenkstein statt. Fritz findet es jedenfalls gut, dass in Blickweite von der Tagesstätte an die verstorbenen „Schwestern und Brüder von der Straße“ erinnert wird und dass zu Ostern oder Allerheiligen Kerzen angezündet werden. „Aber eigentlich müsste dort dauerhaft ein Licht brennen“, sagt er nachdenklich.

Markus Jonas

HERZ GIB DEINEN FRIEDEN!



ZUM GEDENKEN AN DIE VERSTORBENEN
SCHWESTERN UND BRÜDER VON DER STRASSE





97 | Warburg

Von Maschinen und Atlanten

Der Künstler Manfred Henke lebt seit 1968 im HPZ St. Laurentius

■ Manfred Henke zückt den Stift. Eine Frage beantwortet der Warburger schneller mit fein gesetzten Buchstaben. Gern illustriert er seine Worte auch mit einem Bild – ganz Künstler eben. Sein künstlerisches sowie zwischenmenschliches Engagement würdigte der Deutsche Caritasverband 2012 mit einer Dankmedaille.

Im Alter von 16 Jahren zog Manfred Henke 1968 in das damalige Laurentiusheim, das heutige Heilpädagogische Therapie- und Förderzentrum St. Laurentius (HPZ) in Warburg. Mit dem gesprochenen Wort hat er sich immer eher schwergetan, mit dem Stift versteht er es, sich auszudrücken. So gut, dass seine Werke schon vielerorts zu sehen waren: ob in Düsseldorf, Berlin, München oder London.

„Museum of Everything“ schreibt Manfred Henke auf das Papier. So heißt die temporäre Galerie im Kaufhaus Selfridges im Herzen der britischen Hauptstadt, wo seine Bilder 2011 zu sehen waren. Schnell zeichnet Manfred Henke das „London Eye“ auf. Das berühmte Riesenrad hat ihm bei seinem Besuch in London besonders gut gefallen. Es ist rund. Genau wie seine geliebten Becken und Trommeln.

Denn Schlagzeuge haben Manfred Henke bekannt gemacht. In seinem Zimmer im HPZ malt er sie vorzugsweise auf ein Blatt in einem Atlas. Beispiele finden sich etwa in einem dicken Shell-Straßenatlas auf Seite 237. Der

Betrachter blickt dort auf die Verkehrsachsen der Heilbronner Region. Zwischen Land- und Kreisstraßen und kleinen Kommunen steht „Roland Kaiser“ im akkuraten Bleistift-Druck geschrieben. Auch Milva und Verena Fischer sind gelistet. Sie sind die Interpreten, die als Stars in der 146. ZDF-Hitparade im Fernsehen gastierten. Die Musikschau lief am 12. Oktober 1981. Diese Namen und Daten hat Manfred Henke mit chirurgischer Präzision notiert. Die Musik inspiriert ihn bis heute. Ebenso die Show-Einlagen und das wechselnde Bühnenbild, vor allem wenn ein Schlagzeug auf- oder abgebaut wird.

Dabei fasziniert ihn ein Detail: Es ist die „Maschine“. Das kleine Pedal, das hinter der dicken Trommel für den großen Toneffekt sorgt. Diese Fußmaschine betätigt er auch gern selbst, wenn er Schlagzeug spielt. Früher schlug freitags Punkt 15 Uhr buchstäblich seine Stunde: Dann schwang Manfred Henke die Schlagstöcke und bestimmte den Takt hoch oben in der Loge der HPZ-Aula. Heute spielt er seltener, aber die Leidenschaft für das Schlagzeug ist geblieben. Seine Passion spiegelt sich in den „Maschinenbildern“.

Die Bilder wirken auf den Betrachter eigenartig faszinierend. „Das macht wohl die Schönheit an Manfreds Bildern aus“, überlegt die HPZ-Kulturbeauftragte Ute Dohmann-Bannenberg: „Es ist diese Faszination für das Detail und dass Manfred die Musik in solcher Weise einpackt und wunderschön in die Karten einzeichnet.“ Manfred Henke hat die Farbgebung der Schlagzeuge der Topografie angepasst. Im ostwestfälischen Mittelgebirge kreuzen die Drums im Shell-Atlas in erdigen Brauntönen die Landstraßen.

Aber auch Piktogramme gehören in sein Metier. Komplexe Botschaften mit wenigen Strichen im Bild einzufangen, dieses Talent hat Manfred Henke bereits dem nordrhein-westfälischen Ministerium für Gesundheit, Emanzipation, Pflege und Alter zur Verfügung gestellt. Er illustrierte das 2009 verabschiedete Wohn- und Teilhabegesetz, übersetzte Paragraphen in Piktogramme.

Durch seine Kunst ist Manfred Henke schon weit herumgekommen. Er notiert: „Berlin. Düsseldorf. Frankfurt an der Oder. Paderborn. München. London.“ Es sind einige der Stationen, wo die Bilder des Künstlers zu sehen waren. Manfred Henkes Talent ist preisgekrönt. Bundestagspräsident Wolfgang Thierse überreichte ihm 2003 einen Preis für seine Teilnahme an der Ausstellung „Zeige deine Wunde – Befreiende Kunst“ im Berliner Kleisthaus. Der verstorbene Theatermacher und Regisseur Christoph Schlingensiefel war einer der Juroren, die Henkes Bilder aus 5 000 Werken als preiswürdig auswählten. Eine Anerkennung, die Manfred Henke in seiner Kreativität bestärkt hat.

Sandra Wamers



In Atlanten zeichnet Manfred Henke seine Werke.
Rechte Seite:
Manfred Henke bei der künstlerischen Arbeit
Fotos: Sandra Wamers





98 | Düsseldorf

Jetzt schlägt's 13

6000 Caritas-Mitarbeiter protestierten 2003 gegen Kürzungen im Sozialbereich



Der damalige Paderborner Diözesan-Caritasdirektor Volker Odenbach bei der Begrüßung der Demonstranten auf dem Düsseldorfer Burgplatz

Rechte Seite: Manchmal hilft es, „auf die Barrikaden zu gehen“: Drohende massive Einschnitte im sozialen Bereich durch das Land lösten 2003 die bis heute größte Demonstration von Caritas-Mitarbeiter(inne)n aus. Der Protest hatte Erfolg – die Kürzungspläne wurden zumindest teilweise verhindert. Fotos: Achim Pohl

■ 13. Dezember 2003: ein regnerischer Samstagmorgen in der Landeshauptstadt Düsseldorf. Während die Innenstadt den üblichen Käuferansturm zum dritten Advent erwartet, braut sich auf der anderen Rheinseite ein ganz anderer Ansturm zusammen. Eine Armada von Reisebussen rollt zum Parken auf die Rheinwiesen, setzt eine Reisegruppe nach der anderen ab. Zum Schluss sind es rund 6000 Caritas-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeiter, die sich lautstark zu einem Protestzug formieren, darunter fast 1000 Personen aus dem Erzbistum Paderborn. Manche Passanten drehen sich um, als sich die Menge in Bewegung setzt. „Wie, das ist die Caritas?“

Was die gemeinhin als „brav“ geltenden Caritas-Leute auf die Barrikaden gebracht hat, ist schnell berichtet: Für den Doppelhaushalt 2004/2005 hatte die damalige Landesregierung unter Peer Steinbrück massive Kürzungen in sozialpolitischen Programmen vorgesehen, allein 110 Millionen Euro sollten für 2004, weitere 100 Millionen Euro im Jahr 2005 eingespart werden. Sämtliche Förderprogramme des Landes sollten um mindestens 20 Prozent im Jahr 2004 und um mindestens 40 Prozent in 2005 gekürzt werden.

Dagegen regte sich landesweit Widerstand. Es sollte die bis dahin größte „Caritas-Demo“ auf Landesebene werden. Und sie machte Eindruck – zunächst bei den Teilnehmern selbst, die erleben konnten, wie ihr gemeinsames Anliegen von der großen landesweiten „Caritas-Familie“ mitgetragen wurde. „Gemeinsam sind wir stark“, diese Aussage konnte man an diesem Tag häufig hören.

Bei peitschendem Regen war der etwa ein Kilometer lange Protestzug unter dem Motto „Jetzt schlägt's 13“ auf der linken Rheinseite gestartet. Viele caritative Dienste und Einrichtungen hatten diejenigen mitgebracht, um die es bei dieser Demo ging. So waren aus Köln Wohnungslose dabei, aus Brilon Körperbehinderte und aus dem Bergischen Land Kindergarten-Kinder. Die komplette Oberkasseler Rheinbrücke war zur Düsseldorfer Altstadt hin mit Demonstranten blockiert. Lautstarke Sprechchöre, ohrenbetäubende Trillerpfeifen-Konzerte

und sogar markige Dudelsack-Töne (von der Caritas Soest) ließen in der Düsseldorfer Altstadt die Vorweihnachtsstimmung untergehen.

„Wir haben uns in Bewegung gesetzt, um laut und deutlich auszusprechen, was uns alle in tiefe Sorge versetzt, aber auch die Wut hochkochen lässt“, drückte der damalige Paderborner Diözesan-Caritasdirektor Volker Odenbach bei der anschließenden Begrüßung der Demonstranten auf dem Burgplatz die Gefühlslage der Caritas-Mitarbeiter aus. Der Zorn richtete sich gegen die drohende Zerschlagung einer bewährten sozialen Infrastruktur. Massiv betroffen wären die Kinder- und Jugendhilfe, die Wohnungslosenhilfe, die Brennpunktarbeit, die Suchtkrankenhilfe und Migrationsarbeit. In ihrer Existenz gefährdet sähen sich sogar die Erziehungs-, Ehe- und Lebensberatungsstellen.

„Es ist ja nicht so, als wenn wir Kummer nicht gewöhnt wären. Aber das, was sich die Landesregierung auf die Fahnen geschrieben hat, schlägt alles bisher Dagewesene – das hat eine neue Qualität“, betonte der Essener Diözesan-Caritasdirektor Andreas Meiwes. „Wer Arbeitslose, alte Menschen, chronisch Kranke, sozial benachteiligte Familien, Behinderte ausgrenzt, indem er sie ausschließlich als Kostenfaktor wahrnimmt, steuert in die soziale Klimakatastrophe.“

Der Protest verhallte bei der Politik nicht ungehört. Die Koalitionsfraktionen von SPD und Bündnis 90/Die Grünen änderten später den Haushaltsentwurf der Landesregierung und nahmen Kürzungen teilweise zurück. Verhindern konnte die Caritas-Demo jedoch den schleichenden Rückzug des Staates aus der Finanzierung sozialer Angebote nicht. Caritas-Dienste und -Einrichtungen müssen sich damals wie heute überwiegend über Leistungserträge „auf dem sozialen Markt“ finanzieren. Öffentliche Mittel machen noch durchschnittlich zwölf Prozent in den Budgets der Caritasverbände aus. Tendenz sinkend.

Jürgen Sauer



AWO
Tot
FÜR SOZIALE
GERECHTIGKEIT

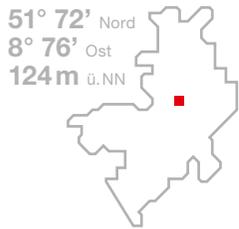
Freie Wohlfahrtspflege NRW
www.NRW
Wir sind in Be
NRW bleibt

Caritas
für soziale Gerechtigkeit
Jetzt schlägt's 13

Jetzt schlägt's 13
Caritas für soziale Gerechtigkeit
NRW bleibt sozial

Jetzt schlägt's 13
Caritas für soziale Gerechtigkeit
NRW bleibt sozial

FÜR SOZIALE GERECHTIGKEIT
NRW BLEIBT



99 | Paderborn

Die „Malteser-Kinderstube“ am Kleinen Domplatz

Hier wurde 1954 der Malteser Hilfsdienst im Erzbistum Paderborn „zum Laufen gebracht“

■ Eine plötzliche Erkrankung hatte die Zeitplanung aus dem Lot gebracht. Bereits im Spätsommer 1953 hatten sich die Malteserritter und der Paderborner Erzbischof Lorenz Jaeger verabredet. Gemeinsam wollten sie nach der Anfrage der Bundesregierung den Malteser Hilfsdienst in Deutschland aus der Taufe heben. Doch weil der hochwürdige Herr dann im Oktober zu Bett lag, wichen die Malteserritter ins Nachbarbistum aus. Der Malteser Hilfsdienst in Deutschland wurde kurzerhand in Münster gegründet. Doch in Paderborn blieben die Malteser am Ball. Nachdem im Mai 1954 eine offizielle Anfrage an Erzbischof Jaeger gegangen war, kam es am 10. Juli 1954 zur Gründung des Malteser Hilfsdienstes auch in der Diözese Paderborn. Von Beginn an wurde dabei die bis heute gültige Einordnung getroffen: Caritasdirektor und BDKJ-Präses hielten die Malteser quasi über das Taufbecken, als Fachverband der Caritas nahmen die Malteser fortan ihren Dienst auf. Dass sie sich somit auch bis heute als festen Bestandteil der katholischen Kirche begreifen, war damit festgelegt.

In Caritassekretär Joseph August Ebe hatten die Paderborner Malteser ihren ersten Cheforganisator. Er brachte das Kind zum Laufen. Ausbildungskurse in Erster Hilfe und die Anschaffung eines ersten VW Bullis zeigten dann noch im gleichen Jahr nach außen, dass die Malteser ihre Arbeit aufgenommen hatten. In dem Gebäude am Domplatz 26, das heute das Erzbischöfliche Offizialat beherbergt, war damals die Zentrale der Malteser eingerichtet. Die junge Organisation zog mit ihren Ausbildungskursen sowie dem Einsatz im Katastrophenschutz schnell viele junge Leute an. Die trafen sich manchmal auf der Straße neben dem Generalvikariat. Dort verabredeten sie sich, gingen im Domplatz 26 ein und aus, um die junge Diözesangliederung rund um ihren Chef Joseph August Ebe in Gang zu bringen. Sonntags abends beim Rotwein in der Run-

de wurde das im ehrwürdigen Paderborner Domkapitel heftig diskutiert. Diese ganzen jungen Leute, die neuerdings im Haus am Domplatz 26 ein und aus gingen, gar manchmal auf dem Kleinen Domplatz „herumlungerten“, ob es denn damit wohl seine Richtigkeit habe, wurde da unter den Kapitularen gefragt.

Doch schnell beruhigten sich die ehrwürdigen Herren. Denn sie erlebten schnell auch, dass die Malteser bereitstanden, wenn die Kirche für ihre vielen Gläubigen bei Gottesdiensten oder Prozessionen, bei Kirchweihfesten oder gar Libori „sanitätsdienstliche Absicherung“ brauchte. Bis heute stehen die Malteser bereit, wenn das Erzbistum sie für kirchliche Feierlichkeiten braucht.

Exakt 55 Jahre mussten ins Land gehen, bevor die Malteser direkt an den Domplatz zurückkehrten. Nicht mit ihrer Zentrale, die befindet sich heute im Haus der caritativen Fachverbände in der Uhlenstraße. Vielmehr inhaltlich rückten die Malteser wieder bis in das Herz des Erzbistums vor. Mit der Organisation für die große Familienwallfahrt im Erzbistum übernahmen sie die jährliche Verantwortung für die bis zu 800 Pilger, die in

jedem Jahr rund um Palmsonntag mit dem Sonderzug nach Lourdes fahren, begleitet von Bischöfen oder Mitgliedern des Domkapitels. Die haben längst keinen Zweifel mehr daran, dass der Malteser Hilfsdienst seinen festen Platz innerhalb der Kirche hat. Aus einer kleinen Gruppe von Engagierten ist eine starke Gemeinschaft geworden. Ihr alter Leitspruch ist aktueller denn je: „Tuitio fidei et obsequium pauperum – Bezeugung des Glaubens und Hilfe den Bedürftigen“.

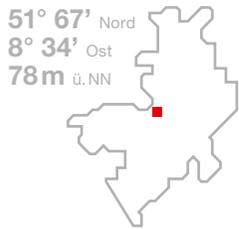
Christian Schlichter



Joseph August Ebe (1919 – 2011) gehörte 1954 zu den Mitbegründern des Malteser Hilfsdienstes im Erzbistum Paderborn. Seit 1951 war Ebe im Diözesan-Caritassekretariat in Paderborn tätig, seit 1968 als stellvertretender Direktor. 1954 bis 1982 war er gleichzeitig stellvertretender Leiter des Malteser Hilfsdienstes im Erzbistum Paderborn. Foto: privat

Rechte Seite: Die Kirche immer in der Mitte: Bereits kurz nach ihrer Gründung hatten sich die Malteser im Erzbistum Paderborn neben der Ausbildung in Erster Hilfe auch mit Sanitätseinsätzen profiliert, wie hier am Erzbischöflichen Kinderheim in der Paderborner Stadtheide. Foto: Malteser Paderborn





100 | Lippstadt

„Zeit-Raum“ für Frauen

Das Wohnhaus Klusetor des SkF Lippstadt



Ansprechbar sein und den Bewohnerinnen die Unterstützung geben, die sie brauchen: Der ehrenamtliche Einsatz sichert dieses wichtige Angebot für Frauen in Lippstadt.
Foto: Andreas Wiedenhaus

Rechte Seite:
Ein freundlicher Altbau in unmittelbarer Nähe zur Lippstädter Fußgängerzone: Seit 1997 gibt es das Wohnhaus Klusetor des SkF Lippstadt.
Foto: Elisabeth Grzelka

„Sie und dieses Haus haben meinem Leben eine ganz neue Richtung gegeben. Es war für meine Kinder und mich ein riesiges Glück, dass es dieses Haus gibt.“ Sätze aus einem Brief an den Sozialdienst katholischer Frauen (SkF) Lippstadt vom November 2007. Geschrieben hat ihn eine Frau zum zehnjährigen Bestehen des Wohnhauses Klusetor in Lippstadt. Gemeinsam mit ihren beiden Kindern hatte die Frau, die sich gerade in einer schwierigen Lebenssituation befand, für einige Zeit eine Wohnung in der Einrichtung des SkF gefunden. Sie habe mittlerweile wieder eine Perspektive für sich und ihre Kinder entwickelt, schreibt die Frau weiter: „Bei uns sind alle munter. Ich bin jetzt wieder in meinem Beruf.“ Ein „Zuhause auf Zeit“, das bietet das Wohnhaus Klusetor seit seiner Gründung im Juli 1997. Und damit die Chance für Frauen, ihr Leben neu auszurichten, es wieder in den Griff zu bekommen.

Die Entscheidung für das Projekt fiel, nachdem der SkF kurz zuvor das Hildegardisheim verkauft hatte und somit über das nötige Startkapital verfügte. Wohnraum für Frauen in Notlagen war knapp und gesucht, das hatten die Mitarbeiterinnen des SkF in Beratungsgesprächen immer wieder erfahren. Nach reiflicher Überlegung und umfangreichen Planungen wurde die Immobilie gekauft und umfassend saniert.

Heute steht fest, dass sich die Investition für alle Beteiligten „gelohnt“ hat. Insbesondere natürlich für die Frauen, die im Haus Klusetor wohnen. Sieben Plätze bietet das Haus in unmittelbarer Nähe der Lippstädter Fußgängerzone: in zwei Gemeinschaftswohnungen und einem zusätzlichen Einzelzimmer für alleinstehende Frauen sowie in einer weiteren Wohnung für eine Frau mit einem oder mehreren Kindern. Die Bewohnerinnen haben einen regulären Mietvertrag und zahlen Miete für ihre Zimmer. Etwa ein Fünftel von ihnen bleibt zwei bis drei Monate, rund 70 Prozent wohnen zwischen sechs und zwölf Monaten am Klusetor, in Einzelfällen dauert das Wohnverhältnis auch länger als ein Jahr.

„Die Gründe für den Einzug sind ganz unterschiedlich“, sagt Dr. Marlies Wigge. Sie ist seit 1999 dabei und seit 2005 Hausleiterin: Junge Frauen aus problematischen Familienverhältnissen bilden einen Teil der Klientel, ebenso Frauen, die

etwa nach einem Klinikaufenthalt wegen einer psychischen Erkrankung nicht in ihr altes Wohnumfeld zurückwollen. Andere wiederum haben sich von ihrem Partner getrennt.

Ein Team aus ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen steht den Bewohnerinnen zur Seite: Sie beraten und begleiten die Frauen und sind einfach „da“, wenn Unterstützung gebraucht wird. Darüber hinaus kümmern sie sich auch um die Organisation, die Verwaltung und Finanzen. Etwa 1 400 Stunden leisten sie ehrenamtlich pro Jahr. Elke Happe arbeitet als pädagogische Fachkraft im Team mit.

Wenn sich die neuen Bewohnerinnen nach zwei bis drei Wochen eingelebt haben, wird gemeinsam überlegt, welche Unterstützung sie benötigen. Dabei wird auch mit anderen Fachdiensten zusammengearbeitet. „Häufig ist es ein ganzes Bündel von Problemen, das die Frauen mit sich herumschleppen“, beschreibt Elke Happe die Situation beim Einzug. Praktische Hilfen zur Bewältigung des Alltags, Unterstützung bei Behördengängen oder der Suche nach einem Ausbildungs- oder Arbeitsplatz gehören zum Hilfsprogramm. Elke Happe: „Gerade zu Anfang ist es wichtig, die Frauen, die ein Leben in einer Tagesstruktur manchmal völlig verlernt haben, nicht zu überfordern.“ Kleine Schritte und ein erreichbares Ziel seien grundlegend, um die Frauen nicht zu entmutigen.

Grundlage des Hilfesystems ist ein Regelwerk, an das sich alle Beteiligten halten sollen: Es reicht von der Haus- und Besuchsordnung bis hin zu Absprachen über regelmäßige Kontakte mit den Mitarbeiterinnen und Vereinbarungen über Termine. Marlies Wigge: „Kommunikation und regelmäßiger Austausch sind der Schlüssel.“ Ein Bereitschaftsdienst stellt sicher, dass immer eine Ansprechpartnerin erreichbar ist.

Eine Erfolgsgarantie gibt es nicht. Aber viele Frauen nutzen die Zeit am Klusetor als Startrampe für ein anderes Leben. Das zeigt zum Beispiel der Brief vom November 2007.

Andreas Wiedenhaus



MRLG

PAPPELALLEE - WINDSBERGER STR.

07-31

MRLG StadtBus

→

⊘

11

Perspektiven

Nicht nur Worte

Armut, Pastoral und Politik: Prioritäten für die Caritas bis 2020

Wie geht es mit der verbandlichen Caritas im Erzbistum Paderborn weiter? Welche Schwerpunkte setzt sie in Zukunft? Der Vorstand des Diözesan-Caritasverbandes hat 2014 drei Prioritäten benannt, die verstärkt die weitere Entwicklung der mehr als 1 800 Dienste und Einrichtungen mit rund 56 000 Mitarbeitern bis zum Jahr 2020 prägen sollen:

- Armut als bleibende Herausforderung erkennen
- Caritas als Teil kirchlicher Sorge um den Menschen aktiv gestalten
- Rahmenbedingungen für eine menschenwürdige Gesellschaft mitgestalten.

Umsetzen möchte der Diözesan-Caritasverband diese Prioritäten vorwiegend über die Gestaltung von Meinungsbildungsprozessen und durch eine gezieltere Setzung finanzieller Rahmenbedingungen.

„Wegen der Selbstständigkeit

der Rechtsträger von Caritas-Einrichtungen und -Diensten können wir keine Anordnungen treffen“, erklärt Diözesan-Caritasdirektor Lüttig. „Stattdessen wollen wir finanzielle Ressourcen gezielt einsetzen und Entwicklungsprozesse dialogisch gestalten.“ Die neu formulierten Prioritäten sollten „nicht nur Worte sein, sondern dazu dienen, die Realität in den Einrichtungen und Diensten zu prägen“.

Anfang 2015 kamen diese Prioritäten auf den „Prüfstand“ einer intensiven verbandlichen Diskussion. Drei Zukunftsforen im Paderborner Forum St. Liborius boten Gelegenheit, Ideen für eine konkrete Ausgestaltung zu finden. Die Frage nach einer zukünftig besseren Vernetzung von Caritas und katholischen Gemeinden im Erzbistum Paderborn stand beispielsweise im Zentrum des Zukunftsforums Caritas und Pastoral. „Diese Frage ist nicht irgendeine“, erklärte der Vorsitzende des Diözesan-Caritasverbandes Paderborn, Domkapitular Dr. Thomas Witt.

„Caritas als kirchliche Sorge um den ganzen Menschen ist Wesensmerkmal der Kirche.“ Eine stärkere Orientierung hin zu caritativer Arbeit könne beispielsweise eine „Revitalisierung der Gemeinden“ bringen. Das zeigten aktuell Initiativen von Kirchengemeinden für Flüchtlinge. „Dort werden ungeahnte Ressourcen freigesetzt.“

Das bestätigte Pastor Meinolf Wacker aus Kamen im Rahmen einer von der Fernsehjournalistin Brigitte Büscher moderierten Podiumsdiskussion. In Sorge um die Flüchtlinge arbeiteten katholische Gemeinden mit gleichgesinnten Kirchengemeinden zusammen. „Das ist ein Engagement-Schub von Leuten, die sich vorher nicht gekannt haben. Das verändert die Stadt.“ Dorothee Schulte, Regionalleiterin der Caritas-Konferenzen (CKD) aus Warstein, sieht das Caritas-Ehrenamt verstärkt als Ansprechpartner für Menschen aus Milieus, die mit Kirche nichts am Hut haben. „Ich wünsche mir, dass sich Kirche dahin bewegt, wo wir als Caritas sind. Das ist nicht immer der Fall.“ Von ihrem Engagement in einem Hospiz im Rahmen der „youngcaritas“ in Arnsberg berichteten Sophie Pieper (16) und Hannah Barkmann (14). Sie kamen zu dem Schluss: „Caritas ist cool.“

Im Rahmen eines „World-Cafés“ diskutierten die Teilnehmer – Vorstände von Caritasverbänden, Priester, Leiter von Einrichtungen und Ehrenamtliche – intensiv konkrete Fragen der Zusammenarbeit von Kirche und Caritas sowie Haupt- und Ehrenamtlichen. Die Ergebnisse überreichten sie in Form von Schriftrollen an Domkapitular Dr. Thomas Witt und Diözesan-Caritasdirektor Josef Lüttig zur weiteren Bearbeitung.

Weitere Foren diskutierten im März 2015 die Weiterentwicklung der Hilfe für Menschen in Not, im September 2015 die Intensivierung der sozialpolitischen Lobbyarbeit. Konkret umgesetzt werden die drei Prioritäten für die Arbeit der Geschäftsstelle des Diözesan-Caritasverbandes in insgesamt 18 einzelnen strategischen Zielen. Diese sollen in den Jahren 2015 bis 2017 erreicht und dann überprüft werden.

Markus Jonas



Halten die umfangreichen Ergebnisse des Zukunftsforums „Caritas und Pastoral“ in Händen: Diözesan-Caritasdirektor Josef Lüttig (3. v. l.), Moderatorin Brigitte Büscher (Mitte) und Domkapitular Dr. Thomas Witt (3. v. r.) mit den Organisatoren des Forums (v. l.) Leonie Jedicke, Michael Mendelin, Ralf Nolte und Ina Kramer.

Rechte Seite: Moderatorin Brigitte Büscher befragte Sophie Pieper (rechts) und Hannah Barkmann (links) über ihr Engagement in einem Hospiz im Rahmen der „youngcaritas“ in Arnsberg. Fotos: Markus Jonas



Dr. Bernd Plaum

Der Caritasverband für das Erzbistum Paderborn 1915–2015

Wilhelm Liese (1876–1956)
aus Würdinghausen im
Kreis Olpe war einer der ersten
„Caritas-Wissenschaftler“.
Foto: Archiv Diözesan-
Caritasverband Paderborn

Caritas im 19. Jahrhundert

Im Volksvereins-Verlag in Mönchengladbach erschien 1914 das Buch „Wohlfahrtspflege und Caritas“. Autor ist Wilhelm Liese, Doktor der Theologie und Dozent für Sozialwissenschaften an der Bischöflichen Akademie zu Paderborn. Liese fasste auf knapp 500 Seiten den damaligen Stand der katholischen Wohlfahrtspflege im deutschsprachigen Raum zusammen. Fast die Hälfte des Buches widmete er der caritativ-sozialen Statistik. Dieses Kapitel ist heute noch von besonderem Interesse, weil es den aktuellen Stand nach Anstalten und Pflegekräften ebenso festhält wie das „katholisch-soziale Vereinswesen“. In diesem Kapitel bildete sich gleichsam der erreichte Stand einer fast hundertjährigen Geschichte caritativer Tätigkeit ab.

Die von Liese erhobenen Daten präsentierten, stark zusammengefasst, folgendes Ergebnis: Im Bistum Paderborn lebten damals in über 280 klösterlich-caritativen Niederlassungen knapp 100 Barmherzige Brüder und fast 2 800 Barmherzige Schwestern. Sie engagierten sich vor allem in den bestehenden sozial-caritativen Anstalten und Einrichtungen (siehe Tabelle links). Das sozial-caritative Vereinswesen erstreckte sich über Zusammenschlüsse für männliche und weibliche Jugend (391), über etliche Standesvereine für katholische Gesellen (94), für Arbeiter (über 350), für Kaufleute, für Dienstmädchen sowie für erwerbstätige Mädchen und Frauen. Im lokalen Armenwesen engagierten sich zudem 162 Vinzenz-Konferenzen (Männer) und 120 Elisabethvereine (Frauen).

Die historischen Wurzeln dieser Orden, Einrichtungen und Vereine liegen im 19. Jahrhundert. Hier ist zunächst an die „katholische Erneuerung“ zu Beginn des Jahrhunderts zu erinnern, die nach der Säkularisation von geistlichen Fürstentümern sowie von Klöstern und Stiften langsam einsetzte und die



sich das verloren gegangene Terrain in der Armenpflege neu aneignete. Als lockere Zusammenschlüsse galten die Caritaskreise. In der Stadt Paderborn engagierte sich ein derartiger Kreis ab Mitte der 1820er-Jahre für eine Umwandlung des ehemaligen Kapuzinenklosters in ein Haus für einen Krankenpflegeorden. Dauerhaft erfolgreich übernahmen erst die Vinzentinerinnen aus Straßburg das Hospital 1841. Mit ihnen setzte gleichsam ein „Ordensfrühling“ im Bistum ein. Insgesamt fünf weibliche Genossenschaften ließen sich bis zum Kulturkampf in der Paderborner Diözese nieder und gründeten alsbald Mutterhäuser und Niederlassungen. Unterbrochen vom Kulturkampf, setzte sich diese Entwicklung danach fort.

Zu den zahlenmäßig bedeutendsten Schwesternkongregationen zählten neben den Vinzentinerinnen vor allem die Franziskanerinnen aus Olpe und Salzkotten. Sie unterhielten vor dem Ersten Weltkrieg im Bistum die meisten Niederlassungen, und ihnen gehörten mit Abstand die meisten Schwestern an, die in der Pflege, Erziehung und Betreuung von Kranken, Kindern und Alten tätig waren. Zumeist wirkten sie in jenen katholischen Einrichtungen und Anstalten, deren Gründung auf die Initiative von Vereinen und Komitees, einzelnen Pfarrern und sonstigen Persönlichkeiten aus dem Bürgertum oder auf Initiativen der Ordensgemeinschaften selbst zurückzuführen war und die sich nunmehr vielfach in der Trägerschaft der örtlichen katholischen Kirchengemeinden befanden.

In den ständig wachsenden Kirchengemeinden entstanden fast gleichzeitig die ersten Vinzenz- (Paderborn 1849) und Elisabethvereine (Olpe 1845). Ihre zunehmende Verbreitung erfolgte jedoch erst nach dem Kulturkampf. Ihre Mitglieder leisteten innerhalb der Pfarreien Hilfe, sammelten Spenden und verteilten diese an bedürftige, arme Familien. Mit ihren unterschiedlichen Aktivitäten reagierten die Katholiken der Pader-

Anzahl der sozial-caritativen Einrichtungen im Bistum Paderborn 1914

- 4 Säuglingsheime
- 205 Bewahrschulen
- 172 Nähschulen
- 17 Kochschulen
- 48 Waisenhäuser
- 14 Kommunikantenanstalten
(Internate zur Erstkommunion-Katechese
in der Diaspora)
- 6 Mädchenheime
- 1 Arbeiterinnenheim
- 4 Damenheime
- 7 Fürsorgehäuser
- 112 Krankenhäuser
- 18 Kurhäuser
- 1 Blindenanstalt
- 1 Taubstummenanstalt
- 1 Krüppelanstalt (körperliche
Behinderung)
- 1 Idiotenanstalt (geistige
Behinderung)
- 2 Irrenanstalten (psychiatrische
Erkrankungen)
- 25 Altersheime
- 3 Pfründnerhäuser
- 2 Exerzitenhäuser
- 208 Stationen für ambulante
Krankenpflege

Quelle: Liese, Wohlfahrtspflege, S. 288

borner Diözese während des vormärzlichen Pauperismus und der nachfolgenden industriekapitalistischen Proletarisierung auf konkret vorhandene Nöte. Damit folgten sie ihrer „Hilfepflichtung“ als Christen, linderten und beseitigten Armut und Elend in den großstädtischen Quartieren und unterstützten die Notleidenden auf dem Lande.

Diese „kirchlich gebundene private Wohltätigkeitsbewegung“ entstand neben der öffentlichen, kommunalen Armenhilfe, wirkte vielfach mit ihr zusammen und pochte doch beständig auf ihre „Unabhängigkeit und Freiheit“ gegenüber äußeren Einflüssen von Seiten des Staates oder der Kommunen. Gleichzeitig fand innerhalb des Katholizismus im Laufe des 19. Jahrhunderts ein bemerkenswerter Wandel in der Deutung der „sozialen Frage“ und ihrer Ursachen statt. Anfänglich wurde der sittliche Verfall des Einzelnen oder gar des Volkes, hervorgerufen durch die Abkehr von Christentum und Kirche, dafür verantwortlich gemacht; nur eine Umkehr könne Besserung beim Einzelnen oder im Kollektiv erzielen. Gegen Ende des Jahrhunderts hingegen wurden „Sozialpolitik und Sozialstaatlichkeit als Lösungswege“ individueller oder kollektiver Not breit akzeptiert.

Unter diesen veränderten Voraussetzungen entstanden in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts neue Vereine, die rein fachlich orientiert waren und nicht nur lokal, sondern auch regional agierten. Gleichzeitig bildeten sich auf nationaler Ebene spitzenverbandliche Strukturen aus, wie z. B. mit dem Deutschen Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit (1880), der selbst keine praktische soziale Arbeit mehr leistete, sondern vielmehr kommunale Armenpflege und private Wohltätigkeit zusammenführte und die „bestehende[n] Einrichtungen und Maßnahmen koordinieren, systematisieren und auf eine ‚wissenschaftliche‘ Grundlage stellen wollte“¹.

Die beiden großen Konfessionen zogen nach. Auf katholischer Seite wurde 1880 in Mönchengladbach der Verband „Arbeiterwohl“ gegründet, ein Zusammenschluss von sozialreformerisch gesinnten katholischen Unternehmern und Arbeiterfreunden. Generalsekretär war ab 1881 der Priester und Sozialreformer Franz Hitze. Dieser Verband stand bei zahlreichen Arbeitervereinsgründungen ebenso Pate wie der zehn Jahre jüngere „Volkverein für das katholische Deutschland“, der als „die sozialpolitische Kadenschmiede“ im deutschen Katholizismus galt. Der Volkverein organisierte „praktisch-soziale Kurse“, so auch 1894 in Freiburg. Zu den Organisatoren zählten die Gründungsväter des Deutschen Caritasverbandes, Lorenz Werthmann und Franz Hitze.

Fachliche Vereinsneugründungen im Paderborner Bistum waren z. B. der 1899 von der Dortmunderin Agnes Neuhaus gegründete „Katholische Fürsorgeverein für Frauen, Mädchen und Kinder“ (heute: Sozialdienst katholischer Frauen) und der „Katholische Erziehungsverein für die Diözese Paderborn e. V.“ (1894), dessen Leitung 1899 der Bielefelder Pfarrer Christian Bartels übernahm (heute: „Jugendhilfe im Erzbistum Paderborn gGmbH“). 1897 erfolgte mit der Gründung des Deutschen Caritasverbandes in Freiburg die spitzenverbandliche Organisation des caritativen Katholizismus. Ihm fehlte jedoch bis zum Ersten Weltkrieg ein organisatorischer Unterbau. Es gab bis dahin nur sechs von dreißig möglichen Diözesanverbänden. Auf der Ortsebene sah das Verhältnis noch schlechter aus: 1907 existierten erst elf Ortsverbände, darunter mit dem Dortmunder Caritasverband (1905) auch der erste aus dem Bistum Paderborn.

Die Gründung des Diözesan-Caritasverbandes Paderborn

Seit den 1890er-Jahren entstanden in einzelnen Kommunen die ersten Zentralstellen für private Wohltätigkeit, die die Arbeit der verschiedenen kommunalen, konfessionellen und sonstigen privaten Initiativen bündelten, koordinierten und die zum Handeln anregten. Auch auf der Ebene des Bistums Paderborn legte die bunte Vielfalt an lokalen, regionalen und zum Teil bistumsweit tätigen (Fach-)Vereinen einen koordinierenden Dachverband nahe. Anstöße dazu sollte der nationale Caritastag 1915 bringen, um dessen Ausrichtung sich die Bistumsspitze in Paderborn noch vor dem Krieg beworben hatte. Auf den Kriegsausbruch hatte der Vorsitzende des Deutschen Caritasverbandes, Lorenz Werthmann, mit drei Beiträgen in der Zeitschrift Caritas unter dem Titel „Die Mobilmachung der



Bereits vor Gründung des Diözesan-Caritasverbandes gab es zahlreiche katholische caritative Einrichtungen im Bistum Paderborn, darunter über 100 Krankenhäuser. Hier das 1898 erbaute St.-Josefs-Hospital in Dortmund-Derne. Foto: privat

1 Sachße/Tennstedt, Armenfürsorge Bd. 2, S. 152.



Karl Joseph Kardinal Schulte (1871-1941) war von 1910 bis 1920 Bischof des Bistums Paderborn.
Foto: Archiv Erzbistum Paderborn

Erster Weltkrieg: Kriegsgefangene im Sennelager bei Paderborn.
Foto: Kreisarchiv Paderborn

deutschen Wohltätigkeit im Kriegsjahr 1914“ reagiert und die neuen Herausforderungen wie Hilfe für Gefangene, Kriegsbeschädigte oder Hinterbliebene umrissen.

Während Werthmann die künftigen Aufgaben der caritativen Wohltätigkeit konkret benannte, blieb der Paderborner Bischof Karl Joseph Schulte ein Jahr vor Gründung des Diözesan-Caritasverbandes im Dezember 1914 noch auf der organisatorischen Ebene der Caritas im Bistum fixiert. Bei der Hauptversammlung der Paderborner Vinzenzvereine sprach er „über die Aufgaben der katholischen Caritas in der Gegenwart“. Dabei nahm Schulte sich selbst in die Pflicht: „*Von Amts wegen ist ja der Bischof zur Leitung der Armenpflege in seinem Bistum berufen, und zwar aus keinem geringeren Grunde als dem, weil er als Stellvertreter Christi auch Nachahmer und Diener Christi, des besten Freundes der Armen, sein soll.*“²

Unter Hinweis auf die durch Industrialisierung und Verstädterung gänzlich neu geschaffenen gesellschaftlichen Verhältnisse und der zunehmenden staatlichen und kommunalen Fürsorge für die Armen hob er die Bedeutung der Caritas hervor, die in der Armenpflege nicht abseits stehen sollte, sondern durch eine straffe verbandliche Organisation einem möglichen drohenden Bedeutungsverlust entgegenwirken müsse. „*Es ist lehrreich für uns, weil wir daraus die doppelte Notwendigkeit erkennen, daß wir erstens durch eine mehr und mehr zentrale Zusammenfassung unserer eigenen Caritasorganisationen unsere caritativen*

Kräfte immer mehr zu stärken haben, und daß wir zweitens uns nicht isolieren dürfen, vielmehr mit all den verschiedenen Faktoren der rein weltlichen, staatlich-kommunalen Wohlfahrtspflege enge Fühlung behalten müssen. Gott sei Dank! Schon ist im katholischen Deutschland der große Caritasverband immer mehr herangereift, um seine führende Rolle in unsern caritativen Bestrebungen erfolgreich übernehmen zu können.“³

Mit der letzten Bemerkung machte sich Schulte zum Fürsprecher des Deutschen Caritasverbandes, dem bislang die Anerkennung durch die Bischofskonferenz versagt geblieben war. Aus seiner einleitenden Bemerkung könnte man aber auch herauslesen, dass er bereits zu diesem Zeitpunkt an einer „zentralen Zusammenfassung“ aller caritativen Bemühungen auf Bistumsebene nachdachte und er damit den wenigen vorhandenen Beispielen nacheiferte.

In diesem Sinne dürfte ihn Werthmann bei seinem Besuch in Paderborn am 15. Januar 1915 bestärkt haben. Gemeinsam besuchten sie das nahegelegene Sennelager, das während des Krieges insgesamt 75.000 alliierte Kriegsgefangene sowie Zivilgefangene aus Belgien beherbergte. Die Schicksale der Gefangenen ließen den Bischof nicht ruhen. Schon am 19. Januar informierte er den Kardinalstaatssekretär Pietro Gasparri im Vatikan über eine neue caritative Initiative: die kirchliche Kriegshilfe Paderborn. Dabei handelte es sich zunächst um eine Auskunftsstelle über den Verbleib von vermissten Kriegsgefangenen. Anfänglich beschränkte sich die Arbeit des Büros im Leokonvikt auf die Paderborner Diözese, erweiterte sich im Laufe des Jahres auf „Anfragen und Nachrichten“ aus anderen Diözesen und bezog mit der Zeit auch das Ausland mit ein (vgl. Beitrag 25).

Mit der auch international anerkannten kirchlichen Kriegshilfe verfolgte Schulte äußerst effektiv ein eigenes caritatives Ziel. Was lag also näher als sich der Verbandsfrage erneut zu nähern und eine Umsetzung ins Auge zu fassen? Zeitgleich vollzog die Fuldaer Bischofskonferenz den Schritt der allgemeinen Anerkennung, nachdem der Jesuit Constantin Noppel im Februar 1915 eine „Denkschrift über den Ausbau der katholischen Caritasorganisation“ vorgelegt hatte. Darin forderte Noppel: „Erstlich müssen die Lücken der bisherigen Organisation ausgefüllt werden. Jede Diözese muß ihren Diözesanverband, jede größere Stadt ihren örtlichen Caritasverband erhalten.“

Bischof Schulte blieb in seinem Bistum die treibende Kraft bei der Gründung eines Diözesan-Caritasverbandes und beauftragte den Dortmunder Pfarrer Cloidt mit der Organisation einer Gründungsversammlung. Der wandte sich am 15. No-





vember 1915 an Werthmann und bat um Ratschläge zur Vorbereitung dieser Veranstaltung. „Unser Hochwürdigster Herr Bischof will in den nächsten Wochen – der Tag ist noch nicht bestimmt – hier eine Versammlung abhalten, in der ein Diözesan-Caritas-Verband für Paderborn gegründet werden soll.“⁴ Zu den einzuladenden Teilnehmern und zu den Statuten erbat er sich Hilfe aus Freiburg. Drei Tage später hielt Cloidt die Antwort Werthmanns in den Händen, der seine Bedenken äußerte und den beabsichtigten Schritt für übereilt hielt. Statuten ließen sich kaum so kurzfristig abschließend beraten. Werthmann legte nahe, beim Bischof darauf zu drängen, den Termin der Veranstaltung in das Jahr 1916 zu verschieben. Noch zu klärende Punkte sah Werthmann im Verhältnis der Diözesan-Caritasverbände zum Deutschen Caritasverband, was am besten vorab geregelt werden müsse.

Ob Bischof Schulte von den Bedenken informiert wurde, ist nicht überliefert. Er jedenfalls setzte Werthmann am 25. November 1915 von dem bevorstehenden Gründungstermin, dem 8. Dezember, in Kenntnis. Am 30. November erschien im Kirchlichen Amtsblatt die offizielle Ankündigung zur Gründungsveranstaltung in Dortmund. Cloidt unterrichtete Werthmann am 29. November darüber, dass die Veranstaltung nicht mehr verschiebbar sei, „weil dieselbe bereits in einer großen Versammlung öffentlich durch den Bischof angekündigt“ worden war.

Gründungsversammlung in Dortmund

Ungefähr sechshundert Vertreter caritativer Anstalten und Vereine aus dem ganzen Bistum fanden sich zur Verbandsgründung im Vereinshaus der St.-Josephs-Gemeinde in der Dortmunder Nordstadt ein. Mit Hinweis auf die Versammlung der

Paderborner Vinzenzvereine ein Jahr zuvor führte der Bischof einleitend aus, „daß die angedeuteten, unleugbar vorhandenen Bestrebungen und Tendenzen zu um so schlimmeren Gefahren sich auswachsen, je langsamer wir einsehen, wo die Lücken unterer Caritas-Organisationen liegen, und je lässiger wir daran gehen, diese Mängel zu beseitigen. Was heute die Zeit von uns gebieterisch fordert, ist eine umfassende ausgebaute, eine einheitlich und sachkundig geleitete katholische Caritas, eine Caritas, die wohl ihre Selbständigkeit und Eigenart mit Ehren zu behaupten weiß, die aber andererseits auch, wo immer es der Sache dienlich und mit unsern Grundsätzen vereinbar ist, in engster Fühlung zusammenarbeitet mit all den verschiedenen Faktoren der weltlichen und besonders der staatlich-kommunalen Wohlfahrt und Armenpflege.“⁵

Nach einer Rede des Gastreferenten Constantin Noppel zur Notwendigkeit des Zusammenschlusses caritativer Verbände sowie einem Grußwort von Weihbischof Haeling von Lanzener wurde die „Gründung des Diözesan-Caritasverbandes [...] einstimmig beschlossen“. Folgende anwesende Vereine und caritative Unternehmungen erklärten ihren Beitritt zum Verband: „die Vinzenzvereine und Elisabethvereine der Diözese; der Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder mit der Zentrale Dortmund; der Erziehungsverein für die Diözese Paderborn; die Männer-Fürsorgevereine; die Mädchenschutzvereine und Bahnhofsmision; der Verband der katholischen Krankenhäuser; der Verband der katholischen Waisenhäuser; die Fürsorgeanstalten der Diözese Paderborn; der Krüppel-Fürsorgeverein St.-Josephsgesellschaft Bigge; die örtlichen Caritasverbände Erfurt und Wattenscheid, die Antialkoholvereine und Kreuzbündnisse; die Gefängnis-Hilfsvereine Dortmund, Bochum und Hamm; die Kinderhorte in Dortmund und Paderborn; die Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit; die Altersversorgungsheime; die Ledigenheime; Taubstummen-Fürsorge; Blinden-Fürsorge; Franziskus-Regisverein, Raphaelverein und Bonifatius-Sammelverein“.⁶

Unter dem Applaus der Teilnehmer ernannte Bischof Schulte den Paderborner Domkapitular Christian Bartels zum Vorsitzenden, Pfarrer Heinrich Tölle aus Dortmund zum stellvertretenden Vorsitzenden. Stadtvikar Ludwig Litzinger aus Dortmund sollte als nebenamtlicher Sekretär die Geschäftsfüh-

Mitte:

Die Mitarbeiter der Kirchlichen Kriegshilfe in Paderborn, um 1916

Quelle: In Obsequium Christi. Gedenkausstellung des Historischen Archivs des Erzbistums Köln zum 50. Todestag von Karl Joseph Kardinal Schulte am 10. März 1991, S. 37



Im Vereinshaus der St.-Josephs-Gemeinde in der Dortmunder Nordstadt fand am 8. Dezember 1915 die Gründungsversammlung statt. Foto: privat

4 Brandt, Caritasverband, S. 35.

5 Caritas 21, 1916, S. 158–159.

6 Caritas 21, 1916, S. 162.



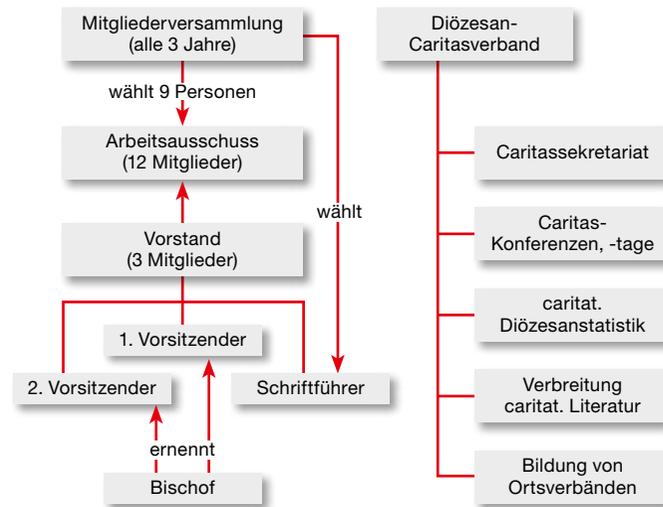
Erster Vorsitzender des Diözesan-Caritasverbandes Paderborn: Domkapitular Christian Bartels (1856–1939). Bartels war 1894 Mitbegründer des Katholischen Erziehungsvereins für das Bistum Paderborn und 1912 Gründer und Leiter des Katholischen Männerfürsorgevereins (heute SKM). Foto: Archiv Erzbistum Paderborn



Stadtvikar Ludwig Litzinger (1880–1946), erster Sekretär des Diözesan-Caritasverbandes
Mitte: Erster hauptamtlicher Sekretär (später: Direktor) des Diözesan-Caritasverbandes: Domkapitular Dr. Aloys Braekling (1881–1965)
Fotos: Archiv Diözesan-Caritasverband

Die Arbeit des neuen Caritasverbandes begann zögerlich. Die beiden Vorstandsmitglieder und der Geschäftsführer waren anderweitig eingespannt, auch verhinderte die Entfernung zwischen dem Wohnort des Vorsitzenden und dem Sitz des

Organisationsstruktur



Wie Bischof Schulte die Gründung des Caritasverbandes angesichts der schrecklichen Zeitumstände Ende 1915 einordnete, lässt sich aus der folgenden Äußerung in seiner Rede herauslesen: „Ein Orkan von Menschenleid und Menschenelend fegt nun seit anderthalb Jahren durch unser Vaterland und mehr noch durch jene Gegenden, in denen sich der Krieg abspielt; ein unermesslicher Ozean von Not und Tod und Tränen und Trauer überflutet die Welt. Und doch, ein Lichtstrahl fällt auch auf dieses Gemälde, ein Lichtstrahl fällt hinein in die von Haß und Rache, Blut und Tod durchwühlte Gegenwart: Unsere himmelent-sprossene Herrin, unsere Caritas, unsere alle heilende und lindernde, nie versagende und verlöschende Nächstenliebe.“⁸

Der Diözesan-Caritasverband 1916–1945

Caritas in der Weimarer Republik

Die Arbeit des neuen Caritasverbandes begann zögerlich. Die beiden Vorstandsmitglieder und der Geschäftsführer waren anderweitig eingespannt, auch verhinderte die Entfernung zwischen dem Wohnort des Vorsitzenden und dem Sitz des



Verbandes eine schnelle, reibungslose Kommunikation. Erst nachdem Litzinger wegen Arbeitsüberlastung sein Amt 1917 zur Verfügung gestellt und Bischof Schulte an seine Stelle Kaplan Dr. Aloys Braekling ab Oktober 1917 zum Nachfolger berufen hatte, nahm die Arbeit des Verbandes Fahrt auf. Mit diesem Wechsel war auch ein Wechsel der Geschäftsstelle des Verbandes verbunden, der seitdem in Paderborn sein Domizil hat.

Bis dahin hatten sich Vorstand und Arbeitsausschuss zunächst mit der Satzung des Verbandes beschäftigt, kleinere Korrekturen vorgenommen und schließlich einen Entwurf dem Bischof zur Genehmigung vorgelegt. Der neu gegründete Diözesan-Caritasverband verstand sich danach als der Zusammenschluss aller „katholischen caritativen Verbände, Vereine und Anstalten“. Der Zweck des Verbandes betonte drei Aspekte: Erstens zielte er auf das geordnete Zusammenwirken dieser Einrichtungen durch „Verbreitung der richtigen Grundsätze“, zweitens auf die „Förderung aller Bestrebungen auf dem Gebiete der christlichen Caritas“ und deren Ausbau, schließlich drittens auf die „ständige Vertretung der katholischen Caritas gegenüber den öffentlichen Organen des Staates und der Gemeinden, sowie den nichtkatholischen Verbänden“. Nach innen

beabsichtigte der Diözesan-Caritasverband die Selbstständigkeit seiner Mitglieder zu wahren. Außerdem schloss sich der Diözesanverband dem Deutschen Caritasverband in Freiburg an.

Zur Erreichung dieser Ziele unterhielt der Diözesan-Caritasverband neben dem Sekretariat, das als Auskunft- und Beratungsstelle fungierte, einen „ständigen Arbeitsausschuss“, „dem die Aufgabe obliegt, auf die bestehenden und neu auftretenden Notstände zu achten und zu deren Abhilfe die zweckmäßigen Anregungen zu geben, ohne jedoch die Ausführung selbst in die Hand zu nehmen“. Außerdem beabsichtigte er, die Gründung von Orts Caritasverbänden anzuregen, Fachkonferenzen und Caritastage abzuhalten und caritative Literatur zu verbreiten. Zudem plante er die Veröffentlichungen von caritativen Diözesan-Statistiken und Jahresberichten.

Mitglieder konnten caritative Vereine, Verbände und Anstalten werden, hingegen war die Mitgliedschaft von Privatpersonen oder Pfarreien nicht vorgesehen. Damit unterschied sich der Paderborner Verband von anderen Neugründungen der Zeit. Auch wollte er, von Ausnahmen abgesehen, selbst keine „keine unmittelbar praktische Arbeit“ leisten, sondern „der Regel nach aber alle in allen caritativen Bestrebungen fördern durch Annäherung der verschiedenen Fachorganisationen, durch Austausch der Erfahrungen und den Ausbau der caritativen Organisationen“.

Mitgliedschaften

Auch wenn persönliche Mitgliedschaften laut Satzung nicht vorgesehen waren, spätestens seit 1917 waren sie aber durchaus möglich, was offenbar mit einer Satzungsänderung des Deutschen Caritasverbandes zusammenhing. Dort hieß es: „*Alle Mitglieder eines Zweigverbandes (Diözesan-/Orts-Caritasverbandes oder -Ausschusses) sind zugleich Mitglieder der übergeordneten Verbände. Andererseits gehören alle Mitglieder der übergeordneten Verbände den zuständigen Unterverbänden an.*“⁹ Das dürfte zur Praxis in Paderborn geworden sein, denn Braekling betrieb in diesem Sinne eifrige Mitgliederwerbung. Die Satzung des Diözesan-Caritasverbandes wurde in dieser Hinsicht jedoch nicht angeglichen.

Zahlen über die Mitgliedschaften liegen nur vereinzelt vor und sind schwer zu interpretieren. Anfänglich wies der neue Diözesan-Caritasverband mehr persönliche als korporative Mitglieder auf, bis 1925 kehrte sich das Verhältnis um und dürfte danach weiterhin in der Größenordnung bestanden haben, wie beispielhaft anhand der korporativen Mitglieder gezeigt werden kann.

Die Zahl der Ortsverbände zeigt einen ähnlichen Verlauf: Bei der Gründungsveranstaltung anwesend waren drei Orts Caritasverbände (1915), nach dem Krieg nahm die Zahl der Orts- und Kreisverbände jedoch schnell zu, sie stieg binnen Jahresfrist von fünf (1917) auf 22 (1918). Danach verlangsamte sich die Entwicklung. Mitte der 20er-Jahre

(1925) konnte der Diözesan-Caritasverband schließlich 25 örtliche Caritasverbände zählen; im Jahr der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten belief sich ihre Zahl auf 30.

Mitgliederentwicklung im Diözesan-Caritasverband Paderborn

Mitgliedschaften	1917	1925	1933
lebenslängliche	11		
ordentliche			890
– korporative	118	551	
– persönliche	309	318	
außerordentliche	–		
beitragende	510		
Orts-/Kreis Caritasverbände	5	25	30
Ortsausschüsse	–	285	
Summe	ca. 510	869	890

Einen ähnlichen Verlauf wie die örtlichen Caritasverbände dürfte auch die Entwicklung der Caritas-Ortsausschüsse genommen haben. Der schnelle Anstieg in den frühen 1920er-Jahren hing wohl auch damit zusammen, dass auf der Paderborner Diözesan-Synode 1922 eigens dazu aufgerufen wurde, in jeder Pfarrei und jeder Landgemeinde Caritasausschüsse einzurichten. Auch sei es hilfreich, örtliche Abteilungen der Fachverbände bzw. dort, wo Amtsgerichte und Jugendämter vorhanden seien, notwendigerweise Ortsgruppen des Kath. Fürsorgevereins für Mädchen, Frauen und Kinder und des Kath. Männer-Fürsorgevereins sowie in den Städten örtliche



Beitrittserklärung zur persönlichen Caritas-Mitgliedschaft aus den 1930er-Jahren
Bild: Pfarrarchiv Peckelsheim

Caritasverbände zu gründen. Hinsichtlich der Gründung von Caritasausschüssen wurde dieser Beschluss 1932 durch Bischof Caspar Klein erneuert.

Damit reagierte die Bistumsspitze jeweils auf zwei sich ständig verschärfende Krisen: zum einen auf die mittlerweile galoppierende Nachkriegsinflation, die ihrem Höhepunkt zustrebte, und zum anderen auf die Weltwirtschaftskrise, die im Jahr des bischöflichen Aufrufs ihren Scheitelpunkt erreichte. Jedes Mal nahm die Zahl der Menschen zu, die von persönlichen Notlagen, wie z. B. Arbeits- und Obdachlosigkeit, betroffenen waren. Hilfe wurde in diesen bitteren Zeiten allenthalben benötigt.

Für die Caritas und die übrigen Wohlfahrtsverbände war das Jahr 1922 mit dem Erlass des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes (RJWG) noch in anderer Hinsicht von Bedeutung. Dieses Gesetz war so wichtig, dass es auch Gegenstand einer Sitzung der Paderborner Diözesan-Synode im Herbst 1922 war. Man hatte sehr genau wahrgenommen, dass die Jugendfürsorge zur kommunalen Aufgabe erklärt wurde, die in der Regel von den obligatorisch einzuführenden Jugendämtern vorgenommen werden sollte. Hierauf reagierte die Synode mit den oben beschriebenen Vorschlägen, die auch deshalb in dieser Form

Agnes Neuhaus: Die Gründerin des Katholischen Fürsorgevereins (heute SkF) hatte als Reichstagsabgeordnete an der Entwicklung des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes mitgewirkt.
Foto: SkF-Zentrale Dortmund



konkretisiert werden konnten, weil die katholischen Verbände der Wohlfahrtspflege, namentlich mit Agnes Neuhaus (Zentrum) vom Katholischen Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder und dem Deutschen Caritasverband, ihre Positionen im Gesetzgebungsverfahren weitgehend durchsetzen und ihre Unabhängigkeit und Mitsprache in der Jugendfürsorge behaupten konnten.

Das Subsidiaritätsprinzip für die freien Wohlfahrtsverbände war zwar in diesem Gesetz noch nicht verankert. Einen ersten Schritt dazu leistete jedoch eine Denkschrift zur „Neuordnung der Wohlfahrtspflege“ 1922, die auch prüfen sollte, „wie die caritativen Einrichtungen für die Wohlfahrtspflege mit öffentlicher Hilfe lebensfähig erhalten oder wieder leistungsfähig gemacht werden können“.¹⁰ Die Ausarbeitung der Denkschrift lag in den Händen eines dem Zentrum und der Caritas nahestehenden Ministerialdirektors, der den Einrichtungen der Wohlfahrtsverbände eine „staatliche Anerkennung und Vorzugsstellung“ einräumen wollte. Es war dann die Reichsverordnung über die Fürsorgepflicht (RFV) vom 13. Februar 1924, die schließlich derartige Überlegungen festschrieb: Die historisch gewachsene duale Wohlfahrtspflege von öffentlichen und privaten Trägern wurde ebenso gesetzlich fixiert wie die Übertragung öffentlicher Aufgaben an die freien Wohlfahrtsverbände und ihre Gliederungen. Öffentliche Fürsorgeeinrichtungen sollten nur dann eingerichtet werden, wenn gleichwertige freie Wohlfahrtseinrichtungen nicht vorhanden seien. Damit fand das Subsidiaritätsdenken aus der katholischen Soziallehre erstmals Eingang in die staatliche Sozialgesetzgebung. Die Rahmenbedingungen für die Caritasverbände verbesserten sich damit während der Weimarer Republik. Die schon während des Ersten Weltkriegs aufkommenden Befürchtungen, sich staatlich-kommunalen Vorgaben unterordnen zu müssen, verflüchtigten sich.

Caritas war anfänglich offenbar eher ein städtisches, denn ein dörfliches Phänomen. Hier einen Ausgleich zu schaffen, war Mitte der 1920er-Jahre erklärtes Ziel des Diözesan-Caritasverbandes. Ausgehend von einer Erhebung über die „Dorfcaritas“ im Bistum, leitete die Verbandsspitze danach Konferenzen und Tagungen auf dem Land ein, um gemäß den Synodalbeschlüssen von 1922 die Caritas in der Fläche zu verankern und nach Möglichkeit in allen Orten zu etablieren. Die „Leitsätze für die Dorfcaritas“ legten die Arbeitsweise fest, in der Familie, Nachbarn und Gemeindeschwestern wirken sollten, bevor die lokalen Caritasausschüsse aktiv werden mussten. Wieweit diese Aktion erfolgreich war und zur Gründung von lokalen

Caritasausschüssen führte, ist nicht überliefert. Einfach dürfte die Aktivierung auf dem Lande nicht gewesen sein, zumal weiterhin den „gewachsenen dörflichen und familiären Strukturen“ vertraut wurde.

Mitarbeiter und ihre Arbeit

Seitdem das Sekretariat des Verbandes nach Paderborn verlegt worden war, ließ sich eine kontinuierliche Arbeit bewerkstelligen. Anfänglich war die Arbeit von räumlicher Knappheit geprägt, Braekling arbeitete im Generalvikariat und eine Sekretärin halbtags von zu Hause aus, bevor für beide ein eigenes Büro mit drei Räumen angemietet werden konnte. Mit zunehmendem Arbeitsanfall (s. u.) musste auch das Personal des Verbandes im Winter 1923/24 aufgestockt werden. Neben Caritasdirektor Braekling und Caritassekretär Schulte arbeiteten im Büro des Verbandes „vier vollbeschäftigte Hilfskräfte“. Bei den beiden „geistlichen Berufsarbeitern“ fand Arbeitsteilung statt. Schultes Arbeitsschwerpunkt lag bei der Kindererholungsfürsorge, während Braekling offenbar das breite Feld der Schulungen und Vorträge abdeckte. Besonders nach dem Erlass des Reichsfürsorgegesetzes von 1924 und des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes von 1922/24 bestand an derartigen Veranstaltungen reges Interesse. Daneben wurden auch speziellere Themen abgehandelt, wie z. B. zum Vormundschafts- oder Pflegekinderwesen, zur Jugendgerichtshilfe oder zur Kindererholungsfürsorge.

Schulte blieb nur kurz beim Diözesan-Caritasverband, er kam im Februar 1924 und schied bereits im Frühjahr 1925 wieder aus. Wer sein unmittelbarer Nachfolger wurde, ist nicht bekannt. In den frühen 30er-Jahren wurde neben Braekling Ernst Ahlbäumer, der seit 1927 im Verband arbeitete, zu einer weiteren dominanten Figur im Diözesan-Caritasverband. Ahlbäumer trat spätestens ab 1932 immer mehr in den Vordergrund, als er im Jahrbuch „Aus der Caritas“ einen Artikel zur Winterhilfe unterzeichnete und später im Laufe des Jahres die maschinenschriftlich verfassten und hektografierten Ausgaben von „Aus der Klingelgasse“ neben Braekling unterschrieb. Im März 1934 wurde Ahlbäumer offiziell zum Direktor des Diözesan-Caritasverbandes ernannt.

Kommunikation

Die Verbandskommunikation beschränkte sich nicht nur auf den unmittelbaren mündlichen Kontakt während der Reden und Vorträge, ein reger Schriftwechsel mit allen möglichen Personen, Anstalten und Einrichtungen gehörte auch dazu und

schloss lokale und regionale Behörden mit ein. Bald schon wurde eine eigene Verbandszeitschrift herausgegeben und unter Mitgliedern und Interessenten verteilt. Anfänglich wurde für die allgemeine Kommunikation untereinander die Zeitschrift „Caritasstimmen“ genutzt. Sie wurde wie die Zeitschrift „Caritas“ vom Deutschen Caritasverband herausgegeben, war jedoch wesentlich volkstümlicher gehalten. Diese Ausgaben wiesen bistumsspezifische Sonderteile im Umfang von einigen Seiten aus, die auch von Paderborn aus inhaltlich bestritten wurden. Die „Caritasstimmen“ erschienen nur zwischen 1917 und 1922, der Paderborner Teil wurde jedoch bereits 1919/20 wieder eingestellt. Unter der Rubrik „Mitteilungen aus dem Caritasverband für die Diözese Paderborn“ wurden nicht nur eigene Aktivitäten, sondern auch die der Mitgliedsverbände einer größeren Öffentlichkeit vorgestellt.

Ein eigenes Periodikum in Form eines Jahrbuches gab der Diözesan-Caritasverband Paderborn ab 1924 heraus, das unter dem Titel „Aus der Caritas im (Erz-)Bistum Paderborn“ zwischen 1924 und 1931 erschien. In diesem Periodikum berichteten neben dem Diözesan-Caritasverband auch die örtlichen Caritasverbände über ihre Aktivitäten. Auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise erschienen nur noch schmale hektografierte Informationsblättchen unter dem Titel „Aus der Klingelgasse“, in der sich das Domizil des Caritasverbandes befand.

Der Diözesan-Caritasverband wirkt selbst caritativ

Auch wenn ursprünglich nicht geplant war, sich selbst in Hilfsaktionen der verschiedensten Art zu engagieren, so blieb es doch nicht aus, dass sich der Verband neben der „Büroarbeit“ auch anderen Caritasprojekten widmete. Sie waren vielfach ein Abbild der Problemlagen des Weimarer Sozialstaats, der angesichts einer ständig angespannten finanziellen Haushaltslage gar nicht oder nur notdürftig sozialpolitisch tätig werden konnte. Bei der Kinderlandverschickung handelte es sich um eine aus dem Ersten Weltkrieg übernommene Aufgabe, der zweiten großen nach der Katholischen Kriegshilfe für Gefangene. Anfänglich vom Generalvikariat aus gesteuert, wurde die Kinderlandverschickung je länger, je mehr zur Aufgabe des noch jungen Diözesan-Caritasverbandes. Zunächst konzentrierte sich die Kinderlandverschickung auf ländliche Orte innerhalb der Diözese, schloss später neben den preußischen Ostprovinzen auch das benachbarte Ausland mit ein. Die Versendung und Unterbringung der Kinder geschahen in enger Absprache mit ähnlich ausgerichteten Komitees wie z. B. in den Niederlanden. Daneben etablierte sich als weiteres Betätigungsfeld die Vertei-

lung der Spenden, die aus Amerika und aus Holland in Form von Natural-, Sach- und Geldspenden eingingen und unter der notleidenden Bevölkerung verteilt wurden. Die Gründung der Verteilungsstelle für Auslandsgaben erfolgte 1921.



— 49 —
Das Raphaelshaus in Meschede.

In Meschede, an der großen Wanderstraße Köln-Kassel, wurde am 14. Oktober 1926 das Raphaelshaus (Wanderarbeitsstätte, Herberge und Verpflegung) seinem Zweck zugeführt. Mit dem Namen des Hauses ist der Name des Gründers, des leider alljährlich verstorbenen Vikars Schenme, verknüpft. Es wäre unbedenklich, wollte man seinen Namen, wenn man über dieses

Haus etwas schreibt, gütig nennen. Gerade seiner Initiative ist es zu verdanken, daß diese soziale Einrichtung in Meschede geschaffen worden ist. Es sei nicht unerwähnt, daß auch der Kreis Meschede, die Provinz und die caritativen Verbände die Errichtung dieses Hauses in großherziger Weise gefördert haben. Der katholische Schutzverein für soziale Bestrebungen e. V. (Schutzverband des katholischen Gesellenvereins), dessen Vorsitzender Vikar Schenme war, ist der eigentliche Träger des Raphaelshauses. Wer einen näheren Einblick in die Verhältnisse hat, weiß, wieviel Opfer und Zeit von Seiten der Mitglieder des Schutzvereins und ihres Vorsitzenden angebracht werden mußten, um alle Schwierigkeiten zu meistern. Anfangs 1927 erwarb der Schutzverein das an der Hensbergerstraße liegende Wirtshaus Grundstück mit daraufstehendem Wohnhaus in der Absicht, dieses dem Zweck des Gesellenvereins (Errichtung eines Gesellenheimes) dienlich zu machen. Dieser Plan fiel jedoch bald darauf ins Wasser, da durch den

Wandererfürsorge:
 In sogenannten Christophorus-
 häusern oder „Herbergen
 zur Heimat“ fanden
 umherziehende Arbeitslose
 in der Weimarer Republik
 Unterkunft und vorüber-
 gehende Arbeit, hier das
 Raphaelshaus in Meschede.
 Bild: Archiv Diözesan-
 Caritasverband Paderborn

Winterhilfe „Hilfswerk für die Opfer der Wirtschaftsnot“

„Der Herbst des Jahres 1930 stellte den Caritasverband vor die ernste Aufgabe, Wege zu finden, um einigermaßen das Elend zu lindern, das infolge der stets wachsenden Wirtschaftsnot im Winter über weite Bevölkerungskreise, Erwerbslose, Kurzarbeiter, Rentenempfänger, Kinderreiche und andere, kommen mußte.“

Mit diesen Worten leitete der Diözesan-Caritasverband einen Artikel in seinem Jahrbuch „Aus der Caritas“ für 1930 ein. Er reagierte damit auf die ein Jahr zuvor einsetzende Weltwirtschaftskrise, die begleitet wurde von einem rapiden Anstieg der Arbeitslosenzahlen. In der Weimarer Republik bestand bereits eine hohe strukturelle Sockelarbeitslosigkeit, die nach Ausbruch der Krise deutlich anstieg. Im November 1929 lag sie bei ca. 2,0 Millionen, ein Jahr später hatte sie sich auf fast 3,7 Millionen er-

höht, während die Zahl der durch die Arbeitslosenversicherung Unterstützten rückläufig war, die Zahl der Empfänger von Krisenunterstützung aber ebenso kräftig zulegte wie die Zahl der Wohlfahrtserwerbslosen. Der Staat hatte auf diese krisenhafte Entwicklung keine Antwort, außer an seiner rigiden Sparpolitik festzuhalten und Kürzungen in den Sozialleistungen vorzunehmen.

Einen kleinen, bescheidenen Beitrag angesichts des stetig wachsenden Heeres der Arbeitslosen versuchte der Diözesan-Caritasverband zu finden, indem er sich 1930 der „Arbeitsge-

meinschaft für katholische freiwillige Arbeitsdienste“ (FAD) anschloss. Das dürfte ihm umso leichter gefallen sein, da das größte deutsche Arbeitsdienstlager Staumühle direkt vor den Toren Paderborns lag. Ein weiterer Schwerpunkt caritativer Arbeit lag in der Wandererfürsorge, d. h. der Hilfe für obdachlose „Wanderarbeiter“, die in Westfalen gemeinsam mit dem Diözesan-Caritasverband in Münster betrieben wurde.

Caritas im Nationalsozialismus

Bereits kurz nach ihrer Machtübernahme warben die Nationalsozialisten im Frühjahr 1933 „um die Gunst der Kirchen“. Die Zustimmung des Zentrums zum Ermächtigungsgesetz und die Abkehr von früher geäußerten bischöflichen Warnungen vor dem Nationalsozialismus öffneten letztlich den Weg zum Konkordat zwischen katholischer Kirche und den neuen Machthabern. Noch vor dem Konkordat hoben die Bischöfe die Bedeutung der Caritas hervor, und auch das Innenministerium unter Hermann Göring hielt an der freien konfessionellen Wohlfahrtspflege fest, wie ein Runderlass vom 1. Juni 1933 belegt. Darin ließ Göring wissen: „Insbesondere wird die Heimfürsorge an Alten, Kranken und Gefährdeten, die nachgehende erzieherische und fürsorgerische Betreuung von Kindern und Jugendlichen als Pflegekindern, Mündeln oder Schutzbefohlenen, in Kindergärten und Horten, in Heimen und Erziehungsanstalten in allerweitestem Umfange durch die freie Wohlfahrtspflege und deren Einrichtungen zu erfolgen haben. Dies entspricht auch am meisten den Wünschen der zu Betreuenden.“¹¹

Derartige Beteuerungen kannte man nur aus der Anfangszeit des Regimes. Das Konkordat vom 20. Juli 1933 gewährte zwar der Kirche ihre Autonomie, benannte aber nicht namentlich die kirchlichen Verbände, „die ausschließlich religiösen, rein kulturellen und karitativen Zwecken dienen“. Dieses Manko wurde auch später nicht durch eine Korrektur behoben. Insofern war die Existenz dieser Verbände und Vereine durch staatliche Willkür latent gefährdet, auch wenn ihnen der besagte Artikel formal Schutz zusicherte und später immer wieder darauf Bezug genommen wurde.

Verband und Mitarbeiter

Unmittelbare Auswirkungen auf den Caritasverband und seine Mitarbeiter hatten politischer Wechsel und Konkordat zunächst nicht. Braekling und sein Nachfolger als Caritasdirektor, Dr. Rudolf Dietrich (1937), befanden sich erst später im Visier der Geheimen Staatspolizei. Braekling wurde in seiner Eigen-

schaft als Vorsitzender des Diözesan-Caritasverbandes (also nach 1937) dreimal zu Verhören vorgeladen. Caritasdirektor Dr. Dietrich musste gleich mehrere Verhöre wegen „Hetzschriften“ über sich ergehen lassen. Auch wurde er zu „Vorsitzenden christlicher Vereine“ befragt, die unter dem Verdacht standen, staatsfeindliche Personen zu sein. Außerdem erhielt Dietrich einige Verwarnungen der Gestapo und wurde wegen „staatsfeindlicher Einstellung in der Wehrmachtseelsorge“ 1942 für sieben Wochen inhaftiert. SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich persönlich verwarnte telefonisch den Caritasdirektor. Es ist anzunehmen, dass diese Maßnahmen gegen die Führungsspitze des Verbandes diesen auch in seiner Arbeit zumindest einschränkten, wenn nicht nachhaltig behinderten. Zur Einstellung der Caritasarbeit oder gar der Schließung des Caritassekretariats in Paderborn kam es jedoch nicht. Das geschah erst in den letzten Kriegstagen, als das Sekretariat während des Bombenangriffs vom 27. März 1945 auf Paderborn total zerstört wurde und es nach Haus Widey bei Salzkotten verlegt werden musste.



Erziehungsanstalt Haus Widey bei Salzkotten.

Alltägliche Arbeit und Kommunikation

Die Arbeit des Caritasverbandes wurde nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten zunächst in den gewohnten Bahnen fortgesetzt. Bereits im Sommer 1933 sollte sich zeigen, dass nunmehr andere Verhältnisse in Deutschland herrschten. Seit Anfang 1938 wurde die Arbeit der Verbandsspitze in Tagebüchern festgehalten. Warum so verfahren und neben der normalen (Sach-)Aktenführung die Arbeit in Form von Tagebüchern nachgehalten wurde, wäre interessant zu wissen. Eine Antwort darauf dürfte sich aber angesichts der spärlichen



Vorkriegsüberlieferung heute nur noch in Spekulationen ergehen. Gleichwohl bieten die Tagebücher interessante Einblicke in die Arbeit der Caritas-Mitarbeiter, namentlich von Braekling, Dietrich und teilweise auch von Friedrich Ziemer, dem für die Krankenhäuser und Heime zuständigen Mitarbeiter (vgl. Beitrag Nr. 48).

In den zwischen 1933 und 1939 gemeinsam mit dem Münsteraner Diözesan-Caritasverband herausgegebenen „Caritasblättern“ fand die Verbandsarbeit kaum noch ihren Niederschlag. So finden sich darin z. B. keine Berichte mehr über die Arbeit der örtlichen Caritasverbände oder des Diözesan-Caritasverbandes. Dafür erschienen nach dem Konkordat immer wieder klärende Artikel, die darauf hinwiesen, dass die caritativen Verbände und Vereine, Anstalten und Einrichtungen weiterhin in ihrer Existenz geschützt seien und sie keine Eingriffe von außen zu befürchten hätten. Bis in die späten 30er-Jahre vergaß man nicht, diesen Sachverhalt immer wieder hervorzuheben. Das geschah vor allem auch deshalb, weil alle Maßnahmen, die von Seiten der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) eingeleitet wurden, darauf hinausliefen, die noch existierenden freien Wohlfahrtsverbände in ihrer Arbeit einzu-

Das gemeinsame Organ der Diözesan-Caritasverbände Paderborn und Münster waren zwischen 1933 und 1939 die „Caritasblätter“. Bild: Archiv Diözesan-Caritasverband Paderborn

Mitte:

Die im Krieg nicht zerstörte Erziehungshilfe-Einrichtung Haus Widey bei Salzkotten war 1945 kurzzeitig Sitz des Diözesan-Caritasverbandes. Das Bild stammt aus dem Jahr 1913. Foto: privat



Sammlungsplakat der Caritas aus dem Jahr 1934. Obwohl durch das Konkordat theoretisch geschützt, waren die Sammlungsaktivitäten des Caritasverbandes den Nazis immer ein Dorn im Auge.

könnte, die den Erhalt von Krankenhaus, Fürsorgeeinrichtung, Kindergarten oder ambulanter Pflege gefährdeten. Es war z. B. ein erklärtes Ziel nationalsozialistischer Politik, die Orden aus den sozialen Diensten herauszudrängen und an ihrer Stelle sogenannte „braune Schwestern“ einzusetzen, was nicht immer und überall gelang.

Die briefliche und vor allem die mündliche Kommunikation dürfte den „Verlust“ an inhaltlicher Autonomie über die „Caritasblätter“ kompensiert haben. Die rege Reisetätigkeit hat offensichtlich dafür gesorgt, dass die Verbindungen zwischen den lokalen Vereinen und Verbänden, den Einrichtungen und Anstalten untereinander nicht abrissen und Themen wie die Dorf- und Pfarrcaritas mit Fragen zur Existenz von Kindergärten oder Themen wie die Wanderer- und Trinkerfürsorge weiterhin debattiert und die betroffenen Personen durch Vereine und Verbände betreut wurden. Während des Krieges veränderte sich

schränken. Das zeigte sich beispielsweise bei der Integration der Kinder- und Jugendpflege in die eigenen Aktivitäten bei gleichzeitigem Ausschluss der Ordensschwestern aus der Kinder- und Jugenderziehung. Das zeigte sich aber auch in der Gesetzgebung (z. B. Sammlungsgesetz und Sammlungsverbot), bei Fragen zur Steuerbefreiung, zur Gemeinnützigkeit oder zur Mitgliederwerbung. Immer wieder fand ein schrittweises Zurückdrängen der übrigen, noch existierenden freien Wohlfahrtsverbände statt.

Wie aus den Tagebüchern hervorgeht, legten die Caritas-Verantwortlichen aus Paderborn eine rege Reisetätigkeit an den Tag. Kaum ein Ort, kaum eine Einrichtung im Erzbistum, die sie nicht besuchten. Hier berieten sie über aktuelle Probleme der Caritas und überlegten wie den nationalsozialistischen Zumutungen und Repressalien begegnet werden

die Themenlage erneut. Alle bisher genannten Aspekte traten ab 1943 hinter die Evakuierung von ausgebombten Waisen und Alten zurück, die aus den Heimen der zerstörten Ruhrgebietsstädte heraus nach Ostwestfalen oder Süddeutschland verbracht wurden und dort eine zeitweilige neue Heimstatt fanden.

Der Luftkrieg hatte, so eine zeitgenössische Einschätzung, die organisierte Caritas „aufs schwerste betroffen“. Elf Kinderheime mussten verlegt werden, und „in allen Pfarreien, die unmittelbar vom Luftkrieg betroffen sind, ruht vorläufig die Caritasmitgliedschaft“¹², die erst nach dem Krieg wieder aufleben sollte.

Fliegergeschädigte caritative Anstalten und Einrichtungen

Schaden	1940	1941	1942	1943 (15.10.)
leicht	6	18	18	8
schwer	3	8	7	28
völlig zerstört	-	-	-	11

Drei Aspekte zur Arbeit des Diözesan-Caritasverbandes während des Nationalsozialismus möchte ich besonders hervorheben: die Themen Bettellei, Sterilisationen und Euthanasie.

Umgang mit Bettlern

In der Septemberausgabe 1933 der „Caritasblätter“ erschien eine längere Abhandlung über die „katholischen caritativen Vereine und ihre Arbeit im Reich“. Abschließend wurde zur neuen Organisation des Winterhilfswerks 1933/34 Stellung genommen. Zu diesem Text gab der Diözesan-Caritasverband am 2. Oktober 1933 eine einseitige maschinenschriftliche „Ergänzung“ heraus, die auf die mit dem Winterhilfswerk verbundene und bereits durchgeführte „Bekämpfung des Bettelunwesens“ (18.–23. 9. 1933) näher einging. Sie referierte die Maßnahmen der offiziellen Polizei, die zusammen mit den „Hilfspolizisten“ aus SS und SA die Überprüfung der durchs Land ziehenden Bettler vorgenommen hatte.

Die Festgenommenen wurden in drei Kategorien eingeteilt: vom „wirklich Bedürftigen“ über den „Zusatzbettler“ hin zum „Arbeitsscheuen“ und „Landstreicher“. Der „Bedürftige“ sollte einer Unterstützungsstelle zugeführt, der „Zusatzbettler“ sollte verwarnet werden, und den Berufsbettlern wurde das Konzentrationslager angedroht. Außerdem wurde die Bevölkerung vor der „Unterstützung des unberechtigten Bettelns“ gewarnt. Diesen Vorgaben entsprach der Caritasverband in seiner Stellungnah-



me: „Wir können diesen Plan nur begrüßen, ist er doch eine Bestätigung der steten Bemühungen der geordneten Caritas, eine geordnete Dauerbetreuung zu setzen an die Stelle einer einmaligen Gabe an Unbekannte, deren Zweckmäßigkeit nicht nachgeprüft werden kann.“

Inwieweit dieses „Begrüßen“ der behördlichen Kategorisierung (und Diskriminierung) der von der Caritas geübten Praxis entsprach, muss bezweifelt werden, denn im nächsten Satz empfahl der Verband allen caritativen Stellen „von neuem“ einen ganz anderen Umgang mit Bettlern: Die „ortsansässigen Bettler“ sollen an die lokalen Wohlfahrtsstellen (u. a. Elisabethvereine), „ortsfremde Bettler“ an die Wohlfahrtsämter, an die Christophorushäuser und an die Wanderarbeitsstätten oder an die Winterhilfe verwiesen werden. Auch sollte anstelle von Bargeld die Unterstützung besser durch eine der genannten örtlichen Einrichtungen erfolgen und ortsfremde bettelnde Arme durch die Gabe von Caritasgutscheinen auf die Häuser der Wandererfürsorge verwiesen werden.

Zwangssterilisationen

Während im Fall des Umgangs mit Bettlern der Caritasverband als Agierender auftrat, bleibt er im Folgenden eher am Rande,

auch wenn es sich bei Sterilisation und Eugenik/Euthanasie um Themen handelte, die zahlreiche caritative Fürsorge- und Krankenpflegeeinrichtungen der Diözese zu einer Stellungnahme herausforderten. In dieser Frage sind es jedoch die Bischöfe und ihre Generalvikariate, die die Akzente setzen.

Im Hirtenbrief zu Pfingsten 1933, dessen Inhalt in der Juli/August-Ausgabe der Caritasblätter erschien, nahmen die Bischöfe auch Stellung zur Sterilisation und Rassenfrage. In beiden Punkten erhoben sie mahndend ihre Stimmen: Zu dem vorliegenden Entwurf eines Sterilisationsgesetzes aus dem Vorjahr betonten sie im Frühjahr 1933, dass es dem Staat „zur Förderung der Volksgesundheit“ nicht zustehe, durch Gesetze und Verfahren in das gottgewollte Leben einzugreifen. In der Rassenfrage wandten sie sich gegen die „ausschließliche Betonung der Rasse und des Blutes“ als Kriterien für die Volkszugehörigkeit.

Eugenik war spätestens seit den 1920er-Jahren auch im Katholizismus kein Tabu mehr. Unterschiedliche Positionen zwischen „positiver“ (Gesundheitszeugnisse der Ehepartner) und „negativer“ Eugenik (Anstaltsunterbringung bzw. Sterilisation) fanden ihre Vertreter. Die päpstliche Enzyklika „Casti Connubii“ von 1930 wandte sich zwar gegen die Sterilisation, gegen die Eugenik bezog sie jedoch nicht grundsätzliche Stellung. Mit dieser Enzyklika lag der Fuldaer Bischofskonferenz eine Handhabung vor, gegen die radikale NS-Zwangssterilisationspolitik mit Meldepflicht durch Ärzte, Krankenschwestern und Fürsorgerrinnen Stellung zu beziehen. Diese Gegenposition hatte jedoch nicht zur Folge, dass das NS-Regime von seinen gesetzlichen Vorgaben abwich und von einer Zwangssterilisation von Menschen mit tatsächlichen oder vermeintlichen angeborenen bzw. erblichen Defiziten absah.

Beratungen mit dem Innenministerium Anfang November 1933 führten zu dem Ergebnis, „daß die Anstaltsinsassen, solange sie in der Anstalt verweilen, nicht sterilisiert werden sollen, weil dafür kein Grund vorliege, da sie ja doch nicht in der Lage seien, ihre schlechten Erbanlagen auf andere fortzupflanzen“. Zurückgenommen wurde nur die Antragspflicht zur Sterilisation durch katholische Anstaltsleiter, jedoch nicht deren Meldepflicht.

Diese Mitwirkungspflicht stellte katholische Fürsorgerinnen und Vormünder ebenso wie die Mitarbeiter der katholischen Anstalten und Einrichtungen vor große Probleme. Zur Mitwirkung nahm das Paderborner Generalvikariat Anfang 1934 Stellung. Danach dürften konfessionelle Krankenhäuser bei der Sterilisation nur dann in Frage kommen, „wenn

Werbeplakat für Gutscheine, die seit der Weltwirtschaftskrise 1929 vom Westfälischen Herbergsverband, aber auch von den Diözesan-Caritasverbänden Paderborn und Münster herausgegeben wurden
Bild: Archiv Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e. V.

sie sich ausdrücklich dazu bereit erklären“. Den katholischen Krankenhäusern wurde kurz darauf grundsätzlich untersagt, eine solche Position einzunehmen. Insofern bestand auch für Schwestern caritativer Anstalten nicht mehr die Gefahr, zur Mitwirkung gezwungen zu werden. Gleichzeitig wurde die „Meldepflicht der Fürsorgerinnen“ nicht als „direkte Mitwirkung“ angesehen.

Im weiteren Verlauf des Jahres 1934 schwenkten die deutschen Bischöfe auf eine immer kompromisslosere Linie ein. Jegliche Kooperation wurde verurteilt und damit jegliche Assistenz durch Ärzte und Schwestern bei Sterilisationsoperationen abgelehnt. Der Regierungspräsident in Arnberg fasste die Lage vor und nach der Entscheidung des Episkopates im Herbst 1934 folgendermaßen zusammen: *„Das GzVeN hat zunächst auch in dem katholischen Bevölkerungsteil ein überraschend gutes Verständnis gefunden. Den Vorladungen durch die Kreisärzte wurde ohne weiteres Folge geleistet und die unfruchtbar zu Machenden waren meist leicht dazu zu bewegen, selbst den Antrag zu stellen. Seit einiger Zeit machen sich Widerstände gegen das Gesetz bemerkbar [...]. Die widerstrebende Einstellung des katholischen Bevölkerungsanteiles zum Gesetz ist auf die aus dogmatischen Gründen ablehnende Haltung der Geistlichkeit zurückzuführen. Die gleiche ablehnende Haltung wird auch der Erzbischöfliche Stuhl in Paderborn einnehmen, wie man aus konkretem Beobachten schließen kann.“*¹³

Ende des Jahres 1934 vermeldete der Regierungspräsident schließlich, dass „katholische Krankenanstalten an der Durchführung des GzVeN nicht [mehr] beteiligt sind“. Die ableh-

nende Haltung des Erzbischofs manifestierte sich auch in der Bekanntgabe der Entscheidungen der Erbgesundheitsgerichte im Kirchlichen Amtsblatt, was von Seiten der Nationalsozialisten nur ungern gesehen wurde.

Caritasdirektor Ahlbäumer konnte 1935 mit Rückblick auf das Jahr zuvor nach Freiburg mitteilen, dass in sehr vielen Orten „unsere Schwestern, die vom Kreise oder Amt als Fürsorgerin bestellt waren und dafür bezahlt wurden, jetzt ausgeschieden und durch weltliche Fürsorgerinnen ersetzt wurden. Sehr viele haben diese Arbeit aber auch freiwillig niedergelegt, um wegen des Sterilisationsgesetzes nicht in Gewissenskonflikte zu kommen.“ Für manche ländliche Schwesternstation sei diese Entscheidung finanziell verhängnisvoll gewesen, denn von dem geringen Gehalt ihrer Mitschwester lebten die andern Schwestern zum Teil mit.

Mitte 1935 waren offenbar viele Mitarbeiter der katholischen Krankenhäuser, Pflege- und Fürsorgeheime von der Mitwirkung an der Sterilisation befreit. Gleichwohl kam es immer wieder zu gezielten Aktionen gegen Bewohner solcher Einrichtungen und Anstalten, wenn der Amtsarzt diesen einen offiziellen Besuch abstattete und währenddessen ein Sterilisationsverfahren gegen Heimbewohner einleitete. Eine Verordnung aus dem Jahr 1939, wonach derartige Eingriffe nur bei „besonders großer Fortpflanzungsgefahr“ ausgeführt werden sollten, schränkte die bestehende Praxis weitgehend ein.

Euthanasie

Mit dem sogenannten Euthanasie-Befehl Hitlers vom 1. September 1939 begann die systematische Ermordung von Menschen mit geistigen oder körperlichen Behinderungen. Im Sprachgebrauch der Zeit ging es um die Vernichtung „lebensunwerten Lebens“, worunter u. a. „missgestaltete Neugeborene“ und „Kinder bis zu drei Jahren“ zählten, die an einem „erb- und anlagebedingten schweren Leiden“ litten. Meldepflichtig waren die Ärzte und die Hebammen. Die gezielten Tötungen im Rahmen der sogenannten Aktion T 4 (benannt nach dem Ort der Zentrale in Berlin, Tiergartenstraße 4) beschränkten sich zunächst auf geisteskranke Kinder, bezogen später Erwachsene ebenso mit ein wie Patienten mit chronischen Krankheiten.

Gegen dieses Vorgehen erhoben einzelne Kirchenvertreter ihre Stimmen, nachdem sie von den nicht mehr geheimen Tötungen erfahren hatten. Im Erzbistum Paderborn protestierte Weihbischof Baumann am 12. August 1941 in einem Schreiben an Landeshauptmann Kolbow in Münster gegen die Tötung von

Massenmord an geistig Behinderten und chronisch Kranken mitten in Deutschland: Mit den berüchtigten „grauen Bussen“ wurden die meisten Opfer in die Tötungseinrichtungen wie z. B. nach Hadamar bei Limburg transportiert.
Foto: KNA-Bild



rund 2000 geistig behinderten Kindern und Erwachsenen aus heimischen Heil- und Pflegeanstalten: „*Im Namen des fünften Gebotes Gottes, das bisher die Grundlage der Strafgesetzgebung aller Kulturstaaten bildete, im Namen der Menschlichkeit, deren fundamentale Gesetze hier grauenvoll mit Füßen getreten werden, im Namen der unschuldigen Opfer und ihrer Angehörigen, über die ein grenzenloses Leid verhängt wird, erhebe ich Einspruch gegen dieses systematische Massenmorden.*“¹⁴ Ob der „Euthanasiestopp“ am 24. August 1941 ursächlich auf diese Proteste von kirchlicher Seite zurückzuführen ist, lässt sich nicht eindeutig bestimmen, vor allem deshalb, weil das angestrebte Ziel von 70 000 zu tötenden Personen zum Zeitpunkt der Proteste erreicht war und das ganze Programm anschließend eingestellt, aber später unter neuer Bezeichnung und an anderen Orten fortgesetzt wurde.

Wie sich der Diözesan-Caritasverband und seine Mitgliedsverbände und -vereine während des Nationalsozialismus zwischen Duldung, Einschränkung und Unterdrückung oder gar Verbot behaupteten, wäre für jede Organisation einzeln zu untersuchen. Der nationalsozialistische Herrschaftsanspruch wirkte sich unterschiedlich auf die Entwicklungen der caritativen Orts- und Fachverbände und Vereine aus. Die Caritas besann sich deshalb verstärkt auf die Pfarreien als Organisationsbasis und strebte damit einen Ausgleich zu verloren gegangenem Terrain an.

Der Diözesan-Caritasverband 1945–2015

Verband und Verbandsspitze

Die Caritasstrukturen im Erzbistum waren trotz des Krieges weitgehend intakt geblieben. Probleme bereitete die Raumfrage in Paderborn nach der Zerstörung des Gebäudes in der Klingelgasse. Für kurze Zeit wurde das Sekretariat des Caritasverbandes in einem Zimmer der Erziehungshilfe-Einrichtung Haus Widey bei Salzkotten untergebracht. Bereits Pfingsten 1945 zog man wieder zurück nach Paderborn (zu den Geschäftsstellen des Diözesan-Caritasverbandes vgl. Beitrag Nr. 30). Für Kontinuität in den Nachkriegsjahren sorgten die Mitarbeiter. Zunächst leiteten nach wie vor Braekling als Vorsitzender und Dietrich als Direktor bzw. ab 1954 als zweiter Vorsitzender den Diözesan-Caritasverband. Braekling schied 1961 auf eigenem Wunsch hin aus, während Dietrich den Verband schon 1958 in Richtung des neuen Ruhrbistums nach Essen hin verlassen hatte. Neuer Caritasdirektor wurde 1954 Heinrich Strüver,

der im Frühjahr 1967 von Joseph Becker abgelöst wurde. Für Braekling übernahm 1961 kurzzeitig Weihbischof Wilhelm Tuschen und ab Ende September Weihbischof Dr. Paul Nordhues den Verbandsvorsitz, der von 1967 bis 1976 zugleich als Bischofsvikar für die Caritas wirkte. Damit signalisierte das Erzbistum die hohe Wertigkeit der Caritas in der Kirche.

Auf Weihbischof Dr. Nordhues folgte 1973 Domkapitular Joseph Becker als Vorsitzender des Verbandes. Gemeinsam hatten sie die Verbandsleitung seit 1967 inne, als Becker zum Direktor des Caritasverbandes ernannt worden war. Becker wirkte als Vorsitzender fast drei Jahrzehnte. Einschließlich seiner Jahre als Caritasdirektor war er nach Braekling die Person, die am längsten in leitender Position für den Verband tätig war. Nach ihm folgte auf dem Posten des Direktors mit Hans Wilk erstmals ein Laie. Er begründete damit eine neue Tradition, die sich bis heute mit Volker Johannes Odenbach und Josef Lüttig fortsetzt, während in die Funktion des Vorsitzenden nach wie vor Priester berufen wurden: Dem Geistlichen Rat Thomas Dornseifer, Nachfolger von Joseph Becker 2002, folgte 2004 Weihbischof Manfred Grothe, ebenfalls Bischofsvikar für die Caritas, und 2013 Domkapitular Dr. Thomas Witt.

Die Geschäftsstelle des Diözesan-Caritasverbandes zählte 1950 fünfzig Mitarbeiter, zwanzig Jahre später waren dort 97 Personen beschäftigt, abermals zwei Jahrzehnte später 145 Personen (1992), und um 2010 lag die Mitarbeiterzahl bei rund 140. Neben den knapp einhundert Mitarbeitern 1970 arbeiteten außerdem noch 165 Personen in den Orts-, Kreis- oder Dekanatsverbänden und weitere 117 in den caritativen Fachverbänden.

Die Zahl aller hauptamtlichen Mitarbeiter in allen Anstalten und Einrichtungen sowie in den Vereinen und Verbänden betrug Ende der 1940er-Jahre mehr als 17 500 Personen, davon gehörten rund 7 036 einem Orden an, 10 522 waren Laienkräfte. Bis 1955 verschoben sich die Gewichte bei insgesamt etwas weniger als 15 000 Mitarbeitern zwischen Ordensleuten und den weltlichen Mitarbeitern geringfügig. Die Zahl der ordensangehörigen Mitarbeiter nahm noch um 100 zu, während sich die der weltlichen Mitarbeiter um über 1 500 verringerte. Danach kehrte sich dieser Trend jedoch wieder um: Ende der 1950er-Jahre war die Zahl der hauptamtlichen Mitarbeiter auf 15 277 angewachsen, und ein Jahrzehnt später lag der Wert bei fast 18 000. Hinter dieser Entwicklung verbarg sich eine Säkularisierung in der Mitarbeiterstruktur, die mit einer deutlichen Verschiebung der Anteile an Ordens- und Laienkräften einherging: Während 1952 auf fünf Laienkräfte drei Ordensmitarbeiter kamen, betrug dieses Verhältnis 1969 nur noch



Ordensleute prägten über Jahrzehnte das Bild der Caritas: 1947 arbeiteten über 7 000 Ordensangehörige in den caritativen Einrichtungen des Bistums, heute sind es 168.
Foto: Archiv Diözesan-Caritasverband

sechs zu eins. Die Klagen aus den 1960er-Jahren über einen Mangel an Ordensschwwestern in den Krankenhäusern und anderen Einrichtungen waren mehr als begründet. Danach setzte sich die hier skizzierte Entwicklung in der Mitarbeiterstruktur fort, und unter den über 56 000 Beschäftigten sind heute die 168 Ordensschwwestern deutlich in der Minderheit.

Im Verhältnis zu den hauptamtlichen Mitarbeitern wird die Zahl der Ehrenamtlichen immer nur mit sehr runden Werten angegeben. Im Jahr des 40-jährigen Verbandsjubiläums konnte sich die Caritas im Erzbistum auf 19 000 ehrenamtliche Helfer und Helferinnen stützen. Innerhalb weniger Jahre, bis zum Ende der 1950er-Jahre, stieg dieser Wert auf 30 000 an und hielt sich in dieser Größenordnung bis zum Ende der 1960er-Jahre. Heute engagieren sich ca. 29 000 Ehrenamtliche für ihre Mitmenschen im Erzbistum, davon über 11 000 in den hauptamtlichen Diensten und Einrichtungen und nochmals 18 000 in den Pfarrgemeinden, die meisten von ihnen in den Caritas- und Vinzenz-Konferenzen.

Organisationsstruktur und Mitglieder

An der Organisationsstruktur des Verbandes hatte sich nach dem Zweiten Weltkrieg wenig verändert. Nach wie vor verstand sich der Caritasverband Magdeburg als eine Nebenstelle des Paderborner Diözesan-Caritasverbandes. Den Auftrag, den

dieser im Westteil erfüllte, praktizierte jener im Ostteil des Erzbistums mit eigenem Vorsitzenden und eigenem Caritasdirektor, der stellvertretend für den Diözesan-Caritasdirektor handelte. In der Sowjetischen Besatzungszone und auch in der DDR war es den Kirchen verboten, ihre sozialen Aktivitäten in vergleichbaren Wohlfahrtsverbänden wie im Westen zu organisieren, gleichwohl behielten sie die Trägerschaft der traditionell in ihren Händen liegenden Anstalten und Einrichtungen. Im Zuge der Gründung des Bistums Magdeburg 1994 fiel auch der dortige Caritasverband in die neue Zuständigkeit.

Als „Ableger“ des Diözesan-Caritasverbandes fungierte der 1946 gegründete „Verein für Caritasheime des Erzbistums Paderborn e. V.“, der durch enge personelle Verflechtungen mit dem Caritasverband verbunden war (heute Caritas Wohn- und Werkstätten im Erzbistum Paderborn gGmbH). Als Trägerverein für Heime zielte er auf die „Errichtung und Unterhaltung“ von Anstalten und Einrichtungen, die von überregionaler Bedeutung waren. Die Binnenstruktur des Verbandes wurde mehrfach nach 1945 ergänzt und erweitert, je nachdem welche Dienste in den Vordergrund gelangten oder als neue Arbeitsschwerpunkte erkannt wurden. Mit den Abteilungen für Anstaltsbedarf, für Internierten-Lager-Betreuung, Suchtdienst, Katholische Osthilfe und Kriegsgefangenenbetreuung lagen die Schwerpunkte der Verbandsarbeit zunächst eindeutig auf dem Gebiet der Kriegsfolgen. Schon bald danach wurden die Hilfebereiche erweitert. Frühere Arbeitsfelder (Familienpflege, Müttererholung, erstmals 1919) wurden reaktiviert, neue den bestehenden zugeordnet (Altenerholung ab 1959, Hilfen für ausländische Gastarbeiter ab 1955, Erziehungsberatung und Suchtberatung ab 1973).

Unmittelbar nach Kriegsende erlebte die persönliche Caritas-Mitgliedschaft einen neuen Aufschwung, der aber nur bis 1946 anhielt, als über 56 000 Caritas-Mitglieder zu verzeichnen waren. Danach nahm die Zahl der Mitglieder stetig ab und erreichte 1952 mit knapp 32 000 ihren Tiefpunkt in den frühen Nachkriegsjahren. Dann stagnierte die Entwicklung auf diesem Niveau. Ab 1962, als die Pfarrcaritas-Mitgliedschaft neu geregelt worden war, nahm die Zahl der Mitglieder erstmals wieder deutlich zu. Einen regelrechten Mitgliederboom erzielte der Diözesan-Caritasverband jedoch erst mit der Werbeaktion „Der wache Hahn“ 1965/66, die ihm über 14 000 neue Mitglieder bescherte.

Hinter dieser Aktion verbarg sich eine erfolgreiche Werbemaßnahme des Verbandes, mit der z. B. alle jene Pfarreien angesprochen werden sollten, die noch über keine organisier-

te Caritas verfügten. Das betraf die Hälfte aller Pfarreien im Erzbistum. Dieses Manko, so das erklärte Ziel, müsse sich bis zum 50-jährigen Verbandsjubiläum und bis zum silbernen Bischofsjubiläum von Kardinal Jaeger 1966 beheben lassen. Aufrufe in der Presse, bei caritativen Veranstaltungen oder der Verkauf von Wohlfahrtsbriefmarken weckten das Interesse an der Caritas und ließen die Mitgliederzahlen kräftig ansteigen.

Aus Anlass seines 25-jährigen Dienstjubiläums erhielt Kardinal Jaeger vom Diözesan-Caritasverband ein fast 400 Seiten dickes Buch mit dem Titel: „Die Wahrheit muß in der Liebe getan werden!“. Diesem Buch ließen sich die Namen der 385 gemeindlichen Caritas-Helfergruppen entnehmen, die durch die Werbeaktion „Der wache Hahn“ neu gegründet worden waren, auch wies die Widmung insgesamt 8 130 haupt- und ehrenamtliche Caritas-Mitarbeiter und über 61 000 zahlende Mitglieder aus. Innerhalb eines Jahrzehnts ließ sich mithin ein 50-prozentiger Mitgliederzuwachs verzeichnen, davon allein 20 000 seit 1961. Aktuell (2015) sind im Erzbistum Paderborn rund 40 000 persönliche Caritas-Mitglieder registriert.

Dem Diözesan-Caritasverband waren 1947 40 Orts- und Kreis-Caritasverbände aus dem Westteil des Erzbistums angeschlossen. Hinzu kamen 18 caritative Fachverbände, an deren Arbeit man zum Teil auch beteiligt war. So engagierte sich der Diözesan-Caritasverband im Verein „Mütterhilfe“ in Münster und „Kinderhilfe“ in Dortmund/Sendenhorst, die anfänglich gemeinsam mit dem Diözesan-Caritasverband Münster betrieben wurden. Bis 1975 hatte sich die Zahl der angehörigen Fachverbände auf sieben und die der Orts- und Kreis-Caritasverbände auf 26 reduziert. Diese Verminderung war einerseits der Gebietsabtretung an das Ruhrbistum geschuldet, andererseits zwang die kommunale Gebietsreform zu weiteren Zusammenschlüssen, so dass heute die Zahl der Orts- und Kreis-Caritasverbände bei 23 liegt. Außerdem gehören dem Diözesan-Caritasverband sechs diözesane Fachverbände und 89 korporative Mitglieder an, unter ihnen die Träger der katholischen Krankenhäuser und der Alten- oder Behindertenhilfeeinrichtungen.

Subsidiarität in BSHG und JWG

Von großer Bedeutung für die Wohlfahrtsverbände war das Jahr 1961. Neue Gesetze nahmen unmittelbar Bezug auf sie. Das Bundessozialhilfegesetz (BSHG) regelte das Fürsorge- und Armenrecht neu und löste die Reichsfürsorgeverordnung von 1924 ab. Das BSHG garantierte erstmals einen Rechtsanspruch auf Sozialhilfe. Die Zusammenarbeit von öffentlicher



Sozialhilfe und den Trägern der Freien Wohlfahrtspflege soll sich – so das neue Gesetz – zum Wohle des Hilfesuchenden auswirken. Auch sollten „die Träger der Sozialhilfe [...] eigene Einrichtungen nicht neu schaffen, so weit geeignete Einrichtungen anderer Träger, vor allem der freien Wohlfahrtspflege, vorhanden sind, ausgebaut oder geschaffen werden können“ (§ 93). Das im selben Jahr verabschiedete Jugendwohlfahrtsgesetz (JWG) beinhaltete einen ähnlichen Passus. Damit erhielten die Wohlfahrtsverbände innerhalb des Sozialstaates eine starke Position. Namentlich die Einflussnahme des Deutschen Caritasverbandes und der katholischen Kirche verhinderte damit das anfangs befürchtete „behördliche Fürsorgemonopol“ in der bundesrepublikanischen Sozialgesetzgebung. Die Bischöfe hoben in einer Stellungnahme, die unmittelbar darauf Eingang in den „Caritas-Nachrichten“ fand, denn auch lobend hervor: „Die neuen Gesetze ermöglichen [...] die volle Entfaltung der kirchlichen Liebestätigkeit.“

Der Verband wird ein eingetragener Verein

Nach 1945 setzte innerhalb der Caritasverbände ein Prozess der Verrechtlichung ein, erst zögerlich, dann in den 1960er-Jahren verstärkt, als er die meisten Orts- und Kreis-Caritasverbände und schließlich den Diözesan-Caritasverband selbst

Müttererholung der Caritas
in den 50er-Jahren
Foto: Archiv Diözesan-
Caritasverband

Seit 1973 ist die Vertreterversammlung (heute: Delegiertenversammlung) das oberste beschlussfassende Organ des Diözesan-Caritasverbandes.
Foto: Jürgen Sauer



erfasste. Der Deutsche Caritasverband hatte bereits 1966 eine Mustersatzung entworfen, die von der Bischofskonferenz gebilligt worden war. Danach begann im Erzbistum Paderborn bei den lokalen bzw. regionalen Verbänden und beim Diözesan-Caritasverband die Diskussion, wie die eigene Satzung oder überhaupt eine Satzung den eigenen Verhältnissen angepasst werden konnte. In der Regel handelte es sich bei den Caritasverbänden, von wenigen Ausnahmen wie Hagen, Witten und Dortmund abgesehen, um keine Vereine im vereinsrechtlichen Sinne. Die zurückliegende Phase der Verbandsexpansion, die arbeitsrechtlichen Belange der Mitarbeiter und das rechtlich abgesicherte Auftreten der Verbände Behörden und Institutionen gegenüber verlangten nach einem eindeutigen rechtlichen Rahmen. Zunächst waren es die Orts- und Kreis-Caritasverbände im Erzbistum, die Satzungen erstellten bzw. die vorhandenen aktualisierten.

Als Schlusslicht nahm sich der Caritasverband für das Erzbistum Paderborn selbst in die Pflicht. Die auf der Basis der Mustersatzung des Deutschen Caritasverbandes schließlich formulierte Satzung genehmigte Lorenz Kardinal Jaeger im Januar 1973. Die Organe des Verbandes bestanden aus Vorstand, Diözesan-Caritasausschuss und Vertreterversammlung. Die eine Hälfte des sechsköpfigen Vorstandes wurde vom Erzbischof ernannt, die andere Hälfte vom Diözesanausschuss gewählt. Bereits 1986 gab es eine revidierte Satzung, die im Vergleich mit der Vorgängerin keine großen Veränderungen mit sich brachte, sondern nur kleinere Korrekturen und Ergän-

zungen aufwies. Die größten Einschübe gab es unter Punkt IV. „Mitglieder des Verbandes“. Erstmals traten neben die persönlichen und korporativen die assoziierten Mitglieder, die zwar die Arbeit des Caritasverbandes unterstützten, aber dabei auf ihr Stimmrecht und Wahlrecht verzichteten. Den korporativen Mitgliedern wurde zudem auferlegt, ihre Jahresrechnungen durch Wirtschaftsprüfungsgesellschaften prüfen zu lassen.

Als Teil der bischöflichen Verwaltung – die Geschäftsstelle nimmt die Aufgaben einer Hauptabteilung im Erzbischöflichen Generalvikariat („Caritas und Soziale Dienste“) wahr – untersteht der Verband laut Satzung der erzbischöflichen Aufsicht. Die Aufgabenbereiche für den Vorsitzenden und den Caritasdirektor legte der Erzbischof fest; Stellenplan, Haushaltsplan, Grundstücksangelegenheiten und die Führung von Prozessen hingen von der Genehmigung durch das Generalvikariat ab. Durch Wahlen erhielten die Mitglieder auf allen Ebenen ihr „Mitwirkungsrecht“ zugesichert, das sich letztlich im Vereinsorgan „Vertreterversammlung“ durch Wahl von fünf Mitgliedern zum Diözesanausschuss praktisch niederschlug.

Die im 90. Jahr des Bestehens (2005) abermals aktualisierte Satzung „verschlangte“ die Vereinsorgane Vertreterversammlung und Diözesan-Caritasausschuss und gab ihnen neue Namen. Die einmal jährlich tagende Delegiertenversammlung wurde von der Zahl der teilnehmenden Personen gegenüber der Vertreterversammlung stark verkleinert, und anstelle des Diözesan-Caritasausschusses wurde ein ebenfalls verkleinertes, aus sieben Personen bestehender Verwaltungsrat installiert.

Danach wurde die Satzung noch zweimal, 2008 und 2012, angepasst, seitdem stellen sieben Personen den Vorstand, der Vorsitzende und sein Stellvertreter, der/die Caritasdirektor/-in und vier weitere Mitglieder.

Der Vereinszweck wurde 1973 gegenüber der Fassung von 1916 dahingehend modifiziert, dass er unter Hinweis auf die Gemeinnützigkeitsverordnung von 1953 „ausschließlich und unmittelbar gemeinnützigen und mildtätigen Zwecken“ diene und 1986 um „kirchliche Zwecke“ erweitert wurde. Wie sich dieser Vereinszweck im Verband um 1990 konkretisierte, verdeutlicht folgende Aussage: „*Der DiCV ist nicht Träger und Betreiber von caritativen Einrichtungen. Sein Auftrag [...] besteht in Beratung, Vertretung und Koordinierung der ihm angeschlossenen Mitgliedereinrichtungen, Verbände und Vereine sowie in der Vermittlung der benötigten Gelder.*“¹⁵ Mit diesem Selbstverständnis bewegte man sich nicht weit weg von den ursprünglich formulierten Zielen des Verbandes 1915. Die Satzung von 2005 beschrieb nunmehr ausführlich Zweck und Aufgaben des Verbandes: „*Der Diözesan-Caritasverband leistet sozial-caritative Hilfe. Er versteht sich als Anwalt der Benachteiligten und Hilfsbedürftigen und vertritt ihre Interessen im sozialen und gesellschaftspolitischen Bereich.*“ Mit dem gesellschaftlichen Bezug griff man einen Gedanken von Weihbischof Nordhues von 1973 auf, der damals formuliert hatte: „*Der Caritasverband [muß] neben der Linderung individueller Nöte auch die gesellschaftlich bedingten in seinen Tätigkeitsbereich einbeziehen [...], muß Gesellschaftskritik üben und Gesellschaftspolitik zu beeinflussen suchen.*“¹⁶

Neuorientierung

Ihre Vorrangstellung als Leistungserbringer konnten die freien Wohlfahrtsverbände bis in die 1990er-Jahre hinein halten. Seit Einführung des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (KJHG) im Jahr 1990 besteht die Option, dass auch privat-gewerbliche Institutionen und Einzelpersonen als Leistungserbringer in Frage kommen. Mit dem KJHG fand jedoch die „sozialpolitische Wachstumsphase“ keineswegs ihren Abschluss, denn nach wie vor tragen die Verbände der Freien Wohlfahrtspflege in erheblichem Maße zu fachlichen Diskursen und deren Umsetzung bei. Mit der Pflegeversicherung von 1995 als neuem Zweig der Sozialversicherung wurde die Angebotsseite im Zuge des marktwirtschaftlichen Umbaus des Wohlfahrtsstaates für alle geöffnet. Unter der Devise „mehr Markt“ erhofften sich deren Befürworter letztlich ein Aufbrechen bestehender korporativer Strukturen zwischen Wohlfahrtsverbänden und Staat. Damals

ging es weniger um inhaltliche Fragen zur Arbeit der Wohlfahrtsverbände, in den Mittelpunkt rückten vielmehr die Kosten und die Reduzierung der Sozialleistungen.

Angesichts dieser neuen Rahmenbedingungen, die noch um die Harmonisierungsbestrebungen auf dem europäischen Binnenmarkt zu ergänzen wären, gelangten Dienstleistungen wie Pflege und Sozialarbeit unter ökonomischen Druck. Von den Mitgliedsverbänden des Diözesan-Caritasverbandes wurde nunmehr „unternehmerische Geschicklichkeit“ bei der Leistungserbringung verlangt und, um sich von den neuen Mitbewerbern abzuheben, ein eigenständiges „Profil“.

Seit den frühen 1990er-Jahren steht Profil-Entwicklung auf der Agenda des Caritasverbandes. Erste Schritte dazu lieferte der vom Deutschen Caritasverband angestoßene und dann anschließend vom Diözesan-Caritasverband fortgeführte Leitbildprozess 1997/98. Er erinnert an die christlichen Wurzeln der Caritas, ihre Verbundenheit mit der Kirche, präziserte ihre Position in der Gesellschaft und ihren Auftrag.

Inhalte der Caritasarbeit 1945–2015

Nachkriegsjahre

Die traditionellen Aufgabenfelder, wie sie sich nach der Gründung des Verbandes mit der Zeit herauskristallisierten, waren nach Kriegsende nicht mehr von vorrangiger Bedeutung. Es ging um die elementare Versorgung mit Nahrung, Kleidung und Wohnung. Daneben rückten die Flüchtlinge und Vertriebenen, die Vermissten und Kriegsgefangenen in den Fokus des Caritasverbandes. Für sie galt es Soforthilfe zu leisten, und eine darauf ausgerichtete Arbeit wurde prägend für den Verband bis zur Währungsreform bzw. bis zur Gründung der Bundesrepublik und darüber hinaus.

Für die zahlreichen Vertriebenen und Flüchtlinge, die seit Herbst 1945 von Osten nach Westen strömten und eine neue Heimat suchten, musste Wohnraum beschafft werden. Erste

Caritas-Suppenküche
in Hamm 1948
Foto: Walter Nies / Stadt-
archiv Lippstadt 702g 044



Die Katholische Osthilfe,
eine Abteilung des Diözesan-
Caritasverbandes Paderborn,
betreute seit 1945 Vertriebene
und Flüchtlinge aus den
deutschen Ostgebieten.
Foto: Walter Nies / Stadtarchiv
Lippstadt AB Nies 818 h 022



Anlaufstellen für diese Menschen waren zunächst einmal die über einhundert Flüchtlingslager im Erzbistum, wo sie ein provisorisches Unterkommen in Hütten und Baracken fanden, bevor sie u. a. durch die Betreuung und Vermittlung der 1945 durch Prälat Paul Kewitsch und Direktor Dietrich initiierten „Katholischen Osthilfe“ andernorts ihre erste feste Bleibe und im günstigsten Fall sogar Arbeit fanden. Je länger, je mehr wandelte sich die Katholische Osthilfe innerhalb des Caritasverbandes zu einer „Hilfsstelle in allen Arten der Vertriebenenbetreuung“.

Der Diözesan-Caritasverband war zusammen mit anderen Wohlfahrtsverbänden auch an der Betreuung der Durchgangslager „Sozialwerk“ Stukenbrock und Massen bei Unna beteiligt. Beide dienten seit 1948 bzw. 1951 zunächst als Aufnahmelager für Flüchtlinge und Vertriebene, später auch für Umsiedler und Spätaussiedler. Stukenbrock nahm bis Anfang der 1960er-Jahre 88 000 Personen, Unna-Massen bis 1962 über 197 000 Personen auf. Die Arbeitsgemeinschaft Katholischer Lagerdienst, ein

Zusammenschluss verschiedener katholischer Verbände, wurde 1952 gegründet. Die AG nahm Aufgaben wie Lager- und Meldedienst, Freizeitfürsorge, Mütterhilfe, Jugendhilfe und Seelsorge wahr.

Parallel zur Katholischen Osthilfe entstand im Oktober 1945 beim Diözesan-Caritasverband die Abteilung „Suchdienst“. In ihr arbeiteten zeitweilig 30 Mitarbeiter, „weit mehr, als die eigentliche Verwaltung des Verbandes überhaupt zählte“. Mit Hilfe des Vatikans konnte der Paderborner Suchdienst 1946 und 1947 über 70 000 „Lebenszeichen oder Todesmeldungen von Kriegsgefangenen und Heimatvertriebenen ermitteln“. Selbst in aussichtslosen Fällen bemühte er sich um die Familienzusammenführung, um das Auffinden von Kriegsgefangenen oder von Kindern, die während des Krieges von ihren Eltern getrennt wurden.

Das zweite große Betätigungsfeld des Caritasverbandes in den Nachkriegsjahren war die Verteilung der Auslandshilfe; sie kam Einheimischen wie Flüchtlingen zugute. Für viele

Menschen stellen die von den Dachverbänden CRALOG und CARE übermittelten Spenden aus Übersee, vornehmlich aus den USA, die Versorgung mit dem Notwendigsten an Nahrung und Kleidung sicher. Weitere Spenden im nennenswerten Umfang kamen aus der Schweiz und vom Päpstlichen Hilfswerk. Der Austausch erfolgte zum größten Teil über den Deutschen Caritasverband bzw. über die Diözesan-Caritasverbände, die dafür eigene Läger unterhielten, so auch der Diözesan-Caritasverband in Paderborn. Hier war das Mutterhaus der Schwestern zur Christlichen Liebe an der Warburger Straße eine der Verteilstationen. Über das Ausmaß der amerikanischen Hilfe berichtete Diözesan-Caritasdirektor Strüver nach Abschluss der Hilfsaktion 1961, dass die amerikanischen Katholiken über



die dortige Caritas (NCWC) insgesamt über 5 375 Tonnen an Bekleidung, Lebensmitteln und Medikamenten seit Kriegsende allein für die Caritas des Erzbistums Paderborn gespendet hätten.

Caritas in der frühen Bundesrepublik

Die turbulenten Nachkriegsjahre stellten die Caritasverbände im Erzbistum vor besondere Herausforderungen. Gleichzeitig begannen sich langsam die Verhältnisse wieder zu normalisieren, und zunehmend kehrte die vertraute Ordnung zurück. Mit der Kindererholung und dem Ferienhilfswerk knüpfte der Caritasverband an bekannte Arbeitsfelder an, ebenso bei der Kur- und Erholungsfürsorge von Frauen und Müttern, wobei

Mitte:

Der Diözesan-Caritasverband in Paderborn leitete nach Kriegsende Lebensmittelspenden aus dem Ausland weiter, allein aus den USA wurden bis 1961 über 5 000 Tonnen Hilfsgüter verteilt. Foto Walter Nies / Stadtarchiv Lippstadt AB Nies 685 f 066



dieses Referat von Domkapitular Dr. Aloys Braekling, dem Vorsitzender des Caritasverbandes, selbst geführt wurde. Von Jahr zu Jahr nahm die Zahl der Frauen und Kinder zu, die in eine Erholungsmaßnahme oder zu einer Kur verschickt wurden.

Gegen Ende der 1950er-Jahre wurde das Programm auch auf ganze Familien erweitert und ebenso wie die schon bestehenden Maßnahmen mit öffentlichen Mitteln gefördert, was mit dazu führte, dass 1960 das Familienerholungswerk im Erzbistum Paderborn e. V. gegründet wurde. Die Landesförderung wurde 1983 eingestellt, 1984 aber, auf ein Drittel gekürzt, wieder aufgenommen. Von ganz anderer Qualität waren schließlich

Kindererholung um 1950. Am Hauptbahnhof Hagen machen sich Kinder auf den Weg in die Schweiz. Foto: Caritasverband Hagen

die Leistungskürzungen und Zuzahlungserhöhungen für die Antragsteller bei Kuren als Folge des Beitragsentlastungsgesetzes von 1996. Die Zahl der vermittelten und bewilligten Kuren hing seitdem stark von den jeweiligen Gesundheitsreformaßnahmen und den Begutachtungsrichtlinien ab.

Die caritative Arbeit mit und für die Alten begann mit der Altenerholung in den 1950er-Jahren und lag zunächst in den Händen der örtlichen Verbände. Nachdem dafür öffentliche Fördermittel bereitstanden, nahm auch die Zahl der Alten zu, die eine Erholungsmaßnahme antraten. 1963 wurde das „Altenwerk der Katholiken im Erzbistum Paderborn“ gegründet, das Kräfte in der „Altenseelsorge, Altenhilfe und Altenbewegung“ bündelte und eine gemeinsame Initiative von katholischen Verbänden wie dem Diözesan-Caritasverband darstellte. In der Altenhilfe beschränkte sich die Arbeit des Verbandes zunächst auf die Schulung des ehrenamtlichen Begleitpersonals in der Altenerholung, bis er 1965 ein eigenes Altenhilfe-Referat einrichtete, das die drei Teilbereiche offene, ambulante (teil-)stationäre Altenhilfe ebenso betreute wie die Altenpflege-Ausbildung in katholischen Fachseminaren. Mit Eröffnung der ersten Sozialstation im Erzbistum Paderborn durch den örtlichen Caritasverband Paderborn (1971) begann ein neues Kapitel der häuslichen Versorgung von Kranken und Pflegebedürftigen; das bisherige System der von Ordensschwwestern geleisteten Gemeinde-Krankenpflege wurde allmählich abgelöst durch ein heute flächendeckendes Angebot ambulanter katholischer Pflege- und Versorgungsleistungen.

Die Anzahl der Anstalten und Einrichtungen gibt summarisch nur bedingt Aufschluss darüber, wie lange die Expansionsphase gedauert hat. Hier sind für die Kategorien wie Krankenhäuser, Altenheime, Erziehungsheime und Kindergärten je gesonderte Entwicklungen heranzuziehen, die, wie sich schnell zeigen lässt, keineswegs deckungsgleich verliefen.

Die Krankenhäuser wurden nach dem Krieg zunächst wieder aufgebaut und mit der Zeit ausgebaut und modernisiert. In den 1970er-Jahren gerieten vor allem die kleineren Häuser mit weniger als einhundert Betten unter Kostendruck. Sie standen in den Landeskrankenhausplänen zuerst auf der Liste der zu schließenden Häuser, wobei sich die konkrete Umsetzung der Vorgaben bis in die 1980er-Jahre hinziehen konnte.

Anders dagegen die Entwicklung bei den Kindergärten, deren Zahl nahm jährlich zu. Existierten 1952 gerade einmal 340 Kindergärten und Kinderhorte im Erzbistum, so sind es heute ca. 620 Einrichtungen. Bei den Altenheimen sieht die Entwicklung wiederum anders aus. Ende der 1950er-Jahre gab

es 119 Einrichtungen, die sich bis 1970 auf 108 reduzierten. Danach wurde die stationäre Altenhilfe wieder ausgebaut. Heute beträgt die Zahl der (teil-)stationären Altenhilfe-Einrichtungen 216. Hinter dieser skizzierten Entwicklung verbergen sich mehrere andere. Zu nennen wären der Ausbau eines flächendeckenden Netzes von Familienpflege-, Caritaspflege- bzw. Sozialstationen seit 1950, die mit ihren ambulanten Leistungen in leichten Pflegefällen als ausreichende Unterstützung auch für die pflegenden Familienangehörigen angesehen wurden. Die nach 1970 folgende Zunahme der Zahl der Altenheime ist dem Wegfall innerfamiliärer Pflege ebenso geschuldet wie der sich verändernden Altersstruktur der Gesellschaft, die für die alten Menschen entsprechende Einrichtungen vorhalten muss. Die Prämisse für die Caritas war jedoch eine andere, und sie hat nach wie vor ihre Gültigkeit. Es gilt, die Betroffenen so lange wie möglich in ihrer Selbstständigkeit und in ihrer vertrauten Umgebung zu belassen.

Die Zahl der stationären Jugendhilfeeinrichtungen nahm schon nach 1960 deutlich ab. Allein zwischen 1959 und 1973 sank die Zahl der Einrichtungen von 105 auf 36, um bis 1990 auf den noch heute gültigen Wert von 26 abzusinken. Diese Entwicklung hat nur wenig mit Sparmaßnahmen, viel jedoch mit dem Reformklima in der Erziehungshilfe der 1970er-Jahre zu tun. An die Stelle der bis dahin üblichen Unterbringung in Heimen trat das Bemühen um Prävention. Die Einrichtung eines eigenen Referates für Jugendhilfe im Caritasverband im Jahr 1973 ist davon ebenso beredter Ausdruck wie dessen spätere inhaltliche Ausweitung auf Erziehungsbeistandschaft, sozialpädagogische Familienhilfe und die Ausweitung von Erziehungsberatungsstellen im Erzbistum: 1955 gab es davon erst zwei in Paderborn und Dortmund, 1973 hatte sich ihre Zahl gerade mal verdoppelt, um bis Ende der 1990er-Jahre auf zwanzig anzuwachsen. Die von den Kostenträgern ursprünglich erhoffte Kostensenkung blieb jedoch aus, denn die Problemlagen bei Kindern, Jugendlichen und deren Familien nehmen zu und werden immer anspruchsvoller.

Die Reformimpulse aus den späten 1960er-Jahren wirkten sich auch in andere Bereiche caritativer Arbeit aus, so in der Behindertenhilfe. Zunehmend traten an die Stelle der bis dahin üblichen Großeinrichtungen lebensweltlich orientierte stationäre und teilstationäre Einrichtungen. Das Arbeitsförderungs-gesetz von 1969 sicherte den „Behinderten einen Rechtsanspruch auf Maßnahmen der Arbeits- und Berufsförderung zu“, wodurch zwangsläufig die „Bundesanstalt für Arbeit zur zentralen Beratungs-, Vermittlungs- und Finanzierungsstelle“ wurde.

Das begleitende Rehabilitationskonzept regelte Erstausbildung und Umschulung, Beschäftigungsverhältnisse und „medizinische Hilfe“ durch entsprechende Kliniken. Die berufliche Ausbildung für Jugendliche und Erwachsene sowie die Schulpflicht (1966) für Kinder stellten wesentliche Voraussetzungen dafür dar, dass sich die „geschlossenen Anstalten“ für die Behinderten öffneten und sie an dem normalen Leben in Familie und wohnortnahen Umfeld wieder verstärkt teilnehmen konnten. Von den frühen Sparmaßnahmen im Sozialbereich blieb die Behindertenhilfe zunächst verschont, an weiteren Reformen hielt man auch nach 1975 fest. Die UN erklärte 1981 zum Jahr der Behinderten.

In diese Zeit fällt auch die Gründung eines eigenen Referates „Behindertenhilfe“ im Diözesan-Caritasverband (1977), während sich der Deutsche Caritasverband mit einem „Grundsatztext“ unter dem Titel „Behinderte Menschen – Auftrag, Aufgaben und Dienste der Caritas“ zu Wort meldete. Die ersten Schritte von der früher vorwiegend praktizierten Exklusion zur heute gewünschten Inklusion der Menschen mit Behinderungen sind seitdem gemacht. Neue differenzierte Angebote der Behindertenhilfe für Kinder und Erwachsene, abgestimmt auf das jeweilige Bildungs-, Arbeits-, Freizeit- und Lebensumfeld, helfen ihnen, eine barrierefreie Teilhabe in der Gesellschaft zu erreichen. Die vollständige Umsetzung der auch von Deutschland unterzeichneten UN-Behindertenrechtskonvention gehört bei weiterhin steigenden Zahlen von Menschen mit Behinderungen zu den großen gesellschaftlichen Herausforderungen der Zukunft.

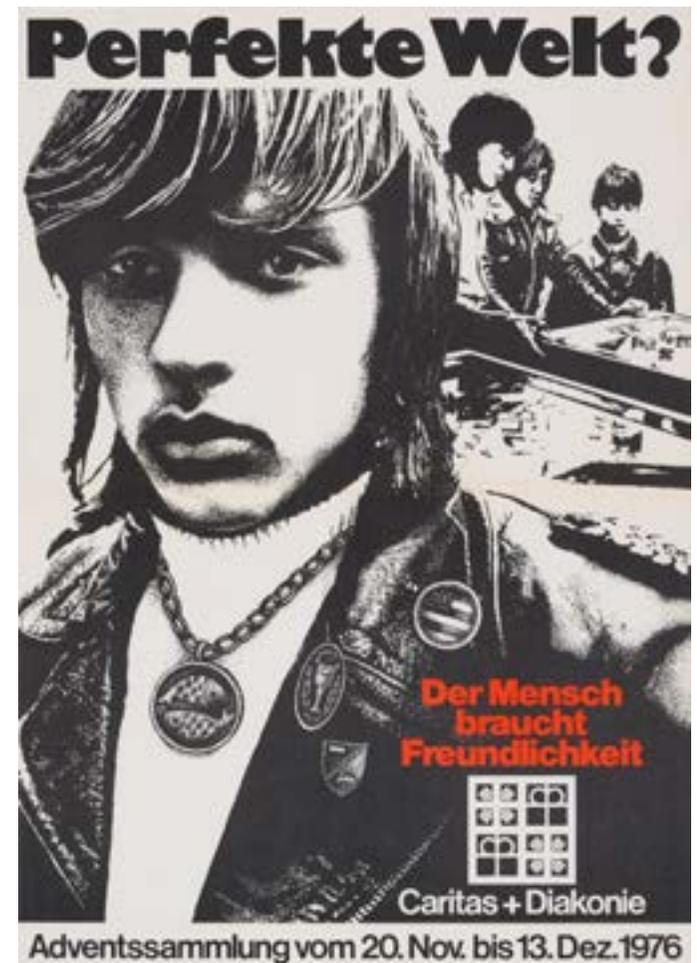
Neue Herausforderungen, neue Dienste

Um 1970 begann sich die Caritasarbeit zu verändern. Vorausgegangen war eine nüchterne Bilanz der Defizite in der Caritasarbeit, die zusätzlich noch durch von außen herangetragene Kritik an einzelnen Einrichtungen und Diensten unter Druck geriet. Aufgeführt wurde u. a., dass die Zahl der Ordensschwestern in den Krankenhäusern und in den Familien- und Caritaspflegestationen ständig abnahm, während die weltlichen Nachwuchskräfte durch eine säkularisierte Ausbildung im Sozialwesen geprägt waren. Auch bestehende Hang, immer größere und leistungsfähigere Krankenanstalten zu errichten und dafür gleichzeitig die kleinen, dezentralen Häuser aufzugeben. Und die Heimerziehung, namentlich die konfessionelle, wurde vor allem in ihrer Form der Fürsorgeerziehung vehement in der Öffentlichkeit kritisiert. Wie die zukünftige Caritasarbeit aussehen könnte, wurde schließlich mit dem Erfindungsreich-

tum der Caritas beantwortet, „wenn es darum geht, die Dienste dem Wandel der Not anzupassen“. Zeigte sich früher die Caritas „in erster Linie in vielen Häusern (Anstalten), durch die Hilfe gewährt wurde, so liegt zur Zeit ein großer Schwerpunkt der Arbeit in der offenen Hilfe, z. B. durch die in den letzten Jahren aufgebaute ambulante Familien-, Kranken- und Altenhilfe, die sich in arbeitsteiligen Sozialstationen zentralisiert, um ein spezifisches Angebot von Hilfen für größere Räume zu gewährleisten. Dem Bedürfnis nach Hilfe durch Rat und Zuspruch wurde durch die Einrichtung von neuen Beratungsstellen für Familien- und Erziehungshilfe, für Suchthilfe und Drogengefährdung entsprochen. Schwangere Frauen in Not finden bei der Caritas nicht nur Trost, sondern Hilfe zum Leben.“¹⁷

Im Bericht zum 60-jährigen Jubiläum des Diözesan-Caritasverbandes 1975 wurde nochmals Bezug genommen auf die neuen Hilfen und als Begründung dafür angeführt: „[...] aus der Wohlstandsgesellschaft heraus [entstanden] ganz neue Notstände, die neue Hilfen erforderte[n]. Die Wohlstandsgesellschaft, geprägt von den Maximen der Gesundheit, Schönheit und Jugend, produzierte neue Randgruppen.“¹⁸

Mit dem Ende des bundesdeutschen Wirtschaftswunders Ende der 1970er-Jahre ging es nicht mehr allein um Randgruppen. Arbeitslosigkeit wurde in den 1980er-Jahren plötzlich wieder zum Massenphänomen, gleichzeitig gerieten ganze gesellschaftliche Gruppen wie Alleinerziehende oder einkommensschwache Familien mit vielen Kindern unter Druck.



Randgruppen der „Wohlstandsgesellschaft“: Sammlungsplakat von 1976
Bild: Archiv Diözesan-Caritasverband



Armut als neue Herausforderung: Kleiderkammer des Sozialdienstes katholischer Frauen in Arnsberg

Foto: Christoph Meinschäfer

Mitte:

„Gastarbeiter“ in Lippstadt zu Beginn der 1960er-Jahre
Foto: privat

Armut war wieder ein Thema. 1993 sorgten die Ergebnisse einer vom Deutschen Caritasverband in Auftrag gegebenen Armutsstudie für Aufsehen. Eines dieser Ergebnisse lautete, „daß die Hälfte aller Personen, die die Dienste der Caritas in Anspruch nimmt, arm ist, entweder Sozialhilfe bezieht oder Anspruch darauf hätte“.¹⁹ Die Caritasverbände gaben mit ihrer „Option für die Armen“ eine eindeutige Stellungnahme ab. Die angespannte Lage der eigenen wie der öffentlichen Haushalte setzte sie unter Druck und zeigte, „wie anfällig unser System caritativer und sozialer Hilfe ist“.

Im Jahresbericht des Diözesan-Caritasverbandes wurde darauf aufmerksam gemacht, dass „manche Projekte, die mit öffentlichen Mitteln gefördert werden“, gefährdet seien. Mit „Armut“ war ein Thema „entdeckt“ worden, das quer zu den vorhandenen Arbeitsfeldern lag. Bis heute wird es immer wieder vom Diözesan-Caritasverband thematisiert und aus unterschiedlichen Perspektiven an Politik und breite Öffentlichkeit herangetragen. Konkret schlug es sich auch in „Lösungen“ wie z. B. in der Gründung von Tafeln, Warenkörben, Kleider- und Möbelshops, Suppenküchen und So-

zialkaufhäusern nieder, die seit 1993 in Deutschland aufkamen, sich mit der Zeit flächendeckend etablierten und in denen sich überwiegend ehrenamtliche Helfer engagieren. Das, was wie ein Erfolgsmodell aussieht, ist für die Caritas keineswegs ein Grund zum Feiern, spiegelt sich doch darin „eine unzureichende soziale Sicherung durch staatliche Sozialleistungen“. An Deutlichkeit lässt es die verbandliche Caritas nicht fehlen: „Dass es Tafeln gibt, ist gut für jene, die nichts zu essen haben, aber dass es sie in unserem reichen Land geben muss, ist eine Schande, mit der sich die Caritas nicht abfindet.“²⁰

In Zeiten des Wirtschaftswunders gelang die Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen und (Spät-)Aussiedlern noch verhältnismäßig leicht, zumal Arbeitskräftemangel auch weiterhin bestand. Ein Anwerbeabkommen mit Italien wurde 1955 geschlossen, um den bestehenden Arbeitskräftemangel zu beheben; weitere Abkommen mit südeuropäischen Staaten folgten noch bis 1968. Nach einer Absprache unter den freien Wohlfahrtsverbänden lag die Zuständigkeit für alle katholischen Ausländer im Erzbistum beim Diözesan-Caritasverband, weshalb das Referat „Katholische Lagerhilfe“ (vormals „Katholische Osthilfe“) zunächst um die Abteilung „Fürsorge für italienische Arbeiter“ erweitert wurde. Prälat Paul Kewitsch koordinierte um 1960 die Ausländersozialberatung.

Um 1970 lebten schließlich 46 000 italienische, spanische und portugiesische Arbeitnehmer mit ca. 14 000 Familienangehörigen im Erzbistum Paderborn. Bis 1990 stieg die Zahl der Ausländer auf über 382 000 Personen an, darunter 55 000 Italiener, Spanier und Portugiesen. Zehn bzw. 27 über die Diözese



verteilte Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen betreuten 1970 bzw. 1990 die ausländischen Arbeitskräfte und ihre Familienangehörigen, denen 18 bzw. 36 Zentren und Begegnungsstätten zur Verfügung standen. In Siegen wurde 1978 eigens ein „Sozialpädagogischer Dienst für ausländische Jugendliche des Caritasverbandes für das Erzbistum Paderborn e. V.“ eingerichtet.

Ab den 1980er-Jahren nahm die Zahl der sogenannten Spätaussiedler aus den Staaten des Ostblocks zu, eine Entwicklung, die bis in die frühen 1990er-Jahren anhielt und seitdem rückläufig ist. Gleichzeitig stieg auch die Zahl der Menschen aus allen Krisenregionen der Welt, die aus politischen Gründen in Deutschland um Asyl nachsuchten. Damit verbunden war eine Schwerpunktverlagerung in der Ausländerbetreuung, die zunehmend geprägt wurde von einer größeren Vielfalt an ethnischen, sozialen und kulturellen Hintergründen der Betroffenen. Deutschland ist ein Zuwanderungsland geworden. Die Vielfalt will gestaltet und begleitet werden, auch darin sieht der Diözesan-Caritasverband eine Zukunftsaufgabe.

Internationale Kontakte hat der Verband seit den frühen 1980er-Jahren aufgebaut. Mit Hilfsgütertransporten trug der Verband dazu bei, die Folgen des Kriegsrechtes in Polen für die dortige Bevölkerung zu lindern. Daraus haben sich enge Kontakte ins Nachbarland entwickelt. So wurde 1994 ein Partnerschaftsvertrag mit der Caritas des Ostsee-Bistums Köslin-Kolberg geschlossen. Während des Balkankrieges engagierte sich der Diözesan-Caritasverband mit Hilfsgütertransporten nach Kroatien. Mit dem Bau des Kinderferiendorfes in den ukrainischen Karpaten (gemeinsam mit anderen NRW-Diözesan-Caritasverbänden) reagierte der Verband auf die nukleare Katastrophe von Tschernobyl. Seit 1996 wird auch die Arbeit der Caritas in Kaliningrad, dem ehemaligen Königsberg, kontinuierlich begleitet. Mit finanzieller Unterstützung aus Paderborn ist dort ein Sozialzentrum für benachteiligte Kinder entstanden.

Innovationen und sozialpolitisches Engagement

Internationale Kontakte werden jedoch zunehmend nicht nur als einseitige Unterstützung ausländischer Partner verstanden. Seit 2009 nutzt der Diözesan-Caritasverband seine Verbindungen nach Polen, um polnische Frauen auf einen Einsatz als Haushaltshilfen in Deutschland vorzubereiten. Unter dem Namen „Heraus aus der Grauzone“ hat dieses Projekt zur fairen und legalen Beschäftigung polnischer Frauen bundesweite Beachtung gefunden. 2011 wurde es mit dem Menschenrechtspreis des polnischen Parlamentes ausgezeichnet (vgl. Beitrag Nr. 62).



Mit innovativen Projekten Lösungen für „Versorgungslücken“ aufzuzeigen, ist in den letzten Jahren zu einem Kennzeichen der Arbeit des Diözesan-Caritasverbandes geworden. Dazu zählen beispielsweise Projekte, in denen eine neue, gemeinsame (generalistische) Pflegeausbildung erprobt wurde oder in denen Ansätze aufgezeigt werden, wie ein selbstbestimmtes Wohnen für ältere Menschen mit Behinderungen ermöglicht werden kann.

Der Diözesan-Caritasverband ist zugleich Anwalt und Mahner in einem gesellschaftspolitischen Kontext. Nicht nur „Pflaster zu verteilen“, sondern den Finger auf die Wunde zu legen, um sozialpolitische Lösungen einzufordern für Menschen, die selbst keine Lobby haben, ist erklärtes strategisches Ziel für die Zukunft des Verbandes. Darin ist die Caritas den biblischen Prophetengestalten nicht unähnlich, die immer wieder auf den Vorrang der Menschlichkeit aufmerksam machen, weil sie den Menschen als Abbild Gottes verstehen.

Mein Dank gilt den Herren Sauer und Breul (Diözesan-Caritasverband) für Anregung und Kritik sowie Frau Hensle, Caritas-Bibliothek, und Herrn Reininger, Archiv beim Deutschen Caritasverband e. V., Freiburg, für unkomplizierte Hilfe.

Der Caritasverband versteht sich nicht nur als Anbieter sozialer und gesundheitlicher Dienstleistungen, sondern auch als Anwalt und Solidaritätsstifter: Demonstration für den Erhalt der Förderung von Langzeitarbeitslosen, Paderborn 2011.
Foto: Jürgen Sauer

Quellen und Literatur (Auswahl)

Quellen

Archiv des Caritasverbandes für das Erzbistum Paderborn e.V. (ACV Pb)

Archiv des Deutschen Caritasverbandes e.V., Freiburg

Erzbistumsarchiv Paderborn (EBAP):

Bestand II, 5, 9;

Bestand XXII Nr. 7, 8, 11, 26, 31, 32, 33;

Bestand XXIII Nr. 7 u. 8; 10

Literatur

Archiv für Sozialgeschichte 47 (2007).

Becker, Joseph: „60 Jahre Caritasverband für das Erzbistum Paderborn“, in: Caritas im Blick (1975), S. 7–9.

Becker, Joseph: „Die Freie Wohlfahrtspflege“, in: Nordhues, Paul (Hg.), Handbuch der Caritasarbeit, Paderborn 1986, S. 261–268.

Becker, Joseph: „Mitgliedschaft im Caritasverband“, in: Nordhues, Paul (Hg.), Handbuch der Caritasarbeit, Paderborn 1986, S. 206–208.

Blaschke, Olaf: Die Kirchen und der Nationalsozialismus, Stuttgart 2014.

Bräcker, Antje u. a.: „Vom Almosen zur Solidarität. Begriffe und Konzepte des Helfens im Katholizismus von der Aufklärung bis ins späte 20. Jahrhundert“, Caritas – Barmherzigkeit – Diakonie, Münster 2013.

Braekling, Alois: „Die ersten 12 Jahre Caritasverband für das Bistum Paderborn 1915–1927“, in: Caritas-Kalender 36 (1955), S. 34–46.

Braekling, Alois: „Siebzehn Jahre Diözesan-Caritas-Direktor [Dr. Dietrich]“, in: Caritasruf 3 (1954).

Braekling, Alois: „Wie es weiterging. Plauderei über unseren Diözesan-Caritasverband von 1928 an“, in: Caritas-Kalender 37 (1956), S. 34–39.

Brandt, Hans Jürgen (Hg.): Der Caritasverband für das Erzbistum Paderborn in Geschichte und Gegenwart, Paderborn u. a. 1993.

Brandt, Hans Jürgen: „Grundzüge der Caritasgeschichte“, in: Nordhues, Paul (Hg.), Handbuch der Caritasarbeit, Paderborn 1986, S. 142–158.

Brandt, Hans Jürgen | Hengst, Karl: „Das Bistum Paderborn im Industriezeitalter“, Paderborn 1997.

Brandt, Hans Jürgen | Hengst, Karl: „Das Bistum Paderborn 1930–2010“, Paderborn 2014.

Burtscheidt, Andreas: „Karl Joseph Schulte“, <http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/persoelichkeiten/S/Seiten/KarlJosephSchulte.aspx> (abgerufen am 10.09.2014).

Collinet, Michaela (Hg.): „Caritas – Barmherzigkeit – Diakonie: Studien zu Begriffen und Konzepten des Helfens in der Geschichte des Christentums vom Neuen Testament bis ins späte 20. Jahrhundert“, Münster 2014.

Diözesan-Caritasverband (Hg.): Caritas-Adreßbuch für das Erzbistum Paderborn, Paderborn 1947.

Diözesan-Caritasverband (Hg.): Caritas-Handbuch für das Erzbistum Paderborn, Paderborn 1959.

Erzbischöfliches Generalvikariat Paderborn (Hg.): Erzbistum Paderborn. Kirche zwischen Weser und Ruhr, Paderborn 1986.

Fabian, Wolfgang | Strümper, Walter u. a.: Auftrag und Dienst. Caritas im Kreis Höxter, Warburg [1999].

Föcking, Friederike: Fürsorge im Wirtschaftsboom: die Entstehung des Bundessozialhilfegesetzes von 1961, München 2007.

Frie, Ewald: „Brot und Sinn. Katholizismus und Caritasarbeit in der Zusammenbruchgesellschaft 1945“, in: Historisches Jahrbuch 117 (1997), S. 129–146.

Frie, Ewald: „Caritativer Katholizismus im expandierenden Wohlfahrtsstaat. Abschied von der Fürsorgeeinheit Gemeinde“, in: Jähnichen, Traugott u. a. (Hgg.), Caritas und Diakonie im „goldenen Zeitalter“ des bundesdeutschen Sozialstaates, Stuttgart 2010, S. 39–55.

Frie, Ewald: „Fürsorgepolitik zwischen Kirche und Staat – Wandererarmenhilfe in Preußen“, in: Kaiser, Jochen Christoph (Hg.), Soziale Reform im Kaiserreich, Stuttgart 1997, S. 114–127.

Frie, Ewald: „Katholische Wohlfahrtskultur im Wilhelminischen Reich: Der ‚Charitasverband für das Katholische Deutschland‘, die Vinzenzvereine und der ‚Kommunale Sozialliberalismus‘“, in: Kaiser, Jochen-Christoph (Hg.), Soziale Reform im Kaiserreich, Stuttgart 1997, S. 184–201.

Frie, Ewald: „Zwischen Katholizismus und Wohlfahrtsstaat: Skizze einer Verbandsgeschichte der Deutschen Caritas“, in: Jahrbuch für christliche Sozialwissenschaften 38 (1997), S. 21–42.

Gabriel, Karl | Große Kracht, Hermann-Josef, Franz Hitze (1851–1921), Sozialpolitik und Sozialreform: „beginnen wir einmal praktisch“, Paderborn 2006.

Gabriel, Karl: Caritas und Sozialstaat unter Veränderungsdruck: Analysen und Perspektiven, Münster 2007.

Gatz, Erwin (Hg.): Caritas und soziale Dienste, Freiburg 1997.

Gatz, Erwin: „Karitative Bemühungen im Bistum Paderborn während des 19. Jahrhunderts“, in: Paderbornensis Ecclesia, München 1972, S. 469–493.

Gronewald, Andreas: Das Essener Burggymnasium 1824–1945: eine Höhere Schule im Spiegel wechselnder politischer Machtssysteme, 1. Aufl., Essen: Klartext-Verl. 2012.

Großböbling, Thomas: Der verlorene Himmel. Glaube in Deutschland seit 1945, Göttingen 2013.

Große Kracht, Hermann-Josef: „Sozialer Katholizismus und demokratischer Wohlfahrtsstaat. Klärungsversuche zur Geschichte und Gegenwart einer ungewollten Wahlverwandtschaft“, in: Jahrbuch für Christliche Sozialwissenschaften 46 (2005), S. 45–97.

Hammerschmidt, Peter: Die Wohlfahrtsverbände im NS-Staat: Die NSV und die konfessionellen Verbände

Caritas und Innere Mission im Gefüge der Wohlfahrtspflege des Nationalsozialismus, Opladen 1999.

Hammerschmidt, Peter: Wohlfahrtsverbände in der Nachkriegszeit: Reorganisation und Finanzierung der Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege 1945 bis 1961, Weinheim u. München 2005.

Hehl, Ulrich von: „Karl Joseph Kardinal Schulte“, in: Rheinische Lebensbilder, Bd. 9, Köln 1982, S. 261–274.

Hehl, Ulrich von: „Schulte, Karl Joseph (1871–1941)“, in: Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1983, S. 680–682.

Hengst, Karl u. a. (Hgg.): Geliebte Kirche, gelebte Caritas, Paderborn 1995.

Hentschel, Volker: Geschichte der deutschen Sozialpolitik (1880–1980). Soziale Sicherung und kollektives Arbeitsrecht, Frankfurt/M. 1983

Hepp, Adalbert | Hradil, Stefan: Deutsche Verhältnisse: Eine Sozialkunde, Frankfurt/M. 2013.

Herbert, Ulrich: Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland, München 2001.

Herbert, Ulrich: Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert, München 2014.

Hockerts, Hans Günter: Der deutsche Sozialstaat: Entfaltung und Gefährdung seit 1945, Göttingen 2012.

Jähnichen, Traugott u. a. (Hg.): Caritas und Diakonie im „goldenen Zeitalter“ des bundesdeutschen Sozialstaats, Stuttgart 2010.

Jähnichen, Traugott | Friedrich, Norbert | Witte-Karp, André (Hgg.): Auf dem Weg in „dynamische Zeiten“: Transformationen der sozialen Arbeit der Konfessionen im Übergang von den 1950er zu den 1960er-Jahren, Münster 2007.

Jähnichen, Traugott, Kaminsky, Uwe | Kunter, Katharina (Hgg.), Abschied von der konfessionellen Identität?: Diakonie und Caritas in der Modernisierung des deutschen Sozialstaats seit den sechziger Jahren, Stuttgart 2012.

Kaiser, Jochen-Christoph: Freie Wohlfahrtspflege im NS-Staat, München 1993.

Kaiser, Jochen-Christoph (Hg.): Soziale Reform im Kaiserreich, Stuttgart 1997.

Kiebel, Hannes: 100 Jahre Verein für Katholische Arbeiterkolonien in Westfalen: 1888–1988, Münster 1988.

Kilian, Lothar: Die unbekannte Winterhilfe: die großen Nothilfensammlungen in den Krisenjahren der Weimarer Republik, Paderborn 2013.

Kirchliche Kriegshilfe Paderborn: 5. Tätigkeitsbericht der Kriegshilfe zu Paderborn über die Zeit vom 1. Oktober 1917 bis zum 1. Oktober 1918, Paderborn 1918.

Klein, Franz: Ordnung der Caritasarbeit auf der Orts-, Dekanats- und Kreisebene im Erzbistum Paderborn, in: Caritas-Nachrichten für das Erzbistum Paderborn 12 (1967), S. 207–211.

Knievel, Wilfried: 50 Jahre Caritasverband Hagen. Ein Großstadt-Caritasverband im Blickpunkt der Öffentlichkeit, in: Caritas-Nachrichten für das Erzbistum Paderborn 16 (1971), S. 408–411.

Kösters, Christoph: Caritas in der SBZ/DDR, Paderborn; München; Wien: Schönigh 2001.

Kranstedt, Gabriele: 100 Jahre IN VIA Katholische Mädchensozialarbeit, in: Caritas '95. Jahrbuch des Deutschen Caritasverbandes (1994), S. 351–360.

Kroll, Silvia: Caritas in der SBZ/DDR, in: Katholische Kirche in SBZ und DDR (2005), S. 251–271.

Lessenich, Stephan | Nullmeier, Frank: Deutschland. Eine gespaltene Gesellschaft. Frankfurt/M. 2006.

Liese, Wilhelm: Lorenz Werthmann und der deutsche Caritasverband, Freiburg i. Br. 1929.

Liese, Wilhelm: Wohlfahrtspflege und Caritas im Deutschen Reich, in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Luxemburg, Mönchengladbach 1914.

Lindner, Ulrike: Die Krise des Wohlfahrtsstaats im Gesundheitssektor: Bundesrepublik Deutschland, Großbritannien und Schweden im Vergleich, in: Archiv für Sozialgeschichte 47 (2007), S. 297–324.

Manow, Philip: Plurale Wohlfahrtswelten. Auf der Suche nach dem europäischen Sozialmodell und seinen religiösen Wurzeln, in: Jahrbuch für christliche Sozialwissenschaften 46 (2005), S. 207–234.

Maurer, Catherine: Der Caritasverband zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik: zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des caritativen Katholizismus in Deutschland, Freiburg 2008.

Maurer, Michaela (Hg.): Caritas – Barmherzigkeit – Diakonie: Studien zu Begriffen und Konzepten des Helfens in der Geschichte des Christentums vom Neuen Testament bis zur Gegenwart, Münster 2013.

Mooser, Josef: „Das katholische Vereinswesen in der Diözese Paderborn um 1900: Vereinstypen, Organisationsumfang und innere Verfassung“, in: Westfälische Zeitschrift 141 (1991), S. 447–461.

Multhaupt, Hermann: Prälat Dr. Aloys Braekling gab der Caritas ihr menschliches Gesicht: Sonntagsbraten an hungernde Frau verschenkt, 2002.

Nies, Walter: Bilder von Not und Hilfe: der Diözesan-Caritas-Verband zeigt Bilder von Not und Hilfe im Erzbistum Paderborn. 90 Jahre Diözesan-Caritasverband Paderborn 1915–2005, hg. v. Paul Kewitsch, Nachdr. der Ausg. von 1948, Paderborn 2006.

Nordhues, Paul (Hg.): Handbuch der Caritasarbeit: Beiträge zur Theologie, Pastoral und Geschichte der Caritas mit Überblick über die Dienste in Gemeinde und Verband, Paderborn 1986.

Obsequium Christi. Gedenkausstellung des Historischen Archivs des Erzbistums Köln zum 50. Todestag von Karl Joseph Kardinal Schulte am 10. März 1991.

Piesczek, Uwe: Truppenübungsplatz Senne. Zeitzeuge einer hundertjährigen Militärgeschichte: Chronik, Bilder, Dokumente, Paderborn 1992.

Post, Franz-Joseph | Thien, Ulrich: Die katholische Wohnungslosenhilfe zwischen Hamm und Paderborn, eine Pilotstudie, Münster 2006.

Reininger, Mathias | Deutscher

Caritasverband: Denkschriften und Standpunkte der Caritas in Deutschland: Die Zeit von 1950 bis 1997, Freiburg 1997.

Riechert, Karen: Caritas und Sozialpolitik in der Weimarer Republik. Die ersten hundert Jahre. Forschungsstand zur Caritas-Geschichte; Dokumentation eines Symposiums der Fortbildungs-Akademie des Deutschen Caritasverbandes, Freiburg 1998, S. 71–77.

Richter, Ingrid: Katholizismus und Eugenik in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Zwischen Sittlichkeitsreform und Rassenhygiene, Paderborn 2001.

Ries, Roland | Marzi, Werner (Hg.): Caritas im Bistum Trier. Eine Geschichte des Heilens und Helfens, Trier 2006.

Ritter, Gerhard A.: Der Sozialstaat: Entstehung und Entwicklung im internationalen Vergleich, München 2010.

Sachße, Christoph: Verein, Verband und Wohlfahrtsstaat: Entstehung und Entwicklung der „dualen“ Wohlfahrtspflege, Frankfurt, 1996.

Sachße, Christoph | Tennstedt, Florian: Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland, Bd. 2: Fürsorge und Wohlfahrtspflege 1871–1929, Stuttgart [u. a.] 1988.

Sachße, Christoph | Tennstedt, Florian: Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland, Bd. 3: Der Wohlfahrtsstaat im Nationalsozialismus, Stuttgart [u. a.] 1992.

Sachße, Christoph | Tennstedt, Florian: Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland, Bd. 1: Vom Spätmittelalter bis zum Ersten Weltkrieg, 2., verb. und erw. Aufl., Stuttgart 1998.

Sondermann-Becker, Ulrich: Die Armee der Nichtseßhaften ist schärfstens auszuheben! – Evangelische Wandererfürsorge in Westfalen im „Dritten Reich“, in: Westfälische Forschungen 43 (1993) S. 331–356.

Stambolis, Barbara: Flüchtlingsarbeit im Erzbistum Paderborn nach 1945, in: Leidinger, Paul (Hg.), Deutsche Ostflüchtlinge und Ostvertriebene in Westfalen und Lippe nach 1945, Münster 2011, S. 191–211.

Stambolis, Barbara: Glaube und Heimat. Die Flüchtlingsarbeit der Katholischen Osthilfe im Erzbistum Paderborn nach 1945, Paderborn 1998.

Verein für Katholische Arbeiterkolonien in Westfalen (Hg.): 100 Jahre Verein für Katholische Arbeiterkolonien in Westfalen 1888–1988, Münster 1988.

Vorländer, Herwart: Die NSV. Darstellung und Dokumentation einer nationalsozialistischen Organisation, München 1988.

Vosskamp, Sabine: Katholische Kirche und Vertriebene in Westdeutschland: Integration, Identität und ostpolitischer Diskurs 1945–1972, Stuttgart 2007.

Wagener, Ulrich: Das Erzbistum Paderborn in der Zeit des Nationalsozialismus. Beiträge zur regionalen Kirchengeschichte 1933–1945, Paderborn 1993.

Weitlauff, Manfred: Schulte, Karl Joseph, in: Neue deutsche Biographie, Bd. 23 (2007), S. 690–691.

Wendtland, Hans Carl: Die weiblichen Orden und Kongregationen der katholischen Kirche und ihre Wirksamkeit in Preußen von 1818–1918, Paderborn 1924.

Wollasch, Andreas: Wohlfahrtspflege in der Region, Paderborn 1997.

Wollasch, Andreas: Wohlfahrtspflege in Westfalen-Lippe, Münster 1995.

Ziemann, Benjamin: „Zwischen sozialer Bewegung und Dienstleistung am Individuum: Katholiken und katholische Kirche im therapeutischen Jahrzehnt“, in: Archiv für Sozialgeschichte 44 (2004), S. 357–393.

Mitglieder des Diözesan-Caritasverbandes Paderborn – damals und heute

**Am 8. Dezember 1915 gründeten 26 Caritas-
Fachvertretungen und -Ortsverbände den
Caritasverband für das Bistum Paderborn**

Vinzenz-Vereine/-Konferenzen

Elisabeth-Vereine/-Konferenzen

heute: Caritas-Konferenzen im Erzbistum Paderborn e. V.

Katholischer Erziehungsverein

heute: Jugendhilfe im Erzbistum Paderborn gGmbH

Katholischer Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und
Kinder, Zentrale Dortmund

heute: Sozialdienst kath. Frauen Gesamtverein e. V.

Katholischer Männerfürsorgeverein

heute: Sozialdienst kath. Männer SKM, Diözesanverband

Katholischer Mädchenschutzverein und Bahnhofsmision

*heute: IN VIA Diözesanverband Paderborn für Mädchen-
und Frauensozialarbeit e. V.*

Verband der Katholischen Krankenhäuser

Verband der Katholischen Waisenhäuser

Fürsorge-Erziehungsanstalten der Diözese Paderborn

Krüppelfürsorgeverein – Josefs-Gesellschaft

Antialkoholvereine – Kreuzbündnis

heute: Kreuzbund Diözesanverband Paderborn e. V.

Katholischer Gefängnishilfsverein

Verband der Katholischen Kinderhorte

Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen
Unsittlichkeit

Katholische Altersversorgungsheime

Ledigenheime und Hospizien der Katholischen
Gesellenvereine

Bonifatius-Sammelvereine

Vertretungen für ländliche Krankenpflege

Franziskus-Regis-Verein

Raphaelsverein

Diözesanverein der Taubstummenfürsorge

Diözesanverein der Blindenfürsorge

Caritasverband Erfurt

Caritasverband Wattenscheid

Albertus-Magnus-Verein

Hildegardis-Verein

Mitglieder im Jahr 2015

Laut Satzung besteht der Caritasverband für das Erzbistum Paderborn e. V. aus Gliederungen (Orts- und Kreis-Caritasverbände), Fachverbänden und korporativen Mitgliedern

Orts- und Kreis-Caritasverbände

Caritasverband Arnberg-Sundern e. V.
Caritasverband für das Dekanat Bielefeld e. V.
Caritasverband Brilon e. V.
Caritasverband im Dekanat Büren e. V.
Caritasverband für die Stadt Castrop-Rauxel e. V.
Caritasverband Dortmund e. V.
Caritasverband für den Kreis Gütersloh e. V.
Caritasverband Hagen e. V.
Caritasverband Hamm e. V.
Caritasverband für die Stadt und den Kreis Herford e. V.
Caritasverband Herne e. V.
Caritasverband für den Kreis Höxter e. V.
Caritasverband Iserlohn, Hemer, Menden, Balve e. V.
Caritasverband für den Kreis Lippe und die Stadt Bad Pyrmont e. V.
Caritasverband Lünen-Selm-Werne e. V.
Caritasverband Meschede e. V.
Caritasverband für das Dekanat Minden e. V.
Caritasverband für den Kreis Olpe e. V.

Caritasverband Paderborn e. V.
Caritasverband Siegen-Wittgenstein e. V.
Caritasverband für den Kreis Soest e. V.
Caritasverband für den Kreis Unna e. V.
Caritas-Verband Witten e. V.

Fachverbände

Caritas-Konferenzen im Erzbistum Paderborn e. V.
IN VIA Diözesanverband Paderborn für Mädchen- und Frauensozialarbeit e. V.
Kreuzbund Diözesanverband Paderborn e. V.
Malteser Hilfsdienst e. V. in der Erzdiözese Paderborn
Sozialdienst katholischer Frauen/ Sozialdienst Katholischer Männer im Erzbistum Paderborn
Vinzenz-Konferenzen im Erzbistum Paderborn e. V.

Korporative Mitglieder

Zurzeit (März 2015) sind 89 Träger von katholischen Krankenhäusern, Alten- und Jugendhilfe-Einrichtungen sowie Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen korporative Mitglieder.

Die Leitung des Caritasverbandes für das Erzbistum Paderborn e. V. seit 1915

Stand 30.09.2015

Vorsitzender

Prälat Christian Bartels
1915 – 1934

Prälat Dr. Aloys Braekling
1934 / 1937 – 1961

Weihbischof Wilhelm Tuschen
1961

Weihbischof Dr. Paul Nordhues
1961 – 1973

Prälat Joseph Becker
1973 – 2002

Msgr. Thomas Dornseifer
2002 – 2004

Weihbischof Manfred Grothe
2004 – 2013

Domkapitular Dr. Thomas Witt
seit 2013

Direktor (bis 1924 „Sekretär“)

Ludwig Litzinger
1915 – 1917

Prälat Dr. Aloys Braekling
1917 – 1935

Friedrich Ahlbäumer
1935 – 1937

Dr. Rudolf Dietrich
1937 – 1954

Heinrich Strüver
1954 – 1967

Prälat Joseph Becker
1967 – 1973

Hans Wilk
1973 – 1991

Volker Odenbach
1991 – 2009

Josef Lüttig
seit 2009

Mitglieder des Vorstandes (seit 1973)

Klaus Bathen, Dortmund, seit 2015

Sr. Angela Benoit, Salzkotten, seit 2015

Ulrich Borchert, Gütersloh, seit 1993,
stellv. Vorsitzender seit 2003

Anita Buchheister, Olsberg, 2003–2012

Sr. Rotraud Helle, Brilon, 1997–2015

Helmut Kohls, Dortmund, 2005–2012

Sr. Waldeburg Krämer †, Borchen, 1988–1997

Lorenz Ladage, Dortmund, 1982–1997,
stellv. Vorsitzender 1994–1997

Dr. Lorenz Ladage, Dortmund, seit 2012

Brigitte Lutter, Arnsberg, seit 2012

Günther Nierhoff, Dortmund, 2006–2015

Elsbeth Rickers †, Wenden, 1973–1993,
stellv. Vorsitzende 1973–1993

Alfred Schneider †, Hamm, 1973–1982

Irmgard Thierau, Hagen/Holtgast, 1997–1999

Dieter Wiethoff, Meschede, 1973–1993

Sigrid Wittreck †, Arnsberg, 1993–2003,
stellv. Vorsitzende 1998–2003

Alfred Wolbeck, Dortmund, 2000–2004

Mitglieder des Verwaltungsrates (seit 2006)

Elisabeth Adler, Menden
seit 2006

Christian Bambeck, Büren
seit 2012

Hubert Berschauer, Siegen
seit 2012

Hubert Böddeker, Paderborn
seit 2015

Michael Brüggelolte, Rietberg
2006–2012

Hubert Jung, Dortmund
2006–2012

Ulrich Paus, Bielefeld
2006–2015, Vorsitzender 2012–2015

Georg Rupa, Dortmund
seit 2012

Heinrich Steinkemper, Arnsberg
2006–2012, Vorsitzender bis 2012

Rolf Steins, Hamm
2006–2012

Thomas Tiemann, Castrop-Rauxel
seit 2012

Hubert Vornholt, Olsberg
seit 2006, Vorsitzender seit 2015

Aus der Zentralstatistik des Deutschen Caritasverbandes für den Diözesan-Caritasverband Paderborn

Stand 2012

	Einrich- tungen	Betten Plätze	Betreute	Mitarbeiter Gesamtzahl	weiblich	teilzeitbeschäf- tigt, inkl. gFB	Ordens- angehörige	umgerechnete Vollzeitstellen
Gesundheitshilfe								
Stationäre Einrichtungen	55	12.578	516.530	24.375	77,8 %	44,2 %	0,3 %	16.612,2
Einrichtungen/Dienste der offenen Hilfe	152	0	36.953	3.431	92,9 %	88,9 %	0,0 %	1.682,1
Aus- und Fortbildungsstätten	24	980	2.335	163	76,1 %	53,4 %	0,0 %	109,6
	231	13.558	555.818	27.969	79,8 %	49,7 %	0,3 %	18.403,9
Kinder- und Jugendhilfe								
Stationäre Einrichtungen	34	1.739	3.034	1.626	72,1 %	41,4 %	0,1 %	1.214,3
Tageseinrichtungen	664	36.392	41.718	8.082	86,1 %	79,2 %	0,0 %	5.404,2
Einrichtungen/Dienste der offenen Hilfe	80	0	21.861	475	84,4 %	76,0 %	0,2 %	269,7
Aus- und Fortbildungsstätten	1	386	386	32	59,4 %	37,5 %	0,0 %	24,5
	779	38.517	66.999	10.215	78,3 %	72,9 %	0,0 %	6.912,8
Familienhilfe								
Stationäre Einrichtungen	3	124	2.232	21	81,0 %	57,1 %	0,0 %	6,1
Einrichtungen/Dienste der offenen Hilfe	58	0	12.378	194	93,8 %	87,6 %	0,0 %	102,0
	61	124	14.610	215	92,5 %	84,7 %	0,0 %	108,0
Altenhilfe								
Stationäre Einrichtungen	138	10.323	46.283	10.189	90,9 %	77,2 %	1,0 %	5.972,9
Tageseinrichtungen	31	586	5.132	388	81,2 %	87,1 %	0,0 %	187,8
Einrichtungen/Dienste der offenen Hilfe	46	0	14.532	378	79,9 %	92,9 %	0,0 %	116,8
Aus- und Fortbildungsstätten	12	405	999	80	72,5 %	61,3 %	0,0 %	56,9
	227	11.314	66.946	11.035	90,1 %	77,9 %	0,9 %	6.334,4
Behindertenhilfe / Psychiatrie								
Stationäre Einrichtungen	38	1.865	1.979	1.873	78,3 %	67,0 %	0,1 %	1.244,0
Tageseinrichtungen	40	5.845	9.179	2.239	52,8 %	32,6 %	0,1 %	1.869,9
Einrichtungen/Dienste der offenen Hilfe	46	0	5.389	460	82,4 %	85,9 %	0,0 %	250,6
	124	7.710	16.547	4.572	66,2 %	52,1 %	0,1 %	3.364,5
Weitere soziale Hilfen								
Stationäre Einrichtungen	12	188	3.406	103	67,0 %	64,1 %	0,0 %	62,8
Tageseinrichtungen	9	0	10.144	34	67,6 %	91,2 %	2,9 %	17,4
Einrichtungen/Dienste der offenen Hilfe	297	0	208.818	1.704	70,7 %	60,7 %	0,1 %	1.172,3
Aus- und Fortbildungsstätten	5	881	3.953	151	72,8 %	70,9 %	0,0 %	95,7
	323	1.069	226.321	1.992	70,7 %	62,1 %	0,1 %	1.348,1
	1.745	72.292	947.241	55.998	80,5 %	60,3 %	0,3 %	36.471,8

Flammescat ignis caritatis –
Auf lodern möge die Flamme
der Liebe Christi!

Bischof Karl Joseph Schulte (1915)

